Wanderjahre in Italien.

Wanderjahre

in

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1890.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie

aus

Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Siebente Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1890.

An

Friedrich Althaus

in London.

Rom 1855.

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Inhalt.

Die Insel Elba.

1852.

Ein mal in der Woche macht zur Sommerszeit das toscanische Staatsdampfschiff „Giglio" die Fahrt nach Elba, Regierungsdepeschen und Passagiere hinüberzubringen. Sie dauert, von Livorno aus, gegen fünf Stunden, weil sie über Piombino geht, wo das Schiff eine Weile anlegt.

Immer längs der stillen Küste, an den Maremmen hinsegelnd, erfreut man sich der grünen Niederung, die sich zum Meere senkt und nach dem Innern zu durch das Gebirge geschlossen wird, welches die Landschaft von Volterra durchzieht. Türme an solchen Stellen, wo ein Landungsplatz sich befindet, wenige kleine Hafenorte, einige Fabrikgebäude und zerstreut liegende Campagnahäuser, unterbrechen den einförmigen Strich der Maremmen, welche von Arbutusbuschwäldern und Myrten grünen, und in ihrem Dickicht die reichste Jagd von Wildschweinen hegen.

Zur Zeit der Etrusker standen auf dieser Küste reiche und durch ihre Cultur mächtige Städte von Volaterrä ab bis nach Cäre und bis Veji in die Campagna von

Rom hinunter. Man kommt an dem alten Cecina vorbei, einem noch heute mit demselben Namen bestehenden Ort, hart an der Küste. Weiter südlich lag das berühmte Vetulonia, dann Populonium, eine der mächtigsten Städte der Etrusker, welche ihre Herrschaft auf alle umliegenden Inseln erstreckt hatte. Sie wurde im Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla zerstört, sodaß schon zur Zeit des Strabo von ihrer Größe nichts mehr übrig war als ein alter Turm, einige Tempel und Mauerreste. Ihre Trümmer sieht man auf dem Vorgebirg der kleinen Halbinsel, die das Ufer hier ausstreckt, überwildert von Gestrüpp und Haidekraut; eine kleine befestigte Ortschaft liegt auf ihrer Stelle. Um die Halbinsel von Populonium segelnd, kommt man in den Hafen Piombino.

Diese kleine Stadt von kaum 1200 Einwohnern war einst die Herrschaft des Hauses Appiani und im Jahre 1805 des Corsen Felix Bacciochi, Herzogs von Lucca und Piombino, und Gemals der Elisa Bonaparte. Nach dem Aussterben der Appiani im Jahre 1631 kam das Fürstentum an Spanien, und 1681 an Hugo Buoncompagni-Ludovisi, dessen Nachkommen es seit 1815 wieder besitzen unter toscanischer Oberhoheit. Die kleinen Gassen der Stadt mit ihren gelben Häusern, das fürstliche Schloß auf der Höhe, schwarze Mauern und ein verwitterter Turm auf einer zerrissenen Klippe am Hafen schauen einsam in das Meer hinab. Die Aussicht von der Stadt ist eines Herrschersitzes wert; ein ganzer Archipel liegt vor den Blicken, schöne Eilande in der blauen Meeresfläche, Giglio, Cervoli, Palmarola, Elba und Corsica. Gerade gegenüber, nur eine halbe Stunde

entfernt, erhebt Elba seine mächtigen Bergmassen, die turmgekrönten Inseln Cervoli und Palmarola vor sich.

Je näher man Elba kommt, desto rauher erscheinen seine Felsen; von Ortschaften ist kaum eine Spur zu sehen, außer einem kleinen Hafenort, den man linker Hand liegen läßt. Die Ufer schroff und von einer finstern Majestät. Hoch oben, auf der höchsten Spitze eines Bergs, steht kühn ein grauer, uralter Turm, vom Volk Torre di Giove genannt, ein ehrwürdiges Wahrzeichen für den Schiffer, der auf die Napoleonsinsel zusteuert.

Nun fliegt das Schiff um ein Vorgebirge, und nicht gering ist die plötzliche Ueberraschung. Denn mit einem mal zeigt sich der große schöne Golf von Porto Ferrajo, ein herrliches Halbrund, amphitheatralisch von hohen Bergen eingefaßt, deren Abhänge bis zum Meer bedeckt sind mit Gartenhainen und Villen, mit Landgütern und Kapellen, unter Cypressen, hohen Aloeblumen, und grünschattigen Maulbeerbäumen. Zur Rechten wird der Golf von einer Halbinsel umzogen, deren Isthmus sehr schmal ist, und auf dieser liegt Stadt und Hafen Porto Ferrajo, das alte Argous und das spätere Cosmopolis, ein schönes Denkmal des glücklichen Cosmus I. aus dem Hause Medici, und das Gefängniß Napoleons.

Ich betrat die Stadt mit dem Gefühl, in eine historische Idylle einzutreten. Die großen und ernsten Linien des schönen Golfs haben etwas Feierliches, die Stadt auf der Halbinsel, so graziös toscanisch, hat alles von ländlicher Einsamkeit und weltabgeschiedenem Behagen.

Die Straßen sind zusammengedrängt, doch überschau=

lich; die kleinen Plätze und duftige Gärten, die sich über die Höhen emporziehen, laden recht zum Bleiben ein. Die ganze Stadt schimmert in einer hell gelben Grundfarbe, welche zu dem frischen Grün der Bäume und dem tiefen Blau des Meeres sehr gut stimmt. Ein passender Aufenthalt für enttronte Könige, ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben!

Auch die Türme und Basteien dreier Forts, Stella, Falcone und Castell' Inglese, sehen nicht düster aus. Zu ihren Füßen liegt der kreisrunde Hafen, mit guten Quais eingefaßt, ein Werk des Cosmus von Medici. Durch die Tromba, das prächtige Tor in der Mitte, tritt man in die Stadt, nachdem man mit Befriedigung die vielverheißende Inschrift gelesen hat:

Templa Moenia Domos
Arces Portum Cosmus Med. Florentinorum Dux II
A Fundamentis Erexit A. D. MDXLVIII.

Alles hat demnach jener glückliche Cosmus hier erbaut, Tempel, Häuser, Mauern, Burgen und Hafen — und Napoleon zu bauen nichts übrig gelassen, als die Luftschlösser eines neuen Kaiserreichs.

Das Schiff landet an der Treppe, von welcher er sich einst mit seinen Garden nach Frankreich einschiffte; eine Scene, die sich die Einbildungskraft sofort wiederherstellt; und wie oft, und wo nicht in aller Welt, haben wir jenes Gemälde betrachtet: Napoleon's Einschiffung auf Elba. Aber das Auge blickt immer zu der zierlichen Stadt empor und sucht ihre einzige Merkwürdigkeit, die Wohnung des verbannten Kaisers.

„Seht ihr's nicht droben liegen, das gelbe freundliche Haus unter dem Stella-Fort? Es schaut gerade her zum Hafen; seht dorthin, wo die Schildwache an dem Schilderhause davorsteht."

Jenes mit den kleinen Fenstern? Welches Tuilerienschloß für einen Pygmäenkönig! Es gleicht einem Gartenpavillon.

„Das ist der Palast des Kaisers und heute das Haus des Gouverneurs."

Eine Barke bringt uns an den Quai, auf welchem Bewohner der Stadt sich neugierig versammelt haben. Da gibt es keine Zudringlichkeit wie in Livorno, wo man vor Barcarolen und Facchini seines Lebens nicht sicher ist; alles ist still, bescheiden und zufrieden. Aus dem Tor tritt man durch eine Gasse, welche Fisch- und Gemüsemarkt ist, auf die Piazza d'arme, einen langen und schmalen Platz, an dessen Ende die Hauptkirche der Stadt liegt. Die lautloseste Sonntagsstille herrscht hier, eine wahrhaft idyllische Stimmung und Lebensbehaglichkeit. Die reinlichen Häuser sind mit Blumen geschmückt, und von der Bedürfnißlosigkeit der Bewohner zeugen die kleinen Verkaufsläden, das Kaffeehaus und der anspruchslose Gasthof L'ape d'oro, in welchem ich mit meinem Reisegefährten einkehre. Ein einfaches Speisezimmer, ein paar schlichte, ganz schweigsame Tischgäste, ein mittelmäßiger Inselwein, ein dürftig Mittagsbrot und ein billiger, freundlicher Wirt.

Wir finden keine Ruhe, ehe wir nicht zur Wohnung Napoleons hinaufgestiegen sind. Sie liegt zwischen dem Fort Stella und dem Falcone hoch auf dem Ufer, so

daß sie mit der Vorderseite auf den Golf, mit der Hinterseite aufs Meer nach Piombino blickt, und eine sehr schöne Aussicht gewährt. Aber dieser Blick in das sonnige weite Meer und auf die lockenden Küsten Italiens ist für einen verbannten Kaiser zu aufregend.

Das Haus besteht aus einem platten Mittelgebäude von zwei Stockwerken mit vier Fenstern in der Fronte und zwei kleinen Seitenflügeln, welche beträchtlich niedriger sind. Durch diese geht man in das Innere, denn das Mittelgebäude hat keine Thür. Eine Mauer umschließt den kleinen Garten, in welchem Napoleon seine Morgen- und Abendspaziergänge zu machen pflegte. Citronenbäume, Blumen, ein paar Marmorbilder im Grün, das ist der ganze Reichtum des kaiserlichen Gartens von Elba. Napoleon selbst hat ihn angelegt und mit Akazien geschmückt. Mir erschien es sehr charakteristisch, daß ich in ihm Kanonen aufgestellt fand. Da der Garten zum Bereich des Stella-Forts gehört, dient er zugleich als Schanze, und ohne Zweifel standen dort die Kanonen schon zur Zeit Napoleons unter den Blumen aufgepflanzt; waren sie doch die Lieblingspflanzen des Kaisers, ihm schöner duftend als Rosen und Orangeblüten, und so mag man ihn hier in seinem kleinen Kanonengarten umherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blick greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Continent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm seine Thaten zuruft, seine Thatlosigkeit anklagt, und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, du schläfst!

Aber gestehen wir es, das Bild Napoleons auf Elba

erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft eines einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfordert, ist immer bewundernswert; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem eigenen und kleinen Egoismus dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; wie er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihren Bedürfnissen abgelöst war; sein Kampf war titanisch, wie der des Einzelnen gegen die Weltordnung sein mußte; sie zerbrach ihn, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und den Hundert Tagen.

Napoleon auf Sanct Helena ist wieder eine ganz andere Gestalt. Da erregt er die tragische Wehmut, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

Wie sonderbar! Es gibt in diesem tyrrhenischen Meer noch ein zweites Felseneiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Es ist Capri, die Einsiedelei des furchtbaren Tiberius. Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei widerspruchsvolle Kehrseiten der Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt von Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der unbestritten die Welt besitzt und sie gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt, und der sich mit einem

halb ironischen, halb furchtsamen Lächeln freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reichs verbannt, als ein Eremit zu leben.

Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon nach Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europas aus einer romantischen Anwandelung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleons Verbannung nach Elba liegt, plötzlich, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon auf diese Eiseninsel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als 20 Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem einst Porsenna, König jener Etrusker, die zuerst die Erze Elba's verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergerät zu verwenden, hat mit dem Eisen dieses Eilands die Welt bezwungen.

Durfte man glauben, daß der Beherrscher von halb Europa, der sich gewöhnt hatte, mit Königskronen zu spielen, urplötzlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, welcher auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Diocletian, an Tiberius, an Karl V.? Müde Herrscher legen das Diadem ab, weil es drückend ist, und nachdem sie selbst gesättigt wurden; aber auch die wucht-

vollste Krone hat noch nie dem Haupt eines Mannes zu schwer geschienen, der sie als Emporkömmling dem Glück abgerungen hatte. Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht demselben Schicksal im Kampf erlagen. Wunderlicher Einfall also, den corsischen Löwen auf dieses Eiland, ins offene Meer zwischen Frankreich und Italien hinzusetzen, gerade in den Brennpunkt seiner Herrscherleidenschaften.

Es liegt indeß doch ein tieferer Sinn in diesem Ort von Napoleons Verbannung. Das Verhängniß, welches über große Menschen hereinbricht, ist oft von einer bittern Ironie. Es pflegt seine Opfer in ihren eigenen Anfang zurückzuschleudern und dann zu erschlagen, wenn sie die Götter des Glücks zum zweiten mal versuchen. Wenn Napoleon einen jener gewaltigen Berge von Marciana erstieg, so konnte er von ihrem Gipfel Corsica sehen, nahe vor sich mit seinen Städten, Wäldern und Bergen, mit tausend Stellen, die ihm seine Jugend ins Gedächtniß riefen. Der Anblick mußte ihm schmerzlich sein. So fand er sich gegen das Land zurückgeworfen, aus welchem er als junger Mensch ausgegangen war, nur erst ein namenloser Sohn der Fortuna, mit ungewisser Sehnsucht nach großen Thaten. Dies war unerträglich. Er mußte den fatalistischen Ring zerbrechen; aber die Pein seines Schicksals wurde er doch nicht los, denn es ersparte ihm nicht, daß er von Elba nach Frankreich wiederum in der Gestalt des Abenteurers auszog, in welcher er einst von Corsica in die Welt gegangen war.

Als die Marschälle Macdonald und Ney Napoleon in Fontainebleau anzeigten, daß er als Souverän Elba

oder einen andern Ort, etwa Corsica, zu wählen habe, rief er heftig aus: „Nein! nein! Ich will nichts gemein haben mit Corsica!“ Es gehört wenig Psychologie dazu, hier in seiner Seele zu lesen. „Die Insel Elba! Wer kennt die Insel Elba? Man suche mir einen Offizier, welcher Elba kennt! Man zeige mir Karten, welche mir die Lage Elba's nennen!“ Elba — doch — Elba! Und ein Gedanke ging durch seine Seele. Die Günstlinge seiner Schwester Elise von Toscana waren es, welche Elba vorgeschlagen hatten, da es Toscana so nahe lag; und so ging er, als Resultat so vieler welterschütternder Kämpfe endlich die lächerliche Herrschaft einer kleinen Insel anzutreten.

Am 20. April 1814 nahm er von seiner Garde Abschied. Man mag es verzeihen, an Altes und Bekanntes zu erinnern. Ruft man sich doch gern das Bild eines außergewöhnlichen Menschen zurück, zumal in seinem Sturz. Denn an solchem Schauspiel erhebt sich die Seele zur weisern Betrachtung des Lebens und seiner ewigen Ordnung. Wenn kleine Menschen von der Höhe der Großen, worauf sie nicht ureigne Kraft, sondern nur die Schwachheit der Zeit stellte, stürzen, dann gibt es ein Ende mit Schrecken, doch kein tragisches. Vielleicht ist Napoleons Fall die größte Tragödie der Weltgeschichte.

Was sagte dieser Mann, als er von seinen Garden, das ist von seinem Kriegshandwerk, Abschied nahm? Seine Worte sind gemischt aus Unwahrheit und Wahrheit, aus Politik und Sentimentalität. Die ganze Abschiedsscene ist höchst charakteristisch, weil sie ganz thea-

tralisch ist. Um die Figur Napoleons hängt überhaupt viel mehr Theaterpomp und Bühnengoldbrocat, als um die des Alexander oder des Pompejus. „Seid treu dem neuen Könige, welchen Frankreich sich gewählt hat", so sagte er zu den weinenden Garden; „verlaßt nicht unser teures, zu lange Zeit unglückliches Vaterland. Weint nicht um mein Loos; ich werde immer glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können — nichts war leichter für mich; aber ich will ohne Aufhören dem Pfad der Ehre folgen. Noch habe ich zu schreiben, was wir gethan haben. Ich kann euch nicht Alle umarmen. Doch ich will euern General umarmen. Kommt, General ... (er schließt den General Petit in die Arme). Man bringe mir den Adler ... (er küßt den Adler). Teurer Adler! Möchten diese Küsse alle Braven im Herzen fühlen ... Lebt wol! meine Kinder ... meine Wünsche werden euch immer begleiten ... Bewahrt mein Andenken."

Am 27. April langte er, in elender Verkleidung, den Mordanschlägen der Provence entronnen, in Fréjus an, zurücklaufend seines Glückes eigne Straße. Die er einst von Aegypten her als Triumphator durchflogen, hatte er jetzt durcheilt als Postillon, als Lakai gekleidet.

Ein französisches und ein englisches Schiff lagen dort im Hafen bereit. Er wählte das englische. Am 5. Mai landete er in Porto Ferrajo; sieben Jahre später sollte er an demselben Tage auf einer fernen Insel im Ocean, deren Namen er kaum noch gehört hatte, sterben.

Es war 6 Uhr des Abends: ein südlich schöner Tag. Das Volk von Elba, seine Untertanen, stand auf dem

Quai. Arme Menschen in schafwollenen Jacken, die phrygische Mütze in der Hand, erwarteten sie verdutzt, scheu und neugierig den großen Mann, welcher die Welt bezwungen und Länder und Kronen verschenkt hatte, wie andere Könige Ringe und Ordenskreuze verschenken, als ihren eigenen Herrscher, als Fürsten von Elba. Eine Musikbande spielte auf, wie zu einem Schäferspiel. Napoleon blieb mißmutig die Nacht auf dem Schiff. Wie muß er sich nicht beengt gefühlt haben in diesem umzirkelten Golf, welchen die Felsenberge gefangen halten!

Als er das Ufer betrat, empfing ihn der bisherige französische Commandant Dalesme. Ihm hatte er seine Ankunft gemeldet und geschrieben: „General, ich habe meine Rechte den Bedürfnissen des Vaterlandes geopfert und mir die Besitzung und die Souveränetät der Insel Elba vorbehalten; macht den Einwohnern bekannt, daß ich ihre Insel zu meinem Aufenthalt wählte, sagt ihnen, daß sie immer der Gegenstand meines lebhaftesten Interesses sein werden."

Elba fortan der Gegenstand seines lebhaftesten Interesses! Eine Austernschale für die ganze Welt!

Der Bürgermeister und die Aeltesten von Porto Ferrajo stellten sich dar mit den Schlüsseln der Stadt. Der Kaiser empfing sie. Es war dieselbe Scene, die er so oft erlebt hatte, vor Berlin, vor Wien, vor Dresden, vor Mailand, vor Madrid, vor Moskau — nur die Schauspieler waren andere geworden . . . ein armer stammelnder Bürgermeister von Porto Ferrajo, und ein paar Aelteste des Städtchens.

Napoleon zog in das Haus des Gouverneurs, und dies eben ist jener kaiserliche Palast mit dem kleinen Kanonengarten und den kleinen Blumenstücken. Er fing ohne Säumen den Ausbau des Hauses an. Ich sah dort einen schönen Speisesaal und etwa 10 bis 12 kleinere und größere Gemächer, welche gegenwärtig der Commandant der Stadt und Festung bewohnt. Im Schlafzimmer Napoleons hängen Kupferstiche, welche Scenen aus Aegypten darstellen, und im Arbeitszimmer steht noch sein Schreibepult. Das war nun des Kaisers Tuilerienschloß, das Miniaturbild seiner Herrschaft, und im Verhältniß dazu stand auch sein Hof. Großmarschall des Palasts war Graf Bertrand; der Graf Cambronne, der Artilleriegeneral Drouot und Andere bildeten den Hof, der im ganzen Haushalt 35 woltitulirte Chargen zählte.

Wahrlich, der Aufenthalt in Elba glich dem Landleben eines römischen Kaisers, der sich dem Ceremoniel des großen Hofs in der lärmenden Hauptstadt entzieht und mit wenigen Vertrauten und Dienern Luft und Ruhe schöpfen geht in Antium oder in Bajä. Aber nein, diese Luft in Elba war für das Gefühl Napoleons vielleicht drückender, als jene auf der Scholle Sanct Helena, die er mit völliger Resignation betrat.

Man hatte ihm 700 Mann Garde zu Fuß und einige 80 Mann zu Pferde als Spielzeug überlassen. Nun denke man sich dieses Häuflein von Veteranen beisammen, wie Schiffbrüchige auf eine Insel verschlagen und dort am Strand gelagert. Wer zuhörte, was diese rauhen Männer, Franzosen, Corsen, Italiener, Polen, miteinander redeten, konnte die wunderbarsten Dinge hören und Bilder der

halben Erde an sich vorüberziehen sehn, die Pyramiden, die fürchterlichen Eisfelder in Rußland, die Alpen, Leipzig, Marengo, die Sonne von Austerlitz, Eylau und was nicht alles — Namen wie Ney — o, auch Ney, das schmerzt — Marmont — Bernadotte, das grimmt das alte Kriegerherz — — der falsche prächtige Murat! Was ward aus Murat? O, der ist drüben in Italien noch ein König! Wenn ein Schiff zwei, drei Tage läuft, so kann man ihm die Hand reichen. „Pazienza", sagt der Italiener — „Vive l'Empereur!" ruft der Franzose — „Noch ist nichts verloren", sagt der Pole. Manches mal wird exercirt, der Kaiser hat das Handwerk nicht verlernt. Brav wird mit den Kanonen gefeuert. Aber die Kanonen brummen doch nur in den Wind. Das ist eine schlechte Musik.

Man muß eine Unternehmung ausführen. Der Kaiser von Elba wollte sein neues Reich gleich in der ersten Zeit kennen lernen, und in Begleitung des englischen Botschafters Niel Campbell durchritt er die Insel. Man will wissen, daß er aus Furcht vor Meuchelmord jenen und Bewaffnete mit sich nahm. Er fürchtete besonders den Commandanten von Corsica, Brulart, welcher ehemals Hauptmann der Chouans und Freund George Cadoudals gewesen war, und jetzt wie zu Napoleons Hohn Corsica befehligte. In ein paar Tagen hatte der Kaiser sich überzeugt, daß sein Reich nicht groß sei; aber er faßte den Plan, zu bauen, Wege, Wasserleitungen, Verbesse-rungen anzubahnen. Er wollte Elba verschönern, wie Tiberius einst Capri verschönert hatte. Der unruhige

Geist schmachtete nach Beschäftigung, und die Zeit mußte vertrieben werden.

Napoleon auf dem kleinen Elba, bauend und Wege in das Gestein bahnend, ist ein tief gedankenvoller Mann, welcher Figuren und Linien in den Sand zeichnet; er ist der alte Fritz, nach der verlorenen Schlacht auf der Brunnenröhre sitzend und mit dem Stock so vor sich hin grabend.

Sein Blick fiel auf die Klippe Palmarola. Vierzig Garden schickte er aus, diese Insel zu nehmen, was ihnen Niemand wehrte, da Niemand darauf wohnte. Die alten Garden setzten einen Turm darauf, und so war das Reich vergrößert.

Auch jene kleine, öde Insel Pianosa, wohin einst Augustus seinen Enkel Agrippa Posthumus verbannt hatte, welchen Tiberius bald darauf durch abgesandte Mörder erwürgen ließ, besetzte Napoleon und bewehrte sie mit einer Schanze, vielleicht angelockt durch jene alten Kaisernamen, oder durch das Loos Agrippa's, mit dem er sein eigenes vergleichen mochte.

Er baute Magazine, Quais, ein paar Pferdeställe, eine Wasserleitung, ein Lazaret, ja selbst das kleine Theater in Porto Ferrajo, wo er seine kaiserliche Loge hatte, so gut wie in Paris. Für sich selbst legte er in der Campagna eine Villa an. Rechts vom Golf führte eine von ihm gebaute Straße zu diesem Versailles von Elba. Dahin ging oder ritt der Kaiser gern und unterhielt sich oft mit den Landleuten, die des Weges kamen, ihre fruchtbeladenen Esel vor sich hertreibend. Das Tal,

in welchem die Villa San Martino steht, und wo einst Scipio Nasica einen Palast gehabt haben soll, ist besonders schön. Es liegt den gewaltigen Bergen im Schoos die sich nach der corsischen Seite zu erheben. Ein Bach schlängelt sich durch die grüne Tiefe; zu beiden Seiten üppige Fülle von Baumwuchs, viele Häuser im Grün zerstreut, und wohin das Auge blickt, ein reicher Segen von blauen schwellenden Trauben, als stände man auf der Campagna Felice Neapels. Wer ein zufriedenes Herz hat, mag dort glücklich wohnen. Es gibt das ganze Jahr hindurch Rosen; die Lüfte sind mild und würzig, und wo sich das Tal gegen Porto Ferrajo öffnet, stralen Golf und Meer dem Blick entgegen.

Die Villa gehört heute dem Fürsten Demidoff. Dieser russische Krösus baut sie zu einem Napoleonsmuseum um. Es soll prächtig werden, mit Hallen von Marmor und Feensälen, worin man sämmtliche Thaten des Kaisers an den Wänden al fresco sehen wird. Napoleon selbst, der die Orangenbäume um die Terrasse des Landhauses pflanzte, begnügte sich, den Speisesaal in ägyptischem Stil ausmalen zu lassen; überhaupt war ihm die Erinnerung an Aegypten, wie es scheint, die liebste seines Lebens, denn sie war das romantische Heldengedicht seiner Jugend. Heute hat Demidoff alle erdenklichen Reliquien, die sich auf Napoleons Geschichte beziehen, gesammelt, und er wird sie in den Zimmern zu San Martino aufstellen. Eine lebendige Reliquie Napoleons, in deren Besitz der Principe gewesen ist, wird er aber in dieser Villa nicht aufstellen, weil er sie, wie man sagt, nicht wol gehalten hat, ich meine seine frühere Gemalin,

Mathilde Bonaparte, Tochter des Exkönigs Jérôme, Reliquie von Westfalen.

Wenn die Reliquien alle aufgestellt sein werden, so wird, sagten mir die Arbeiter an der Villa, der Fürst auf seine Kosten jeden Freitag ein Dampfschiff von Livorno nach Porto Ferrajo abgehen lassen, und dann kann die ganze Welt mitfahren, die schönen Sachen zu sehen. Jetzt aber darf Niemand hinein, und steht das auf der Warnungstafel aufgeschrieben. Und so konnte ich das Innere der kleinen bescheidenen Villa nicht betreten.

Wie ich nach Porto Ferrajo heimkehrte, tröstete mich dafür der schöne Mondschein, welcher viele Dinge zu erzählen wußte. Ruinen, gleichwie Erinnerungen jeder Art, lassen sich am besten beim Mondschein betrachten und bedenken; der Zauber eines zweifelnden Lichts stimmt so wol mit allem, was vergänglich ist.

Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Tränen der Wehmut gerührt werden? Ich bezweifle das; ich glaube es nicht.

Es gibt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt, er heißt Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen des Altertums bewegte mich tief, als ich auf dem Theater in Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen. Napoleon schwärmte in seiner Jugend für

diesen Helden des Plutarch; als er selbst Kaiser geworden war, schalt er den Tacitus grämlich, und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.

Man hat ihn so oft mit dem gefesselten Prometheus verglichen, daß dieses Bild schon eine abgebrauchte Phrase ist; aber es paßt doch ganz vortrefflich auf diesen verbannten Heros, der die Ketten von Elba zu zerreißen im Stande war, bis ihn Kraft und Gewalt mit unauflöslichen diamantenen Fesseln an die Klippe in Sanct Helena schmiedeten. Nach welchen Riesenkämpfen! Blücher und Wellington mußten dies Genie bezwingen, als Kraft und Gewalt gegen einen Halbgott losgelassen. Der Husarengeneral Blücher, in der Hand des Schicksals als Mittel gebraucht, Napoleon zu stürzen, oder sagen wir in niederer Redeweise zu „schlagen", denn was konnte ein so wackerer Mann wie Blücher anders, als tüchtig zuschlagen . . . das ist ein bitterer Hohn. Aber die Natur braucht die größten Kräfte, will sie etwas bilden und entwickeln, die geringsten, will sie vollenden und vernichten.

Napoleon mußten die Wochen, die ihm in Elba hinschlichen, wie Jahrwochen erscheinen. Er klagte oft bitterlich zu Campbell, und zumeist weil ihm Weib und Kind entrissen seien, ihm eine Gunst versagt sei, welche doch dem elendesten unter den Verbannten aus Menschlichkeit gewährt werde.

Seine Mutter kam im Sommer. Wie fand Lätitia Ramolino ihren Sohn wieder! Von der Höhe des Glücks war auch das eitle Mutterherz herabgestürzt, aber es brach nicht — das edlere Herz Josephinens war ge-

brochen, 30 Tage nach Napoleon's erstem Fall, in Malmaison. Auch Pauline Borghese, seine Schwester, kam, einst die neue Helena der Welt, eine schöne Hetäre, zu deren Füßen gekrönte Herrscher lagen, jetzt in der Wildniß Elba's verschollen.

Viele Personen kamen und gingen geheimnißvoll. Die sieben Häfen der Insel waren noch nie so belebt gewesen. Während der neun Monate liefen 1200 Schiffe ein, und 900 Italiener und 600 Engländer waren angekommen, den Mann von Elba zu sehen, darunter viele Offiziere in italienischen, englischen, französischen Uniformen, bald von Marseille, von Corsica, bald von Genua und Livorno, oder von Neapel, von Civita Vecchia und Piombino her. Mit allen unterhielt sich Napoleon geistreich und witzig, er ließ sich von Jedem über die Zustände seines Landes oder den Continent Bericht erstatten.

Eines Tags kam eine fremde Dame mit einem kleinen Knaben nach Porto Ferrajo. Der Kaiser empfing sie in Heimlichkeit, und gab ihr auf dem Lande Wohnung; doch nach wenigen Tagen zog sie mit dem Knaben nach Italien hinweg, geheimnißvoll wie sie gekommen war. Man sprach allerlei, nur Wenige wußten, wer die Fremde gewesen war, aber sie hatte sich den Blicken der Neugierde nicht entziehen können. Man wird sich leicht vorstellen, daß Napoleon auf Elba in der Lage eines interessanten Mannes sich befand, der sich in einer kleinen Provinzialstadt aufhält, und von allen Augen verfolgt und von allen Zungen beredet wird. Jene fremde Dame war eine polnische Gräfin, der Knabe Napoleons Kind, die Frucht einer zarten Schäferstunde in dem rauhen Polen. Ich

weiß nicht, wie es dem Kinde weiter erging, aber ich glaube, im Monat December 1852 erschien dieser Knabe als officieller Botschafter Frankreichs vor der Königin Victoria von England und zeigte ihr an, daß die Weltgeschichte trotz Elba und Sanct Helena wieder bonapartisch geworden sei, denn acht Millionen Franzosen hätten Louis Bonaparte, Sohn und Reliquie des Exkönigs von Holland, aus Rührung zum Kaiser Frankreichs ausgerufen.

Es ist ein Traum. Die Weltgeschichte träumt, wie der Einzelne, bisweilen von alten Liebschaften und von alten Schicksalen. Im Jahre 1852 träumte ihr von Napoleon.

Der Kaiser indeß wurde auf Elba von Tanten und Basen, wie man sagt, beschändet. In ganz Italien sprach man davon, daß ein gewisses Fräulein Vantini sein Herz erobert habe, daß er sie in romantischen Stunden empfange, auf der Villa wie in seinem Palast, ja daß sie bereits einen zweiten jungen Napoleon unter dem Herzen trage und sich dessen schließlich selbst berühme. Dieses Fräulein war die Tochter eines Gutsbesitzers auf Elba, eines Mannes, der ehemals Bürgermeister in Porto Ferrajo gewesen war; er war wiederum Schwager eines Herrn Cornelio Filippi in Livorno; dieses gewissen Cornelio Schwester aber war eine wahre Messaline, erklärte Bulschaft des Engländers Grant, eines Kaufmanns in Livorno, und dieser Grant war wiederum ein wütender Feind Napoleons und Helfershelfer des Spions Giunti u. s. w. Da haben wir eine Schandgeschichte aus Elba.

Das Geld fing übrigens zu mangeln an. Napoleons Einkommen belief sich auf kaum 400,000 Francs. Denn was ihm im Vertrage von Fontainebleau verbrieft worden war, eine jährliche Rente von 2,500,000 Francs, zahlte Frankreich, der Verpflichtung zuwider, nicht. Der Kaiser beschwerte sich, und Lord Castlereagh verwandte sich für ihn; aber die französische Regierung zögerte, und sie zahlte nichts. Sie ahnte wahrscheinlich, daß der Verbannte ihre Gelder zu irgend einem Staatsstreich verwenden wolle, mindestens fürchtete man einen Einfall in Italien; denn daß er eine Landung in Frankreich versuchen würde, fiel Niemanden ein.

Hier auf Elba, in der unmittelbaren Nähe Frankreichs und Italiens, mußten sich dem Geist des gestürzten Kaisers wie von selbst beide Länder als Schauplätze einer möglichen Restauration darbieten. Wie mag er in diesem Garten, in diesem Cabinet und in jener Villa auf- und abgegangen sein, die Hände auf dem Rücken, und in der Wagschale abgewogen haben hier Frankreich und dort Italien, hier die Erneuerung einer alten Laufbahn oder eines Reichs, das er besessen hatte, dort eine ganz neue Laufbahn, eine ganz neue, erst zu stiftende Monarchie.

Verweilen wir einen Augenblick; denn hier ist eine geheimnißvolle Stelle in der Geschichte Napoleons, die etwas ungemein Anlockendes für die Vorstellung hat, wie jede Möglichkeit von großem Charakter. Eine Minute lang, so kann man sagen, schwebte der Geist einer unberechenbaren Zukunft über Italien, während Napoleon auf Elba saß.

Denn was wären die Folgen gewesen, wenn dieser

Mann seine Richtung auf Frankreich plötzlich aufgab, wenn er, ein Italiener, in Italien auftrat, in einer neuen Gestalt, als Ordner und Vereiniger dieser schönen Länder, als ein römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom, auf dem Capitol?

Es ist unzweifelhaft, daß ein solcher Plan gefaßt wurde; aber wie weit Napoleon selbst mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Mittelpunkt hatten, in Verbindung stand, ist trotz aller Enthüllungen schwer zu ermitteln. Jener Entwurf eines constitutionellen Kaiserreichs in Rom, an dessen Spitze Napoleon zu berufen sei, wie er in den Köpfen der italienischen Unitarier entstand, klingt heute nicht chimärischer, als im Jahre 1814. Es sollte Napoleon römischer Kaiser sein, die Könige von Sardinien und Neapel sollten mit Geld entschädigt werden, die Hauptstädte Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, um ihren localen Patriotismus zu befriedigen, zu Vicekönigtümern gemacht werden, die Nationalversammlung ihren Sitz wechseln. Der Papst wurde zu einem Phantom erklärt, dessen man sich zu entledigen habe. Dies war der italienische Plan; zu seiner Ausführung konnte ein Krieg dienen. Denn Murat, damals noch König von Neapel, sollte in Krieg mit Frankreich verwickelt werden, und Napoleon im Augenblick des Zusammenstoßes erscheinen, wo er dann unfehlbar sich beider Armeen würde bemächtigt, Italien vereinigt und die Bourbons von Frankreich zu seiner Anerkennung gezwungen haben.

Doch genug dieser Träume. Napoleon hielt, wenn er ihnen das Ohr lieh, Italien in Spannung; und in

der That, seine Landung auf der Halbinsel hätte alles in Taumel versetzt. Ohne Zweifel würde er sich nach Italien geworfen haben, wenn ihm Frankreich keine Aussicht bot. Aber was ihm seine Agenten von dort berichteten, zeigte ihm klar, daß es nur seiner Landung bedurfte, um die bourbonische Restauration wie einen Nebel zerrinnen zu machen.

Unterdeß lebte man im Palast der Insel sehr harmlos; Pauline, die Seele der Gesellschaft, gab bisweilen ein Fest. Aber um Geld zu sparen, ward der Haushalt beschränkt und mancher Bauplan eingestellt, selbst ein Artilleriepark verkauft. Der Kaiser war in Papieren, in Journalen und Berichten vergraben. In seinem kleinen Cabinet sah es aus wie ehedem in den Tuilerien; war der Mann doch derselbe Napoleon, welcher riesige Entwürfe, Schlachtpläne, welterschütternde Gedanken in der Seele umherwälzte.

So saß er in dem kleinen Zimmer seines Hauses zu Porto Ferrajo, von dessen Dach nur das bescheidene Banner Elba's flatterte, weiß und amarant und mit den kaiserlichen Bienen, indeß zu gleicher Zeit die hohe Diplomatie in Wien beim Congresse saß, alle Mächte Europas hinter den grünen Tischen, tausend Federn rührend und tausend Zungen, die ganze Welt ein Protokoll und ein diplomatisches Schlachtfeld, und alles dies um den einen kleinen Mann in Elba. Dieser still und verschollen, einsam wie ein Zauberer in der Felsenhöhle, welcher unsichtbare Geister beschwört, aussendet, empfängt; jene voll Geräusch der Siegesfeste und der Debatten — so vergehen Monate. Der kleine eiserne

Mann in Elba steht plötzlich von seinem Tisch auf — der Congreß ist nicht mehr; die Fürsten und die Diplomaten fahren auseinander, und die Welt wird wieder ein tobendes Kriegslager.

Napoleon war von allem unterrichtet, was in Frankreich und in Wien geschah — am Anfang des Jahres 1815 drohte Uneinigkeit die Alliirten mit einander in Krieg zu bringen. Oesterreich, Frankreich und England verbanden sich zu einem geheimen Vertrage gegen Rußland und Preußen. Auch verlangte Frankreich die Wiedereinsetzung der Bourbonen in Neapel. Murats Tron wankte; er bot sich also als natürlicher Verbündeter Napoleon dar, Italien zu jener Einheit aufzurufen, an deren Spitze dieser hatte treten sollen.

Das schreckliche Wort Sanct Helena war schon zu Napoleons Ohr gedrungen. Der Entschluß wurde fest in seiner Seele. Er ward immer einsamer; er vermied es, Campbell zu sprechen. Er ließ ihn selten vor und nur dann, wenn der Engländer von Livorno zurückkehrte, wohin er bisweilen hinüberging. Es kreuzte auch ein französisches Kriegsschiff um die Insel, Napoleon zu beobachten, von dem ein Gerücht zu reden begann, er bereite eine Landung in Italien vor; die englische Corvette aber, zu Campbells Verfügung gestellt, segelte beständig zwischen Elba, Genua, Civita Vecchia und Livorno hin und her.

Napoleon selbst war als Souverän der Insel im Besitz von Kriegsfahrzeugen, von vier Schiffen; sie durchsegelten häufig, manövrirend, das Meer unter dem neuen Banner Elba's, welches selbst die Barbaresken ach-

teten; denn oft brachten sie den Capitänen elbanischer Schiffe Geschenke, sagend, daß sie die Schuld von Moskau quittirten. Der Kaiser ließ diese Schiffe häufiger in See gehen, seine Absicht zu verbergen; und er versteckte sie so tief, daß nur Bertrand und Drouot um das Geheimniß wußten, und auch diese nur 24 Stunden vor der Abfahrt. Den Frauen wurde es nicht mitgeteilt; auf dem nahen Corsica wußte es allein Colonna, der Freund Paoli's und Vertraute Napoleons.

Der Entschluß, an Bord zu steigen, endlich aus dieser öden Einsamkeit wieder der Welt und neuen Riesenkämpfen entgegenzugehen, mußte ein fürchterlicher Ruck in Napoleons Seele sein, gleich jenem Cäsars, als er den Rubicon überschritt. Es war einer von den verzweifelten Würfen, welche der Erfolg, je nachdem sie fallen, entweder heldenkühn und groß, oder wahnsinnig und abenteuerlich erscheinen läßt. Solche Augenblicke, wo ein entschlossener Mensch todesmutig gerade auf das Schicksal losgeht, nehmen all unsere Teilnahme in Beschlag, und wenn das Unternehmen gelingt, scheint die Tollkühnheit selbst die Größe des Helden verdoppelt zu haben. Gleich jenem Fernando Cortez, da er die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, erscheint nun Napoleon, und in Wahrheit ging er an die Eroberung Frankreichs und in den Kampf mit den Kriegsheeren der europäischen Mächte mit kaum mehr Truppen, als der abenteuernde große Spanier hatte, als es galt, wilde Indianer zu bezwingen. Freilich standen schon zwei seiner größten Heere und Avantgarden in Frankreich: der Zauber seines Namens und der Haß gegen die Restauration.

Es war an einem Sonnabend, den 26. Februar — Pauline gab einen Ball — die Garden und die übrigen Truppen, 800 Mann, stehen marschfertig auf der Piazza d'arme — sieben Fahrzeuge liegen reisefertig im Hafen — der Kaiser ist voll Unruhe — der kleine Mann geht auf und ab, tritt ans Fenster, blickt in den Abendhimmel, auf den Golf, welcher bewegt ist und voll rauschenden Wellenschlags. Die Garden sollen sich einschiffen! Alea jacta est!

Es war Abends 8 Uhr, als Napoleon vom Quai in die Barke stieg.

Hier nun, da der gewaltige Mann in See ging, die Götter zum zweiten mal zu versuchen, ist es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „Des Fatums boshaftes und ewiges Gesetz ist es in allen Dingen, daß sie, wenn sie den Gipfelpunkt erreicht haben, schneller, als sie aufgestiegen, wieder zur Tiefe stürzen.“ Die Stimme ist Seneca's Stimme, jenes alten Unglücksvogels, der ein besonderes Recht hat, diesen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde schrecklich enden sah, den Imperator Tiberius, den Kaiser Caligula, den Kaiser Claudius, den Cäsar Germanicus, und weil er acht Jahre lang als Verbannter auf Corsica saß und Weisheit lernte, und die Natur wie das Ende der napoleonischen Dinge aus gründlichster Erfahrung kannte.

Aber Napoleon segelte von dannen, ungesehen von der englischen Corvette, welche in Livorno war. Das Meer ging hoch. Man hoffte vor Tagesanbruch über Capraja hinaus zu sein, doch fiel der Wind, und am Tag war

man noch im Angesicht der Insel. Erst um 4 Uhr Abends gelangte man auf die Höhe Livorno's, und bald zeigten sich zwei Fregatten, dann ein französisches Kriegsschiff, der Zephyr, welches heransegelte. Die Mannschaft wollte es entern. Aber Napoleon gebot ihr, sich unter Deck zu legen. Der Zephyr fragte das Schiff an, wie es in Elba aussehe, und Napoleon selbst rief durch das Sprachrohr: „Der Kaiser befindet sich sehr wol.“ Glücklich entrann er der Gefahr.

Er hatte schon vor seiner Einschiffung zwei Proclamationen an die französische Armee und das französische Volk abgefaßt; aber weil man sie nicht entziffern konnte, warf er sie ins Meer und dictirte zwei andere. Alles, was schreiben konnte, schrieb sie ab — man saß an Bord umher, man schrieb auf Trommeln, Grenadiermützen, Bänken — eine seltsame Scene auf dem Inconstant. Denn dies war der Name von Napoleons Schiff, und von seinem Glück.

Die Proclamationen folgen hier beide:

Im Golf Juan, am 1. März 1815.

Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs Kaiser der Franzosen.

1. An die Armee.

Soldaten! Wir sind nicht geschlagen. Menschen, die aus unsern Reihen hervorgingen, haben unsere Lorbern, ihr Land, ihren Fürsten, ihren Wolthäter verrathen. Dürfen diejenigen, welche wir während 25 Jahren ganz

Europa durcheilen sahen, um uns Feinde zu erwecken, welche ihr Leben damit zugebracht haben, gegen uns in den Reihen der fremden Heere zu kämpfen, indem sie unser schönes Frankreich verfluchten, dürften sie den Ruhm haben, unsere Adler in Ketten zu schlagen und zu meistern, sie, die ihren Anblick nie auszuhalten vermochten? Sollten wir dulden, daß sie die Frucht unserer glorreichen Mühen ernten, daß sie sich unserer Ehre, unserer Habe bemächtigen? daß sie unsern Ruhm verleumden? Wenn ihr Reich dauerte, Alles wäre verloren, selbst das Andenken unserer denkwürdigen Schlachten. Mit welchem Eifer entstellten sie dieselben, suchten sie Das zu vergiften, was die Welt bewundert! Und blieben noch Verteidiger unsers Ruhmes übrig, so sind sie unter den Feinden selbst, welche wir auf den Schlachtfeldern geschlagen haben. Soldaten! in meinem Exil hörte ich eure Stimme; ich bin da, über alle Hindernisse und alle Gefahren hinweggegangen.

Euer General, durch die Wahl des Volks zum Tron berufen und auf euern Schilden erhoben, ist euch wiedergegeben. Kommt, vereinigt euch mit ihm. Reißt diese Farben herunter, welche die Nation geächtet hat, und um welche sich seit 25 Jahren alle Feinde Frankreichs gesammelt haben. Pflanzt diese dreifarbige Cocarde auf; ihr trugt sie an unsern großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Völker waren, aber wir dürfen nicht leiden, daß irgend eines sich in unsere Angelegenheiten mische. Wer wollte sich anmaßen, Herr bei uns zu sein? Wer hätte die Gewalt dazu? Ergreift diese Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei

Austerlitz, bei Jena, bei Eylau, bei Wagram, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Eßling, bei Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, bei Wurschen, bei Montmirail. Glaubt ihr, daß dieses Häuflein Franzosen, das heute so stolz thut, ihren Anblick ertragen könne? Sie werden zurückgehen, woher sie kamen, und dort werden sie, wenn sie es wollen, herrschen, wie sie seit 19 Jahren geherrscht zu haben vorgeben.

Euer Vermögen, euer Rang, euer Ruhm, das Vermögen, der Rang und der Ruhm eurer Kinder haben keine größern Feinde als diese Prinzen, welche die Fremden uns eingesetzt haben. Sie sind die Feinde eures Ruhms, weil die Erzählung von so vielen heroischen Thaten, die das französische Volk verherrlicht haben, als es gegen sie kämpfte, um ihrem Joch sich zu entziehen, ihr Verdammungsurteil ist.

Die Veteranen der Armeen der Sambre und der Maas, des Rheins, Italiens, Aegyptens, des Ostens, der großen Armee sind erniedrigt; ihre ehrenvollen Narben sind beschimpft; ihre Erfolge würden Verbrechen sein, Rebellen würden die Tapfern sein, wenn, wie die Feinde des Volks vorgeben, mitten unter feindlichen Armeen die legitimen Herrscher waren. Die Ehre, die Belohnung, die Liebe kommen denen zu gut, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! kommt, reiht euch unter die Fahnen eures Führers; sein Leben ist das eurige; seine Rechte sind die des Volks und die eurigen; sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind euer Interesse, eure Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt voraneilen; der

Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet ihr mit Ehren eure Wunden zeigen können; dann werdet ihr euch rühmen können dessen, was ihr gethan; ihr werdet die Befreier des Vaterlandes sein.

In eurem Alter werden euch eure Mitbürger umringen und betrachten und mit Achtung horchen, wenn ihr von euren hohen Thaten erzählt; ihr werdet mit Stolz sagen können: Und auch ich, ich gehörte zu dieser großen Armee, welche zwei mal einzog in die Mauern von Wien, in die von Rom, Berlin, Madrid und Moskau, welche Paris von dem Flecken befreit hat, den der Verrat und die Gegenwart des Feindes ihm aufgedrückt haben. Ehre diesen tapfern Soldaten, dem Ruhm des Vaterlandes! und ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, in welchem Stand immer das Glück sie geboren werden ließ, welche 25 Jahre lang neben dem Fremden kämpften, um den Busen des Vaterlands zu zerreißen.

Gezeichnet Napoleon.

2. An das französische Volk.

Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione lieferte Lyon ohne Verteidigung an unsere Feinde; die Armee, deren Befehl ich ihm vertraut hatte, war durch die Zahl ihrer Bataillone, durch die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe der Truppen, welche sie bildeten, im Stande, das ihr entgegengestellte österreichische Armeecorps zu schlagen und hinter die linke Flanke des feindlichen Heeres zu kommen, welches Paris bedrohte.

Die Siege von Champ-Aubert, von Montmirail, von Château-Thierry, von Vauchamps, von Monterau, von Craonne, von Rheims, von Arcis-sur-Aube und von Saint-Dizier; der Aufstand der tapfern Landleute in Lothringen, in der Champagne, im Elsaß, in der Franche-Comté und in Burgund, und die Stellung, welche ich hinter der feindlichen Armee eingenommen hatte, indem ich sie von ihren Magazinen, von ihren Reserveparks, ihren Zufuhren und all ihren Bedürfnissen abschnitt, hatte sie in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen waren nie auf dem Punkt mächtiger zu sein, und die Elite der feindlichen Armee war ohne Hülfe verloren; sie hätte ihr Grab gefunden in diesen wüsten Gegenden, welche sie so unbarmherzig geplündert hatte, als der Verrat des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt auslieferte und die Armee zur Auflösung brachte. Die unerwartete Handlungsweise dieser beiden Generale, die mit einem mal ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wolthäter verrieten, veränderte das Loos des Kriegs; die Lage des Feindes war der Art, daß er am Ende des Gefechts, welches vor Paris statthatte, ohne Munition war wegen der Trennung von seinen Reserveparks.

In diesen plötzlichen und großen Umständen ward mein Herz zerfleischt, aber meine Seele blieb unerschüttert; ich zog nur das Wol des Vaterlandes zu Rate; ich verbannte mich auf meine Felsen mitten im Meer; mein Leben war und sollte euch noch nützlich sein. Ich gestattete nicht, daß die große Zahl von Bürgern, die mich begleiten wollten, mein Loos teilte; ich glaubte, daß ihre

Gegenwart Frankreich nützlich sei; ich führte mit mir nur ein kleines Häuflein von Tapfern, nötig zu meinem Schutz.

Durch eure Wahl zum Tron erhoben, ist Alles, was ohne euch geschah, ungesetzlich. Seit 25 Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche nur durch ein nationales Regiment und durch eine in diesen neuen Umständen geborene Dynastie gesichert sein können. Ein Prinz, welcher über euch herrschte, welcher durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, auf meinen Tron gesetzt wäre, würde sich auf die Principien des Feudalrechts vergebens zu stützen suchen; er würde nur die Rechte einer kleinen Zahl von dem Volk feindlichen Individuen sichern können, welches seit 25 Jahren sie in allen unsern Nationalversammlungen verdammt hat. Eure innere Ruhe und euer äußeres Ansehen würden für immer verloren sein.

Franzosen! In meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche gehört; ihr fordertet diese Regierung eurer Wahl zurück, welche allein legitim ist; ihr beschuldigtet meinen langen Schlaf; ihr warft mir vor, meiner Ruhe das Wol des Vaterlandes zu opfern.

Ich habe die Meere mitten in Gefahren jeder Art durchschnitten. Ich bin da, unter euch meine Rechte wieder zu ergreifen, welche die eurigen sind. Alles, was Einzelne gethan, geschrieben oder gesagt haben seit der Einnahme von Paris, ich werde es immer übersehen; es wird keinen Einfluß auf die Erinnerung an die wichtigen Dienste üben, die sie geleistet haben; denn es ge-

hört zu den Ereignissen solcher Natur, daß sie unter der menschlichen Organisation sind.

Franzosen! Es gibt keine Nation, so klein sie sei, welche nicht das Recht gehabt hätte, sich der Schmach zu entziehen, einem Fürsten zu gehorchen, der durch einen augenblicklich siegreichen Feind eingesetzt ist, und welche sich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. nach Paris zurückkehrte und den ephemeren Tron Heinrichs VI. umstürzte, erkannte er, daß er den Tron besitze durch die Gewalt seiner Tapfern und nicht durch den Prinz-Regenten von England.

So gebe ich und werde ich auch euch allein und den Tapfern der Armee immer die schuldige Ehre geben.

Gezeichnet Napoleon.

Dies sind die Proclamationen vom Meer von Elba. Der Geist des Soldatentums jener Zeit, wo das Volk, zur „Armee" wurde, der Herrscher zum General, weht uns daraus zum letzten mal in seiner Barbarei entgegen. Wer kann heute diese Phrasen von Soldatenruhm und Schlachten, von den Tapfern der Armee und ewig der Armee ohne Mißbehagen lesen?

Am 1. März um 3 Uhr kam die Flotte von sieben Fahrzeugen in den Golf Juan, um 5 Uhr betrat Napoleon den Boden Frankreichs. — Die Schar barg sich in einem Olivenhain.

Wie so ganz glich hier Napoleon den romantischen Helden seiner corsischen Heimat. Denn erscheint er nun auch in der Gestalt des Abenteurers im Allgemeinen, so war diese doch wesentlich corsisch. Die namhaftesten Krieger

seines Vaterlands hatten in derselben Weise versucht, aus dem Exil sich dessen zu bemächtigen.

Im Jahre 1408 landete Vincentello d'Istria mit ein paar Spaniern und Corsen auf jener Insel, sie den Genuesen zu entreißen. Nach glorreichem Kampf ward er gefangen und enthauptet.

Giampolo machte im Jahre 1490 einen Einfall auf Corsica mit vier Corsen und sechs Spaniern, seinem alleinigen Heer. Nach glorreichem Kampfe starb er in der Verbannung.

Drei mal fiel der tapfere Renuccio della Rocca aus seinem Exil in Corsica ein, das erste mal mit 18 Mann, das zweite mal mit 20 Mann, das dritte mal mit 8 Freunden. Jedesmal zog er, das Banner vorauf und Proclamationen auswerfend, kühn in das Land, auf den Zulauf seiner Anhänger rechnend. Nach glorreichen Kämpfen wurde er im Jahre 1511 in den Bergen erschlagen.

Im Jahre 1564 machte Sampiero, der Tapferste der Corsen, eine Landung in seinem Vaterland mit 37 Corsen und Franzosen. Nach glorreichen Kämpfen mit den Heeren Genua's ward er im Jahre 1567 in den Bergen erschlagen.

Mit 500 Franzosen, Garden, mit 200 Corsen, Jägern, und mit 100 Polen, Lanzenreitern, welche, da sie keine Pferde hatten, die Sättel selbst trugen, zog der Corse Napoleon Bonaparte gegen Frankreich und gegen die königlichen Heere aus. Nach glorreichen Kämpfen wurde er auf die Insel Sanct Helena verbannt.

Mit einem Häuflein Corsen landete im October 1815

Joachim Murat von Corsica aus in Neapel, ein Königreich zu erobern. Nach seiner tollkühnen Landung ward er erschossen.

Mit ein paar Menschen landete der Corse Ludwig Bonaparte zu unser aller Lebzeiten in Straßburg, ein Reich von 35 Millionen Einwohnern zu erobern. Da der Versuch mißglückt war, überfiel er Frankreich mit ein paar Menschen von neuem in Boulogne. Die Geschichte hat die Pflicht, diese ohne Zweifel abenteuerlichen Einfälle als geschichtliche Voraussetzungen eines Mannes anzuerkennen, der nicht lange darauf wirklich Kaiser der Franzosen wurde. Doch darf man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen.

Schnell, so sagt der alte Seneca, stürzen die fallenden Dinge. Schnell war Napoleons Flug vom Hafen Juan über Waterloo nach Sanct Helena. Am 2. März war er in Cérénon, am 3. in Barême, am 4. in Digne, am 5. in Gap, am 7. März in Lyon, am 14. in Châlons — am 20. März um 9 Uhr Abends zog er in Paris ein. Am 1. Juni war er auf dem Maifeld ein politisch schon geschlagener Mann. Am 18. Juni stürzte er bei Waterloo. Am 21. Juni kam er flüchtig nach Paris zurück — am 22. Juni dictirte er: „Ma vie politique est terminée, et je proclame mon fils, sous le titre de Napoléon II, empereur des Français.“

Am 15. Juli stand er auf dem Bellerophon; am 7. August auf dem Northumberland. Am 16. October landete er auf Sanct Helena.

Dann — es ist das letzte Bild aus der Geschichte dieses wunderbaren Menschen — dann liegt er auf dem

fernen afrikanischen Eilande, auf seinem Todtenlager, bleich und still, bedeckt mit dem blauen Mantel von Marengo, zu Füßen ihm das Marmorbild seines Sohnes, des Königs von Rom, auf den Knien vor seinem Lager schluchzend Bertrand, Antommarchi, seine treuen Freunde und seine Diener. Die Sonne sinkt gerade ins Meer. Der Priester, welcher dem Kaiser die letzte Oelung gereicht, hebt die Arme empor und ruft: „Sic transit gloria mundi!“

Napoleon überblickte in Sanct Helena seine Thaten und sein Wesen und setzte seiner Laufbahn gleichsam eine monumentale Inschrift in diesen gewichtigen Worten:

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen und das Chaos geordnet; ich habe die Revolution gestillt, die Völker veredelt, die Könige gezügelt. Jeglichen Wetteifer habe ich wachgerufen, jedes Verdienst belohnt und die Schranken des Ruhms entfernt. All das war wol Etwas. Nun denn, an welchem Punkt könnte man mich so angreifen, daß ein Geschichtschreiber mich nicht verteidigen könnte? Etwa bei meinen Absichten? Da kann er mich wol von der Anklage lossprechen. Mein Despotismus? Aber er wird darthun, daß die Dictatur durchaus notwendig war. Wird man sagen, daß ich ein Hinderniß der Freiheit war? Er wird darthun, daß die Willkür, die Anarchie, die große Verwirrung noch vor dem Tore standen. Wird man mich beschuldigen, zu sehr den Krieg geliebt zu haben? Er wird zeigen, daß ich beständig angegriffen war. Daß ich die Universalmonarchie anstrebte? Er wird zeigen, daß es nur das zufällige Zusammentreffen der Umstände, daß es nur unsere Feinde

selbst gewesen sind, welche mich Schritt für Schritt dahin drängten. Endlich, wird man meinen Ehrgeiz beschuldigen? Ach! Ohne Zweifel, davon wird man viel in mir finden, aber von dem größten und höchsten, der vielleicht jemals einen Menschen beherrscht hat, ich meine den, endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiserreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten. Und hier wird der Geschichtschreiber sich vielleicht zum Bedauern genötigt sehen, daß ein solcher Ehrgeiz nicht befriedigt, nicht erfüllt worden sei."

So dachte Napoleon auf Sanct Helena von seiner eigenen Mission. Und wol war er ein Messias wie jeder andere große Mensch vor ihm, welchem die Geschichte auferlegt, eine Zeitlang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wol der Cultur die Herculesarbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menschliche Natur beklagen, weil sie eher durch die soldatische Despotie eines Napoleon als durch die bürgerlichen Gesetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menschen selbst anklagen, daß er seine Mission vergaß und in Egoismus und Herrschsucht unterging, so stehen wir doch voll staunender Ehrfurcht vor seiner Gestalt und rühmen die großen Impulse, die von ihm in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltcultur ausgegangen sind.

Ich habe nun dem Kaiser gegeben was des Kaisers ist, und will auch den Elbanern geben, was ihr ist.

20,000 sind sie an der Zahl, ein friedliches Volk mit ausgeprägt toscanischer Sitte und Sprache und ohne Eigentümlichkeit nationaler Art. Die Insel ist zu klein (sie umfaßt etwas mehr als 7 Quadratmeilen) und liegt zu nahe am Festlande, als daß sich ein selbsteigener Volksgeist in ihr hätte entwickeln können. Man findet keine corsischen Gebräuche auf diesem Corsica so benachbarten Eiland, und von der Blutrache, so versicherte man mir, habe es wol in alter Zeit Fälle gegeben, heute aber sei sie unerhört. Nur in höchster Not flüchtet sich der corsische Bandit nach Elba, wo er sich nicht halten kann. Einen Zug haben beide Inselvölker gemein, die Gastlichkeit.

Folgende Orte zählt Elba: Porto Ferrajo (der Eisenhafen), die Festung Longone und deren Marina Porto Longone, Marciana mit Marina, Poggio, Campo, Capoliveri, Pila, Sampiero, Rio und Marina, Sant Hilaro.

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen, und sind mit Türmen bewehrt. Wo das Meer nah ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Talland, welches sich von den Bergen Marciana's rechts vom großen Golf bis zum Hafen Longone niedersenkt und, indem es die Insel in beträchtlicher Länge durchzieht, einen herrlichen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Cavanna, der so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste Italiens

senkt sich die Insel. Steht man daher auf dem Ufer Corsica's, so erscheint Elba nur als ein einzelner Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen Marciana's gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Die Berge von Marciana haben einen großen Reichtum an Granit und Marmor, an Alabaster, Krystall und andern Steinen. Der Ort Marciana hat die besten Kastanien. Oliven gibt es wenig und schlechte, wie der Holzmangel der Insel überhaupt groß ist. Limonen wachsen überall, besonders gesucht sind die von Campo. Auch der Wein ist in Fülle vorhanden, den besten hat Capoliveri, wo man einen Aleatico zieht, welcher jenem von Toscana gleichkommt. Im großen Tal wächst viel Mais. So fehlt dem Volk nichts zum Leben in seinem reizenden und milden Lande, denn außer dem Fruchtsegen der Gärten und der Felder gab ihm die Erde auch die unerschöpflichen Eisenlager von Rio, und das Meer sein Salz und seine Fische. Bei Porto Ferrajo holten schon Etrusker und Römer Sardellen und Thunfische, welche dort in erstaunlicher Menge gefangen werden. Die Fische und das Eisen machten Elba überhaupt schon im Altertum allen seefahrenden Völkern begehrlich, und wie Corsica wurde die Insel heimgesucht von Phöniziern, Karthagern, Tyrrhenern und Römern. Sie hieß im Altertum Aethalia, dann Iloa, Ilva im Mittelalter, woraus das heutige Elba entstanden ist.

Ein guter Fahrweg führt von Porto Ferrajo durch das Tal über Capoliveri gegen Longone, quer durch die Insel weg an die andere Seite des Meers. Man umgeht den Golf bis nach San Giovanni, einem kleinen Ort mit einer Fischerkapelle, von wo die Barken nach Porto Ferraja überfahren. Wir setzten uns in eine solche Barke, und mit aufgespanntem Segel fuhren wir pfeilgeschwind durch den bewegten Golf hinüber nach San Giovanni. Von dort steigt man eine Höhe an, welche voll ist von römischem Mauerwerk, und dann ins Tal nieder an die andere Seite des Golfs.

Hier steht am Meer ein Landhaus, die Besitzung eines Beamten Demidoffs, und kaum erinnere ich mich, ein heimlicheres Plätzchen irgendwo gesehen zu haben. Das zierliche Haus ist von einem Blumen- und Orangengarten umhegt, von Rebenhügeln umstellt und sieht auf den schönen Golf und das gegenüberliegende Porto Ferrajo, welches von hier aus ein ungemein freundliches Bild gewährt. Geht man ins Tal hinunter, so ist es wie ein Wandeln im Garten, in einer so reichen und lachenden Landschaft, daß man gern in ihr länger weilen möchte. Ueberall üppige Felder, grüne Berge, blühende Gebüsche; und hie und da das hereinstralende Meer.

Ein Streifregen zwang uns, mitten im Tal von Capoliveri in ein Bauernhaus zu flüchten. Wir fanden dort eine zahlreiche Gesellschaft von Campagnolen, Männer wie Weiber, beschäftigt, Feigen zum Trocknen zu rüsten. Sie setzten uns Brot, Trauben und jungen Wein vor; da uns der Most nicht behagte, holte ein Alter ein großes Steingefäß herbei und schenkte uns daraus einen

schwarzen Wein. Es war vortrefflicher Aleatico, an Ort und Stelle gezogen.

Wir setzten bald bei dem heitersten Sonnenschein (es war September) unsere Wanderung nach Porto Longone fort und erreichten diesen kleinen Hafen zur Mittagszeit. Die zweite Stadt Elba's liegt an einer kleinen Bucht unter dem schroffen Felsen, auf welchem die Festung sich großartig erhebt. Ein paar Straßen stehen hier auf dem Strande, über den die Wellen nahe bis zu den Häusern schlagen. Da herrscht große Stille und Verlassenheit; einige Schiffe schaukeln auf dem Wasser, Matrosen oder Fischer bessern umgestürzte Barken aus und singen ein eintöniges Lied. Ueberall Blumenscherben vor den Fenstern und auf den Balconen, und die kleinen Häuser verlieren sich weiterhin ganz und gar in den üppigsten Gärten, wie die Häuser auf dem Eiland Procida. Die Natur erscheint um Porto Longone südlicher als um Porto Ferrajo. Dort wächst die Aloe in einer Pracht und Fülle, die mich in Erstaunen setzte; denn eine ganze Allee von Aloestauden zu beiden Seiten der Fahrstraße führt über eine Höhe zum Hafen Longone. Ihre hohen Blumenschafte, welche großen Candelabern gleichen, standen in voller Blüte. Noch nie zuvor, selbst nicht in den südlichsten Gegenden Corsica's, hatte ich so viele Aloe beisammen gesehen, und ein gleicher Anblick sollte mir erst in Sicilien werden, wo eine Reihe dieser Gewächse, in absichtsloser Ordnung der wilden Natur, auf den Tempel von Segesta führte. Auch Palmen wachsen hier.

Zur Festung Longone klimmt man auf einem steilen Pfade. Sie ist auf der Fläche eines mächtigen Felsens

gebaut und sieht mit ihren Mauern und verwitterten Türmen sehr altertümlich aus. Die Spanier bauten sie unter Philipp IV. und V. Es ist eine wunderliche Thatsache, daß dieses kleine Elba zu ein und derselben Zeit unter drei Herren geteilt war; denn während die Insel dem Fürsten von Piombino gehörte, trat derselbe Porto Ferrajo im Jahre 1537 an Cosmus ab, der König beider Sicilien dagegen besaß Porto Longone. Nun fiel im Jahre 1736 Elba sammt Piombino an Neapel, kam aber 1801 an das Königreich Etrurien, bis die Insel im Jahre 1805 mit Frankreich vereinigt wurde.

Weil die Spanier so lange Zeit in Porto Longone lagen, hat sich die Erinnerung an sie dort erhalten, und noch heute gebraucht man das „Don" bei der Anrede.

Die Festung soll stark sein, was ich wol glauben will, da ihre Lage sie unzugänglich macht. Sie schließt die eigentliche Stadt ein, ein wüstes Bild von Zerstörung und Verlassenheit. Ein großer Teil der Werke selbst wurde im Jahre 1815 auf Befehl Napoleons gesprengt, nachdem er die Insel verlassen hatte. Manchen Sturm hat diese Festung erleiden müssen, als die Franzosen zur Zeit Ludwigs XIV. auch hier die Spanier bekriegten. Ein Offizier der toscanischen Besatzung, in dessen Familie wir einen schönen gastlichen Tag verlebten, zeigte uns was sehenswert war. Er war Rector der Strafcompanie, aus der er die hoffnungsvollsten Sträflinge zu einer Militärschule vereinigt hat. In der Festung fanden wir ein Häuflein toscanischer Veteranen, von welchen einige aus der Napoleonischen Zeit her Deutschland kannten, und die Schönheit seiner Gegenden wie die Reinlichkeit seiner

Städte rühmten. Was uns unser Wirt von der innern Einrichtung seiner Companie, von ihrer Bewirtschaftung, ihren Verhaltungsregeln, ihrem Code pénal zeigte, war ein wahres Muster von Soldatendressur; da hatte Alles sein Gesetz, und jedes Ding, bis auf die Eisen zum Krummschließen und den fatalen Prügelstock, seinen angewiesenen Ort.

Auch in Longone hatte Napoleon einen sogenannten Palast, ein unanschnliches Haus, in welchem er abstieg, so oft er aus seiner Hauptstadt hinüber geritten kam. Die Umgebung dieser Festung sagte ihm besonders zu. Unterhalb des Bergs pflegte er im Freien zu speisen, wie Valery in seiner Beschreibung Elba's erzählt, auf einem in den Fels gehauenen Sitz (Canapé genannt), wo er in einem Halbkreise Maulbeerbäume gepflanzt hatte. Dort beobachtete er mit seinem Fernrohr die Schiffe, welche vorübersegelten, und die Küsten Italiens.

Dem Golf von Longone gegenüber liegt das Fort Fucardo mit einem Hafenlicht für die einfahrenden Schiffe. Malerische Ufer rings umher, und nach der Landseite zu die schroffsten Berge, die an manche Felspartie in Capri erinnern, ohne freilich jene südliche Wärme des Farbentons zu haben. In diesen romantischen Wildnissen, hart am Wege zu den Eisengruben von Rio, liegt die Einsiedelei Monserrato, eine Stiftung der Spanier.

Wir wanderten mit unserm Wirt die Felsen hinunter, um nach Rio zu gelangen. Der Weg führt durch öde Gegenden, über Haiden und Quellen fort. Eine dieser Quellen trägt den Namen Barbarossa, aber nicht von dem deutschen Kaiser, sondern vom Meercorsaren, der im

Jahre 1544 Porto Longone überfiel und plünderte. Sein Name lebt noch auf mancher Insel des Mittelmeers, vielleicht auf jeder einzigen, denn es gibt wol keine in jenen Gegenden, welche der kühnste aller Piraten nicht heimgesucht hätte.

Ueber manche Haide und manchen Felsenhügel gingen wir also fort, immer erfreut durch wechselvolle Ansichten von Fels, Tal und Meer, bis wir nach Rio hinabstiegen. Hier braust von den Höhen ein Bach hinunter, um sich in den Hafen zu ergießen. Von ihm hat der Ort den Namen Rio. Man sagt von diesem lebendigsten Bach Elba's, daß er nicht auf der Insel entspringe, sondern von Corsica herkomme, wo er in unterirdischen Kanälen unter dem Meere fortströme, bis er in Rio zu Tage kommt. Kastanienblätter und Zweige, die das Wasser mit sich führt, zeigten deutlich seine corsische Herkunft. Wie dem auch sei, diese neue Arethusa scheint sich mit poetischem Sinn auf das Schicksal Napoleons deuten zu lassen.

Noch eine andere Beziehung knüpft die Eisenminen von Rio an Corsica; hierher flüchtete einst Petrus Cyrnäus, ein bekannter Geschichtschreiber der Corsen, aus dem 15. Jahrhundert, dessen vielbewegtes Flüchtlingsleben einem Roman gleicht; seinem Stiefvater entflohen, kam er als Kind nach Rio und fristete sein Leben in jenen Eisenminen, indem er Eisenerde auf Eseln nach dem Hafen bringen half.

Schon verriet der rote Boden, auf dem wir gingen, daß wir uns auf der eisernen Erde befanden — überall nichts als dieser eiserne Staub, die Hügel ringsum

braun oder rötlich, mit unzähligen Aloestauden überdeckt, welche mit ihren straffen, stahlbläulichen Blättern, die in lange Dornspitzen auslaufen, ebenso viel Bündel von Dolchen oder Schwertern zu sein scheinen. Alles, was uns begegnete, trug diese Eisenfarbe, die Arbeiter von Rio, rot gefärbt an Kleid, Gesicht und Händen, selbst die Hunde, die uns entgegenliefen. Auch der Hafen, zu dem wir hinabstiegen, ist rot von Eisenstaub, und am Ufer liegen Haufen von Eisenerde, welche dort in die Schiffe verladen wird.

Wir suchten den Director der Werke auf. Er ist ein Deutscher, und daß er es war, machte mir eine doppelte Freude. Der Deutsche allein ist der wahre Bergmann unter den Völkern; er allein versteht es, in den Schacht des Lebens zu steigen und in den dunkeln Herzkammern der Natur ihren tiefsten Sinn zu spüren. Da gräbt er nach, bis er das lautere Erz gefunden hat, und selbstvergessend versäumt er den schönen Frühling draußen. Manchmal schläft er in der Tiefe wie Epimenides, oder wie der Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, jener alte deutsche Bergmann mit der goldenen Krone und dem langen, durch den Tisch gewachsenen Bart, oder wie der Tannhäuser im Venusberg.

Nun trat uns Herr Ulrich entgegen, ein eisenhaltiger deutscher Mann von echtem Schrot und Korn; auch sein Händedruck war eisern, seine Rede kurz und fest und seine Stimme wahrhaft gewaltig. Er nahm uns als seine Landsleute herzlich auf, führte uns in die Werke und erklärte uns ihre Beschaffenheit. Erst seit kurzem stehen die Eisengruben in Elba, welche eine toscanische

Gesellschaft für ihre Rechnung bewirtschaftet, unter seiner Leitung. Er übernahm sie in verwahrlostem Zustande, hat sie aber in wenigen Monaten so weit gefördert, daß schon jetzt der jährliche Gewinn mit Sicherheit auf 35,000 Tonnen berechnet wird, während die Gruben sonst nur 22,000 Tonnen lieferten. Täglich werden 120,000 Pfund Eisen herausgezogen, aber im Sommer stockt die Bewirtschaftung, weil der Ackerbau die Arbeiter, größtenteils Männer aus Rio, in Anspruch nimmt. Im Winter werden die Werke eifriger betrieben.

Seit grauen Zeiten ist der Eisenberg von Rio ausgebeutet worden, ohne seine Unerschöpflichkeit zu verlieren; ein Berg von etwa 500 Fuß Höhe, welcher ganz Eisenmaterial ist. In seiner Nähe gibt es noch andere nicht minder reiche Flötze, die von Terra Nera, von Rio Albano, und den Calamita, einen wahrhaften Magnetberg. Schon die Etrusker beuteten diese Werke aus: sie schafften das Material nach Populonium, in dessen Gebiet die Insel gehörte, und dort wurde das Eisen herausgeschmolzen. Der Holzmangel in Elba erlaubt hier keine Schmelzwerke, und auch heute wird das Eisen drüben in Fabriken in der Nähe des alten Populonium geschmolzen, oder das Material wird nach Neapel, Genua, Marseille, und nach Bastia verladen.

Herr Ulrich belehrte uns über die verschwenderische Wirtschaft, welche die Alten und ihre Nachfolger mit dem Eisenlager getrieben haben. Ganze Hügel von Eisenerde hat man unbenutzt aufgehäuft und die Erzflötze mit ihnen verdeckt. Diese vergeudete Erde ist aber so stoffhaltig, daß sie immer noch ein vortreffliches Material

gibt. Herr Ulrich griff eine Handvoll Erde von dem Boden auf, über welchem wir standen, zeigte sie uns und sagte: „Sehen Sie, Erde, die ich hier von der Oberfläche aufnehme, gibt immer noch ein besseres Eisen, als die Franzosen in der Auvergne aus dem schwersten Erz gewinnen." So liegt hier das Mineral eigentlich über der Erde, und Millien weit in der Runde steht und geht man auf Eisen. Die Minen von Rio sind reicher als die berühmten Werke Demidoffs in Sibirien, und vielleicht möchte ihres Gleichen überhaupt nicht gefunden werden.

Noch hält sich der Bau an der Oberfläche, und unterirdische Werke gibt es keine als ein paar Galerien; doch sieht man die prächtigsten Erzlager frei zu Tage ausgegraben. Wer sich unter den Werken in Rio Bergschachte und Stollen mit allem romantischen Zubehör von Bergknappen und Grubenlichtern denkt, hat sich Falsches gedacht, wie ich es mir vorstellte, ehe ich diesen merkwürdigen Eisenberg sah.

Ich warf einen Blick in seine Umgebung; weit und breit erscheint sie melancholisch, und die Werke selbst, diese rötlichschwarzen Hügel, der eisenfarbige Grund, der glitzernde Eisenstaub erzeugen das Gefühl des Oeden, wie die Lava- oder Aschenfelder eines Vulkans. Ein verwitterter Turm blickt düster vom hohen Gipfel eines Felsens geradeüber auf die Eisenwerke herab. Das ist der Turm des Jupiter. Vor diesen schauerlichen Minen, aus welchen die Furie des Kriegs fort und fort Schwerter, Speere und Kugeln in die Welt getragen hat, und von denen das eiserne Zeitalter ausgegangen zu sein scheint, wie es die Dichter besungen haben, sollte man Napoleon

ein Denkmal errichten, und auf das Piedestal jenen Befehl des Etruskerkönigs Porsenna schreiben, daß fortan das Eisen nur zu Geräten des Landbaus und der friedlichen Künste zu verwenden sei.

Diese schöne Sage erinnert mich an eine geschichtliche Thatsache aus dem hellenischen Altertum, an eine andere Friedensbedingung. Als Gelon in Syrakus den Karthagern nach der Schlacht bei Himera den Frieden dictirte, war eine seiner Forderungen diese, daß sie fortan aufhören sollten, dem Moloch zu opfern. Auch dieses Gebot sollte man auf das Piedestal jenes künftigen Eisenkolosses in Elba schreiben, daß die Völker aufhören sollen, dem Moloch Menschenopfer zu schlachten.

Aber ich weiß nicht, ob je ein solches Ikarisches Zeitalter eintreten, und ob die Oliven Elihu Burritt's Wurzeln schlagen werden. Denn kaum scheinen mir die Völker moralisch größer geworden zu sein, als sie es zur Zeit des Porsenna und des Gelon von Syrakus waren. Dem politischen wie dem religiösen Moloch zu Ehren schlachten sich die Nationen heute wie gestern, und die Blüte ihrer Jugend läßt sich vom Schwert so ruhig niedermähen, als könnte sich das Menschenleben wie die Hydra hundertfältig erneuern.

Darum scheiden wir von der Eiseninsel mit dem Ruf Porsenna's: Keine Schwerter und Speere mehr, Industrie, Ackerbau, und keine Menschenopfer irgend einem Götzen!

Der Ghetto und die Juden in Rom.

1853.

Zusammengedrängt in einen dumpfen und traurigen Winkel Roms, welchen der Tiberfluß von Trastevere scheidet, wohnt hier seit alten Zeiten, gleichsam von der Menschheit ausgestoßen, das römische Judenvolk. Mit ihm sollen sich diese Blätter beschäftigen, welche der Verfasser teils aus älteren und neueren Schriften, teils aus mündlichen Mitteilungen der Hebräer zusammensetzte. Er durchwanderte oftmals den Ghetto Roms, und seine Bevölkerung erschien ihm, unter den Ruinen der Stadt als die einzige lebendige Ruine des Altertums, einer aufmerksamen Betrachtung wert.

Der Bogen des Titus am Forum enthält noch Abbilder des Triumfs jenes Zerstörers des alten Jerusalem. Man sieht dort auf dem Friese die Figur des heiligen Stromes Jordan, der in Greisengestalt auf einer Bahre einhergetragen wird; im Durchgangsbogen, durch welchen nie ein Jude gehen wird, sieht man die im Siegeszuge aufgeführten Tempelgeräte, den siebenarmigen Leuchter, den goldenen Tisch, die Bundeslade, und die silbernen Trompeten für das Jubeljahr. Beinahe 1800 Jahre

sind verflossen, seitdem dieser Bogen errichtet wurde, und nichts blieb von jenem weltbeherrschenden Rom übrig als Trümmer und Staub, und nicht mehr dem Leben angehörende Symbole des alten Cultus. Wer aber vom Titusbogen nach dem Tiberfluß geht und den Ghetto durchwandert, erblickt hie und da an bewohnten Häusern den siebenarmigen Leuchter in die Wand gemeißelt. Es ist dasselbe Abbild, wie er es eben am Triumfbogen sah, doch steht es hier als ein noch lebendiges Zeugniß der jüdischen Religion, denn noch heute wohnen hier Nachkommen jener einst von Titus nach Rom geführten Juden. Wenn man die Synagoge der Hebräer betritt, sieht man auf ihren Wänden dieselben Sculpturen, die Bundeslade, den goldenen Tisch des Tempels, die Jubeljahrstrompeten. Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelgefäße zu dem alten Jehova Jerusalems. Der Judengott war mächtiger als der Jupiter des Capitols.

Da ist die Halle der Octavia. Ihre zertrümmerten großen Bogen und Pfeiler ragen hart neben dem Ghetto auf. Hier war es, wo Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schaugepränge einleiteten. Hier stand zuschauend ein Jude, Begleiter und Schmeichler des Titus, Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich nicht, dem Triumf über sein eigenes Volk beizuwohnen, und ihn dann umständlich zu beschreiben. Dem Judenhöfling verdanken wir die Schilderung dieses Schauspiels.

„Nachdem", so erzählt er, „das ganze Heer in Reih

und Glied unter seinen Führern bei Nacht herangezogen und vor den Toren, nicht des obern Palasts, sondern des Isistempels aufgestellt war (dort brachten die Imperatoren die Nacht zu), traten mit Tagesanbruch Vespasian und Titus mit Lorberkränzen und im Purpurgewand hervor und schritten nach der Halle der Octavia. Dort warteten ihrer Ankunft der Senat und die höchsten Beamten, sowie die Ritter vom ersten Range. Vor den Hallen war eine Bühne angebracht, worauf elfenbeinerne Stüle standen; diese bestiegen die beiden Kaiser und setzten sich; sogleich erhob das Heer ein Jubelgeschrei und pries ihre Thaten. Auch die Soldaten waren unbewaffnet, in seidenen Gewändern und mit Lorber bekränzt. Nachdem Vespasian ihren Zuruf empfangen, unterbrach er ihren Jubel und gab das Zeichen zum Schweigen. Sogleich entstand tiefe Stille. Vespasian erhob sich, verhüllte sein Haupt mit dem Gewande und sprach ein Dankgebet. Das Gleiche that Titus. Nach dem Gebet richtete Vespasian an die ganze Versammlung einige Worte und entließ dann die Soldaten zu dem nach herkömmlicher Sitte von den Imperatoren bereiteten Mal. Er selbst ging nach dem Tor zurück, welches den Namen der Porta triumphalis führt, weil es immer bei diesen Gelegenheiten durchzogen wird. Dort genossen sie etwas Speise, zogen Triumfkleider an, opferten in den an das Tor angebauten Tempeln, und nun begann der Umzug, und zwar mitten durch das Theater, damit das Volk Alles desto leichter sehen könnte."

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus die schöne Halle von zwei Säulenreihen gebaut. Ein

Teil des Vorbaues ist noch erhalten; er stößt an den Fischmarkt, der den Ghetto begränzt; in die Trümmer ist die Kirche Sant Angelo in Pescaria hineingebaut, eine alte Basilika, die sich gleichfalls auf die Juden bezieht, weil sie im Mittelalter gezwungen wurden, hier Predigten anzuhören. Es ist in Wahrheit ein beispielloser Zufall der Geschichte, daß an eben dieser Halle der Octavia, wo Vespasian und Titus den Triumf über das besiegte Judenvolk und das zerstörte Jerusalem einweihten, die Nachkommen Israels ihren Sitz in Rom nahmen. Um diesen einst prachtvollen, jetzt in Ruinen liegenden, im Schmutz starrenden Porticus der Schwester des großen Augustus treibt noch heute das Judenvolk seine Geschäfte; auf den Marmorplatten jener Hallen und Tempel bieten noch heute die Nachkommen der Kriegssklaven Jerusalems Fische zum Verkaufe dar, und niemand von ihnen erinnert sich mehr an die Bedeutung, welche dieser Ort einst in der Geschichte Israels gehabt hat.

Der römische Ghetto ist wegen der historischen Beziehung des Judenvolks zu Rom unter allen israelitischen Gemeinden Europa's die denkwürdigste. Andere, zumal die in Spanien und Portugal, und die von dort hervorgegangene Synagoge Amsterdams sind durch ihre talmudischen Schulen theologisch merkwürdiger, aber keine hat das Alter und die geschichtliche Bedeutung der Synagoge in Rom. Denn diese stellt hier in der Hauptstadt der christlichen Welt die uralte Wurzel des Christentums selber dar.

Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk

sich nun 1800 Jahre lang behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen. Es muß fast rätselhaft erscheinen, daß eine so mishandelte Menschensekte, wenn auch durch frischen Zuwachs erneuert, so doch meist aus demselben verrotteten Familiengeschlecht, in demselben engen Straßenwinkel, in derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus wohnten die Juden in Rom.

Von den ersten Kaisern mehrmals verjagt, kehrten sie immer wieder zurück; seit Titus behielten sie bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und lebten hier auf der für sie gefährlichsten Stelle der Welt, unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an duldeten sie Schimpf und Verachtung, und endlich als unreine Parias zu einem Ghetto vereinigt, klammerten sie sich hier krampfhaft aneinander und überdauerten alle Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Einerlei ihres Zustandes. Sie lebten hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israels ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig ihren Feinden etwas abzutrotzen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Gegenwehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die Zähigkeit ihres Familiengeistes. Ihre Kraft im Dulden ist um so merkwürdiger, weil sie sich nicht, wie die christlichen Märtirer, mit einem Lohn im Jenseits trösteten.

Die Natur selbst scheint die unglücklichste aller Menschen-

klassen mit den heftigsten Lebenstrieben versorgt zu haben. Vielleicht möchte jeder andere Stamm unter ähnlichen Verhältnissen in Rom ausgestorben sein, unfähig, eine gränzenlose Verachtung zu ertragen; aber die Juden waren dessen fähig, und sie behaupteten sich unzerstörbar im Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Ausgeschieden von dem bürgerlichen Verbande der andern Menschen, blieben sie mit ihnen unvermischt; noch ihre spätesten Enkel stehen unter den Christen der Stadt so fremde da, wie ihre frühesten Väter, und sie sind den Römern um nichts näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren. Damals und unter den Kaisern galten sie, obwol schon verachtet, doch als eine orientalische Sekte neben andern Sekten Syriens, Aegyptens und Persiens; sie waren deshalb nicht so ganz vereinzelt, wie heute, wo sie aus der großen Menge von Religionssekten des alten Rom die einzige sind, die sich, und zwar unverändert, erhalten hat.

Die Geschichte der Juden Roms ist, soweit sie die ersten Zeiten betrifft, schwierig zu ermitteln, denn nur sparsam sind die Nachrichten römischer Schriftsteller.

Mit dem Einzuge des Pompejus in Jerusalem, wo er aus Neugierde und von den flehentlichen Bitten der Hebräer nicht zurückgehalten, das Allerheiligste betrat, beginnt eine fortdauernde Verbindung zwischen Jerusalem und Rom. Pompejus scheint die ersten jüdischen Sklaven hierher gebracht zu haben; wenigstens ist es unbestritten, daß seit jener Zeit jüdische Freigelassene und andere wahrscheinlich aus Handelszwecken herbeigekommene Hebräer in der Stadt wohnten. Sie lebten hier zwanglos nach

den Religionsgebräuchen ihres Gesetzes, während Prinzen und Prinzessinnen ihres Landes, allen andern Königen und Fürsten gleichgeachtet, ab und zu vor dem Senat und dem kaiserlichen Hof erschienen. Denn damals gab es noch jüdische Fürsten. Man sah den glücklichen Herodes mehrmals in Rom, und mit allen Zeichen königlicher Würde mit dem Cäsaren verkehren, an ihrer Tafel speisen und im Theater in der Fürstenloge sitzen; man sah Archelaus und die Prinzessin Salome, Antipas und Antipater in der Stadt, und nicht wenige Judenprinzen wurden am römischen Hof erzogen. Der Enkel des Herodes, Agrippa, ein abenteuernder Glücksjäger, war mit Drusus, des Tiberius Sohn, erzogen worden und der Busenfreund des Caligula. Der junge jüdische Wüstling befreite sich kaum aus dem Schuldturm, als ihn Tiberius in den Kerker warf, wo er sechs Monate schmachtete, bis ihn der Tod dieses Kaisers erlöste, und Caligula ihn zum König der Juden machte.

Eine glänzende Rolle spielte in Rom die schöne Prinzessin Veronica oder Berenice, Agrippa's Tochter, Schwester und Geliebte ihres Bruders, des jüngern Agrippa, des letzten Judenkönigs. Sie lebte nach der Zerstörung Jerusalems in den Gemächern des Titus; doch gelang es ihr trotz aller Ränke nicht, sich zur Kaiserin von Rom zu machen.

Herodes Agrippa war übrigens der letzte Jude, der hier ausgezeichnet wurde, und seither sah in Rom das jüdische Volk keinen Glaubensgenossen mehr geehrt, außer dem Baron Rothschild, welchen man zur Zeit Gregors XVI.

mit hoher Auszeichnung im Vatican behandelte — aus begreiflichen Gründen.

Während nun jüdische Prinzen abwechselnd in Rom waren, hatten sich Juden bereits in der Stadt angesiedelt. Cäsar war ihnen günstig; dies beweist die Thatsache, daß sie nach seiner Ermordung um ihn Todtenklagen sangen. Auch Augustus gewährte ihnen volle Freiheit, in der Stadt sich zu bewegen und ihre Geschäfte zu treiben; daher beklagten sie dankbar auch seinen Tod und weinten um ihn, wie es heißt, eine Woche lang. Damals waren sie nicht an einen bestimmten Ort in Rom verwiesen, obwol Philo erzählt, daß Augustus ihnen das Viertel Transtiberis gab. Sie wohnten auch an andern Stellen, am häufigsten aber doch in Trastevere, wo demnach ihre älteste Synagoge stand. Der römischen Legende nach kehrte auch der Apostel Petrus in Trastevere ein, in der Nähe der jetzigen Kirche Santa Cecilia, weil dort viele Juden wohnten; er soll aber auch auf dem Aventin gewohnt haben, im Hause der Heiligen Aquila und Prisca, jüdischer Ehegatten, die zum Christentum übergetreten waren.

Wie milde Augustus mit den Juden verfuhr, geht aus einer Stelle Philo's hervor in seiner höchst merkwürdigen Schrift: „Die Gesandtschaft an Cajus." Der gelehrte Alexandriner sagt darin, daß der Kaiser die Juden stets freundlich behandelt habe, daß sie den großen Stadtteil Transtiberis bewohnten und meistens Freigelassene waren, und daß man sie nicht zwang, die Gebräuche ihrer Väter zu ändern. — An solche jüdische Freigelassene erinnert noch heute ein Grabstein auf der Via Appia,

welcher die Namen zweier Juden, Zabda und Akiba, trägt. — Ihm war es bekannt, so fährt Philo fort, daß sie Synagogen besaßen, wo sie jede Woche zusammenkamen, um in den Lehren der Weisheit ihrer Väter unterrichtet zu werden. Er duldete es auch, daß sie das Geld von den Erstlingen nach Jerusalem schickten, damit dort für sie geopfert würde. Und dennoch vertrieb er sie nicht aus Rom, noch raubte er ihnen das römische Bürgerrecht, da er dem jüdischen Volke freundlich gesinnt war; auch änderte er nichts an ihren Synagogen noch an ihren Zusammenkünften. Ja er selbst schmückte den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken und ließ dort ganze Opfer schlachten; er achtete den Sabbat so sehr, daß er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern an dem folgenden Tage die Getreideausteilungen zukommen zu lassen, weil nämlich die Juden an jenem heiligen Tage Geld und Gaben weder empfangen noch geben dürften.

Philo war im Jahre 40 n. Chr. von den alexandrinischen Juden an der Spitze einer Gesandtschaft an den Kaiser Cajus (Caligula) abgesandt worden, um über die grausame Mishandlung Beschwerde zu führen, welche die Alexandriner an den Israeliten verübten, die in jener Welthandelsstadt ansässig waren. Er erzählt, wie Caligula diese Gesandten in seinem Landhause empfing, wo er wie ein Wahnsinniger aus einem Zimmer ins andere lief, bald Befehle zu Neubauten gab, bald alte Bilder aufstellen ließ, während die Juden ihm von Zimmer zu Zimmer folgten, unter beständigem Gelächter aller Anwesenden. Der Kaiser selbst fragte sie spottend, warum

sie kein Schweinefleisch äßen. Der Lärm derer nun, sagt Philo, die uns auspfiffen und mit schallendem Gelächter verhöhnten, war so groß, als stünden wir auf einem Theater. — So haben wir schon in jener Zeit dieselben Scenen vor uns, wie sie später im Mittelalter und bis in die neueste Zeit in Rom gesehen wurden, wenn die Juden am Monte Giordano oder am Titusbogen aufgereiht standen, den neuerwählten Papst zu bewillkommnen, verhöhnt von dem Gepfeife der Straßenjungen und dem Hohngeschrei des Volks.

Caligula war aus einem besondern Grunde gegen die Juden erbittert. Er hatte nämlich die Idee gefaßt, sich als Gott in einer kolossalen Statue im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen, da er hörte, daß die jüdische Nation die einzige des Erdkreises sei, welche ihm göttliche Ehre verweigere. Er gab Petronius, dem Statthalter in Phönizien, Befehl, seine Bildsäule dort aufzustellen. Da zog, wie Josephus und Philo erzählen, ganz Judäa nach Phönizien, Greise, Männer, Weiber und Kinder; gleich einer Wolke bedeckten sie das Land, und so groß war ihr Wehgeheul und Weinen, daß selbst, als es stille wurde, noch das Echo davon die Luft durchtönte. Sie warfen sich vor Petronius auf die Kniee und beschworen ihn, sie alle ermorden zu lassen, denn nimmer würden sie es ertragen, daß man das Heiligtum ihres Gottes schände.

Diese Scene malt eine der großartigsten Volkstragödien, die je erlebt worden sind, und dieser moralische Widerstand gegen Caligula ist einer der erhabensten Züge in der Geschichte der jüdischen Nation, welcher sie mehr ver-

herrlicht als die größten Thaten David's und Salomo's. Petronius war erschüttert, er schrieb abmahnend an Caligula; und nun kam auch des Kaisers Jugendfreund, jener König Agrippa, nach Rom, welcher für sein Volk bittend eintrat. Philo erzählt, sein Entsetzen über jene tempelschänderische Zumutung des Kaisers sei so groß gewesen, daß er ohnmächtig fortgetragen wurde und in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; er läßt ihn endlich einen meisterhaften Brief an Caligula schreiben, in Folge dessen dieser verrückte Despot, dem die ganze Welt Tempel, Altäre und Statuen weihte, von seinem Gelüsten abstand, sein Bild auch im Heiligtum zu Jerusalem aufzurichten.

Sein schneller Tod schützte die Juden Roms vor seiner Rache. Aber leider sagt uns Philo nichts von dem Zustande der damaligen Judenschaft in Transtiberis. Sie bildeten hier, wie es scheint, eine Synagoge der Libertiner oder Freigelassenen, denn unter diesem Namen nennt sie auch die Apostelgeschichte (1, 9).

Seitdem die christlichen Mysterien in Rom eindrangen, wurden Juden und Christen als gemeinschaftliche Sekte begriffen, was um so leichter geschehen konnte, als die damaligen Christen größtenteils Judenchristen waren. Sie erlitten daher dieselben Verfolgungen. Im Jahre 51 jagte sie Claudius allesammt aus der Stadt, nachdem sie schon Tiberius auf den Rat Sejans einmal nach Sardinien vertrieben hatte, um ihrem schmählichen Wucher Einhalt zu thun; dies beweist, daß sie schon damals in Anleihegeschäften ihren Lebensberuf begriffen. Immer kehrten sie wieder und wußten sie sich zu behaupten; ihre Anzahl

wuchs, sodaß man sie unter den ersten Kaisern auf 8000 angibt, was die heutige Judenzahl um mehr als das Doppelte übersteigen würde.

Nun folgte die schreckliche Zerstörung Jerusalems durch Titus und die Zerstreuung des Judenvolks. Eine Menge jüdischer Kriegssklaven wurde nach Rom geschleppt, von denen ein Teil hingerichtet wurde, der größere aber in der Stadt blieb. Ich setze hier die Schilderung des Triumfs des Titus fort, damit der Leser, welchem Flavius Josephus unbekannt ist, dieses merkwürdige Schauspiel gegenwärtig habe. Ich benutze die Uebersetzung Gfrörers.

„Es ist unmöglich", so fährt Josephus fort, „die Mannichfaltigkeit dieses Schauspiels und die Pracht in jeder Hinsicht, sei es in Bezug auf die Kunst der Werke oder auf Reichtum und Seltenheiten, zu beschreiben. Alles, was je Menschen einzeln besaßen und was nur selten und kostbar ist, schien an jenem Tage vereinigt, um die Größe des römischen Reichs zu zeigen. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein sah man hier in allen Gestalten, nicht blos etwa als einzelne Prunkstücke des Festzugs, sondern wie in einem Strom daherfließend. Gewänder, teils mit dem feinsten Purpur getränkt, teils mit babylonischer Kunst aufs sorgfältigste ausgestickt, schimmernde Edelsteine, in goldene Kronen gefügt oder in andern Fassungen, wurden in solcher Anzahl vorbeigetragen, daß man es für Irrtum ansah, solche Dinge noch für selten zu halten. Es folgten Götterbilder, an Größe außerordentlich und an Kunst unnachahmlich — alles aus den kostbarsten Stoffen. Auch Thiere verschiedener Art und in den seltensten Verzierungen wurden

vorbeigeführt. Sämmtliche Träger dieser Kostbarkeiten erschienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Besonders herrlich waren die Soldaten geschmückt, die an der Ehre des Triumfs teilnehmen durften. Selbst die Schar der Gefangenen zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuschauer den widerlichen Ausdruck dieser ausgemergelten Gestalten. Das größte Erstaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Man mußte unwillkürlich für die Kräfte der Träger fürchten. Einige hatten drei oder vier Wölbungen übereinander, und die Kunst der Ausführung war ebenso erstaunlich als schön zu nennen. Viele waren mit goldgestickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunstreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. In allen möglichen Formen und Wendungen stellte sich der Krieg dar. Da sah man eine verheerte Gegend, ganze Reihen gefallener Feinde, Fliehende, Gefangene, unermeßlich hohe Mauern unter dem Stoß der Maschinen stürzen, feste Burgen zertrümmert, die Mauern volkreicher Städte erstiegen, ein in das Innere hereinstürmendes Heer, Blutbad, Hülfeflehende, Wehrlose, brennende Tempel, Häuser, die über ihren Bewohnern zusammenstürzen, endlich nach einer weiten wilden Verheerung hereinströmende Flüsse, nicht um Felder zu wässern oder Menschen und Heerden zu tränken, sondern um den allgemeinen Brand zu löschen. Dies Alles, erzählten die Juden, hätten sie im Krieg erduldet. Die prächtige Ausführung stellte selbst dem Unkundigen Alles wie gegenwärtig dar. Bei jedem der Baldachine standen die feindlichen Befehlshaber, in der Haltung, wie sie gefangen wurden. Nun folgte eine

Menge Schiffe. Andere Kriegsbeute ward haufenweise einhergetragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem: ein goldener Tisch von mehren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verschieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuß befestigt und dünne Aeste erstreckten sich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand sich eine eherne Lampe. Deren waren es sieben, ein Symbol der Heiligkeit des siebenten Tages bei den Juden. Hinter diesem wurde das Gesetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildsäulen der Victoria trugen, sämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächst an ihnen ritt Vespasian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roß.

„Das Ziel des Triumfzuges war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor diesem angekommen, machten sie halt. Denn es ist eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Giora war es, der auch im Triumfzuge mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felsenrand gegen das Forum gezogen und von seinen Führern mit Ruthen gestrichen. Dort werden nach römischem Gesetz verurteilte Verbrecher hingerichtet. Als verkündigt war, daß er dahin sei, erscholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiser zum Palast zurück. Viele zogen sie selbst zur Tafel, für Andere waren zu Hause reiche Male

zubereitet. Die ganze Stadt Rom feierte diesen Tag als Dankfest für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die schönen Hoffnungen auf künftiges Glück."

Vespasian erbaute hierauf dem Frieden einen herrlichen Tempel. In ihn stiftete er die Tempelgeräte Jerusalems; nur die Bundeslade und ihre purpurnen Vorhänge ließ er im Cäsarenpalast niederlegen.

Jener Triumfbogen, in dessen innerer Wölbung die heiligen Geräte und der festliche Umzug mit so hoher Kunstvollendung dargestellt sind, wurde erst nach Titus' Tode vollendet. Im Mittelalter hieß er wegen seiner Bildwerke der Bogen der sieben Leuchter oder, wie das Buch der Mirabilien der Stadt Rom sagt: Arcus septem lucernarum Titi et Vespasiani, ubi est candelabrum Moysi cum arca. Die Frangipani, welche das Forum und das Colosseum beherrschten, benutzten ihn als Eingangspforte ihres Castells, der Turris Cartularia am Palatin. Erst unter Pius VII., im Jahre 1821, wurde der Titusbogen so hergestellt, wie er heute dasteht, eins der merkwürdigsten Monumente der Stadt, doch in modernster Restauration.

Titus hatte es übrigens verschmäht, sich nach seinem Triumf den Namen „Judaicus" beizulegen — ein Beweis, wie sehr er die Juden verachtete. Aber er, wie Vespasian, duldete die Hebräer in Rom, welche sich auch durch den Zuzug von Sklaven und Freigelassenen bedeutend vermehrt hatten. Vespasian hatte ihnen freie Religionsübung gestattet, doch mußten sie das Kopfgeld von einem halben Sekel, welches sie früher an den Tempel-

schatz zahlten, fortan dem Capitolischen Jupiter entrichten. Die Juden zahlen ihren Tribut noch heute an das Capitol, an die Camera capitolina.

Unter Domitian wurde dieser Fiscus judaicus, wie Sueton erzählt, mit großer Strenge eingetrieben. Die Juden wohnten damals noch immer in Trastevere, wurden aber von diesem Kaiser ganz aus der Stadt gejagt. Er wies ihnen das Tal der Egeria zum Aufenthalt an, wofür sie ein Pachtgeld erlegen mußten. Dies sagt Juvenal in seiner dritten Satire:

Hier, wo Numa einst Umgang pflog mit der nächtlichen Freundin,
Wo nun des heiligen Quells Laubhain und die Stätte der Gottheit
Juden man leiht, die mit sich führen das Heu und den Tragkorb;
Muß doch jeglicher Baum nun Steuer entrichten dem Volke,
Und weil alle Camenen verjagt sind, bettelt der Wald selbst;
Hier nun stiegen wir ab zu Egeria's Tal und den Grotten,
Welche den ächten ungleich; wol ehrte man besser des Springquells
Gottheit, säumte mit grünendem Rand Wildkraut noch die Wellen,
Kränkte der Marmor nicht unziemlich den örtlichen Tufstein.

Demnach sah Juvenal, wenn er durch das Capenische Tor nach dem Tal der Egeria ging, die Juden, ziemlich

bettelhaft, wie es scheint, mit Heubündeln und Körben ein- und ausgehen und dort Zigeunerwirtschaft treiben. Die Heubündel dienten ihnen zur Lagerstatt, und in den Körben schleppten sie Handelsplunder und Mundvorrat mit sich. Aus den römischen Nachrichten geht hervor, daß sie zu jener Zeit in Art und Geschäft den Juden von heute so ziemlich gleich waren. Die Verachtung der Römer gegen diese unglücklichen Menschen war groß; es galt für schimpflich, in einem jüdischen Bethaus gewesen zu sein, während die Teilnahme am Cultus der Isis, des Mithras, des Priap keineswegs als Entehrung galt. Und so ist es merkwürdig genug, denjenigen Gottesdienst, welcher in Rom von allen Idolen und aller Bilder- und Thierverehrung zu allen Zeiten allein frei blieb, mit gränzenloser Verachtung behandelt zu sehen.

In der vierzehnten Satire beklagt sich Juvenal einmal über den Aberglauben, welcher Römer antreibe, sich ins Judentum einweihen zu lassen:

Einige, denen der Zufall gab zum Vater des Sabats
Ehrer, beten die Wolken nur an und das himmlische Wesen,
Und sie achten des Schweins Fettfleisch gleich menschlichem heilig,
Deß sich der Vater enthielt, ablegen sie bald auch die Vorhaut.
Aber das Römergesetz zu verachten, sie selber, gewohnt nun,
Lernen sie Judengesetz und befolgen mit heiliger Ehrfurcht,
Was nur immer die Bücher, die mystischen, lehren des Moses.

Zu jener Zeit gaben sich die Juden auch mit Wahrsagerei und mit dem Verkauf von Liebes- und Zaubertränken ab. Auch dies sagt Juvenal in seiner sechsten Satire:

Lassend das Heu und den Tragkorb,
Bettelt die Jüdin, die zitternde, leis in das heimliche Ohr nun,
Die das Gesetz auslegt von Jerusalem, heiligen Waldes
Priesterin sie, die erhab'ne, des Himmels vertrauliche Zeugin.
Sie auch füllet die Hand, doch billig für kleineres Geldstück
Bieten die Juden dir feil, was immer von Träumen du wünschest.

In diesen Versen zeichnet der Satiriker ein so deutliches Bild vom jüdischen Wesen, daß wir ein zigeunerndes Weib, eine Vettel, wie wir sagen, leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Und wie damals zu Domitians Zeit Jüdinnen nächtlicherweile aus dem Egeriatal hervorkamen, sich in das Haus einer wollüstigen römischen Dame zu schleichen, so geschah es auch bis auf die neueste Zeit in Rom. Denn viele Judenweiber aus dem Ghetto trieben als Wahrsagerinnen in der Stadt ihr heimliches Wesen, deuteten vornehmen Damen Träume aus und verkauften ihnen Liebestränke. Ausdrücklich bezieht sich darauf die Bulle Pius' V. von 1569, welche beginnt: Hebraeorum gens sola quondam a Domino electa. Dies Decret, wodurch die Juden aus allen Städten des

Kirchenstaats, mit Ausnahme von Rom und Ancona, verbannt wurden, ist ein wichtiges historisches Denkmal; ich führe Stellen daraus an, um sie sofort mit jenen Versen des Juvenal zu vergleichen.

Es heißt darin: „Nachdem dies Volk sein Priestertum verloren, nachdem die Autorität des Gesetzes ihm genommen, ist es aus seinem eigenen Wohnsitz zerstreut, welchen ihm der milde und gütige Gott einst seit dem Ursprung eben dieses Volkes bereitet hatte, als ein Land, wo Milch und Honig fließt; nun irrt es seit so vielen Jahrhunderten über den Erdkreis; verhaßt, mit jeglichem Schimpf und Makel bedeckt, treibt es jede infame und schändliche Kunst, auf was Weise es immer den Hunger stillen mag, nicht anders als die verworfenste Sklavenschaft." Nun werden diese Künste angegeben: „Denn um von so vielerlei Art Wucher zu schweigen, mit dem die Juden das Vermögen bedürftiger Christen gänzlich aufzehren, so glauben wir, es sei offenbar genug, wie sie Hehler der Räuber und Diebe sind und Helfershelfer, die allerlei gestolenes und gerafftes Gut, nicht allein profanes, sondern auch dem göttlichen Cultus zugehöriges, entweder für eine Weile zu verbergen, oder an einen andern Ort zu bringen, oder ganz umzugestalten wagen, damit es nicht mehr erkannt werde; sehr viele auch stelen sich unter dem Schein, ein ihnen zukommendes Geschäft zu treiben, in die Häuser anständiger Frauen, wo sie viele in den Abgrund schändlicher Unzucht stürzen, und was das Allerverderblichste ist, sie verführen gar viele Unvorsichtige und Schwache mit Satansblendwerk, mit Wahrsagerei, Zaubermitteln, mit magischen Künsten und Hexereien

und machen jene glauben, daß die Zukunft vorausgesagt, daß Diebstal, Schätze, verborgene Dinge enthüllt und außerdem Vieles offenbart werden könne, von welchem nicht einmal die Fähigkeit der Ahnung irgend einem Sterblichen jemals erlaubt worden ist."

Die Schuld jener in allen Zeiten gleich großen Judenverachtung lag zum Teil im Naturell der Hebräer. Wir sagen dies, ohne weder so viele treffliche und würdige Menschen unter den Juden, noch überhaupt den ganzen Stamm kränken zu wollen. Für den Europäer hat das echt jüdische Wesen wirklich etwas Carikirtes, was oft mehr als Lachen erregt. So war schon jener possenhafte Tanz des Königs David vor der Bundeslade höchst lächerlich, und erfüllte selbst Michal mit Verachtung. Dazu kam der Stolz der Juden, das auserwählte Volk Gottes zu sein, ihre Verachtung gegen jeden andern Glauben, und ihre Scheu vor der Berührung jedes andern Menschen. So begann dieses Volk die Strafe seiner Selbstvergötterung und seiner kastenhaften Absonderung zu tragen, bis es von den Christen endlich in einen Ghetto gesperrt wurde.

Die Verhältnisse der Juden unter den spätern Kaisern sind dunkel. Nachdem Hadrian Jerusalem zum zweiten mal zerstört, und zahllose Judensklaven auf den Märkten Syriens wie Pferde hatte verkaufen lassen, vermehrte sich die hebräische Gemeinde in Rom durch starke Einwanderung. Sie hatte fortdauernd ihren Sitz in Trastevere, wo sie geduldet wurde. Vor der Porta Portese unter dem Janiculus lag auch ihr Kirchhof; er wurde daselbst im 17. Jahrhundert aufgefunden. Aber außer diesem Cömeterium besaßen die Juden eine zweite Begräbniß-

stätte vor dem Appischen Tor. Man sieht diese bei San Sebastiano in der Vigna Rondanini, wo sie im Jahre 1857 ausgegraben worden ist. Sie besteht aus Katakomben, wie es scheint aus dem 3. Jahrhundert, welche durchaus den christlichen Roms in der Anlage gleichen. Die hebräischen Sarkophage haben sogar bildlichen Schmuck, zumal von Genien; oft sieht man das Abbild des siebenarmigen Leuchters. Die Inschriften sind, merkwürdigerweise, nie hebräisch, sondern lateinisch oder griechisch, was beweist, daß die damaligen Juden in Rom sich vollkommen an den in der Stadt herrschenden Sprachgebrauch anbequemt hatten. Auch müssen die Todten in jenen Katakomben zwei Synagogen Roms angehört haben, der älteren seit Pompejus' Zeit gestifteten, und der jüngeren, welche wesentlich alexandrinisch war. Leider ist die Geschichte des römischen Judentums jener Zeit in Dunkel begraben.

Nachdem nun das Christentum römische Staatsreligion geworden war, mußten die Juden in Rom in eine gefährlichere Lage geraten sein, da sich zur altrömischen Verachtung fortan auch der neue Christenhaß gesellte. Schon Constantin verbot den Hebräern christliche Diener zu halten, und seither wurde die Trennung der Juden von der Gemeinschaft der Christen ein religiöses Princip. Noch strengere Vorschriften erließ der theodosianische Codex. Er verbot in allen Provinzen des Reichs das Hamansfest, wobei die Juden diesen ihren Feind im Bilde des Gekreuzigten darzustellen und unter Schreien und Toben zu verbrennen pflegten.

Als Alarich Rom plünderte, mögen die Juden in Trastevere Schreckliches erlitten haben. Unter den zu-

sammengerafften Schätzen dieses Westgothenkönigs befanden sich auch kostbare Gefäße des salomonischen Tempels, die er in Rom erbeutet hatte. Andere waren ihm entgangen, denn noch Genserich fand heilige Tempelgefäße Jerusalems in Rom vor. Er entführte sie nach Karthago; dort fielen sie Belisar als Beute in die Hände, und wurden sodann von ihm nach Byzanz gebracht. Hier forderten sie die Juden, wie Prokopius erzählt, vom Kaiser Justinian zurück, der sie endlich in einer Kirche zu Jerusalem niederlegen ließ.

In Wahrheit, die Geschichte dieser einst von Titus nach Rom gebrachten Tempelschätze ist märchenhaft. Selbst noch im Mittelalter, in der Zeit der Mirabilien der Stadt Rom, lebte hier die Sage von ihnen fort; denn man glaubte die Bundeslade, die Stiftshütte, den siebenarmigen Leuchter, und die Gewänder Aarons als Reliquien im Lateran verwahrt.

In der Gothenzeit wird einmal die Synagoge in Rom erwähnt; das Volk plünderte sie, und der edle Theodorich erließ ein Gesetz zum Schutze der Juden.

Ihre Schicksale in späteren Jahrhunderten sind sehr dunkel. Doch wissen wir, daß die Hebräer als Gemeinde (schola) fortbestanden, daß sie bisweilen den germanischen Kaisern bei ihrer Krönung huldigten und in hebräischer Sprache die althergebrachten Laudes (die Acclamation) sangen.

Sie wohnten stets in Trastevere, aber sie trieben auch Handel an und auf den Tiberbrücken; die Brücke Quattro Capi am heutigen Ghetto hieß deshalb Pons Judaeorum, und selbst die Engelsbrücke wird bisweilen

so genannt. Wahrscheinlich standen auf diesen Brücken jüdische Handelsbuden.

Uebrigens erlitten die Hebräer in Rom, vereinzelte Ausbrüche des Volkshasses ausgenommen, keine so blutigen Verfolgungen, wie in den übrigen Städten Europas. Rom war nie ein Boden für religiösen Fanatismus; im römischen Volke lebte stets die alte Tradition der kosmopolitischen Duldung und Humanität fort; auch war man hier seit vielen Jahrhunderten an die Juden gewöhnt. Selbst die Kreuzzüge, die überall in Europa die gräßlichsten Excesse des Judenhasses hervorriefen, hatten, so viel wir wissen, keine solche Folgen in Rom. Nur einmal, und zwar schon im Jahre 1020, hören wir von einer römischen Judenverfolgung, die durch ein Erdbeben veranlaßt wurde.

Die Päpste selbst anerkannten stets die Synagoge der Juden als berechtigte Körperschaft der Stadt; sie stand hier den andern Fremdenschulen der Griechen und Germanen gleich. Auch die Inquisition, die im Anfange des 13. Jahrhunderts eingeführt wurde, verfuhr in der ersten Zeit mit ihnen schonend.

Allmälig gelangten die Hebräer in Rom zu einiger Bedeutung, als Wechsler und Aerzte. Der Geldmarkt und die medicinische Wissenschaft kamen meist in ihre Hände; so begannen sie sich sogar im Vatican notwendig zu machen.

Der Reisende Benjamin von Tudela zählte zur Zeit Alexanders III. (1159—85) 200 reiche Juden in Rom, geachtete Männer, keinem tributbar, und worunter der Papst seine Diener habe. Hier findet man, so sagt er,

sehr weise Leute, von denen der erste der große Rabbi Daniel ist, der Rabbi Dahiel aber, ein schöner kluger Jüngling, am Hofe Alexanders aus- und eingeht, als des Papsts Minister; das heißt wol, als sein Banquier.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß der Gegenpapst Anaklet II. (gest. 1138), Pier Leone, eines getauften Juden Enkel war. Sein Geschlecht war in Rom eine der angesehensten Patricierfamilien, und durch lange Jahrhunderte. Dies Volk, von Natur und durch den Widerstand, welcher den Witz verschärft, mit Talenten reich begabt, wußte sich also bis in die Aula des Papsttums gleichsam einzuschmuggeln. Während Judenweiber in den Häusern des Adels wahrsagten, gingen Juden bei den geldbedürftigen und verschuldeten Päpsten aus und ein, als ihre Wechsler oder ihre Aerzte.

Man findet alle jüdischen Aerzte der Päpste namentlich aufgezählt in dem Werk Mandosio's: „Degli archiatri pontificj", welches Marini vervollständigt hat (Rom 1784). Der erste in dieser Reihe ist Josua Halorki, Arzt des Gegenpapstes Benedict XIII. (1394), welcher die Juden besonders geliebt zu haben scheint. Halorki ließ sich später taufen und nannte sich Hieronymus de Sancta Fede; unter diesem Namen schrieb er ein Buch gegen die Juden („Hieronimi de Sancta Fede ex Judaeo Christiani contra Judaeorum perfidiam et Talmud tractatus, sive libri duo ad mandatum D. PP. Benedicti XIII."). Er wurde von der Synagoge verflucht.

Auch Innocenz VII., dessen Gegenpapst Benedict war, gab im Jahre 1406 Juden von Trastevere das römische Bürgerrecht, so Elia di Sabbato, Mose di Lisbona,

Mose di Tivoli, welche alle Aerzte waren und Magister hießen. Sie hatten große Vorrechte und waren auch von dem schimpflichen Judaszeichen befreit. Martins des V. Leibarzt war Elias aus dem Ghetto Roms. Und bis ins 16. Jahrhundert finden sich jüdische Leibärzte im Vatican, trotz aller Bannbullen dieses oder jenes judenfeindlichen Papsts. Als Orientalen, als Verwandte der Araber standen die Hebräer in aller Welt, auch bei Fürsten und Kaisern, im höchsten Ansehen ärztlicher Wissenschaft. Samuel Sarfadi, ein spanischer Rabbiner, war Arzt Leo's X., ein grundgelehrter und beredter Mann.

Natürlich fiel ein Schimmer der päpstlichen Gnade, deren sich der jüdische Arzt erfreute, auch auf das Judenvolk in Trastevere zurück. Aber bei der Natur des kirchlichen Regiments, welches persönlich ist, sah die römische Synagoge ihr Loos lediglich vom Charakter der jeweiligen Päpste abhängen, und dieser Wechsel hielt sie in beständiger Aufregung, und gab sie oft einem gesetzlosen Zustande preis.

Viele Concile hatten seit Alters die Trennung der Juden von den Christen anbefohlen und ihnen ein Schandabzeichen auferlegt; dies Gebot erneuerte Innocenz III., der Gründer der Inquisition, im Jahre 1215, und so thaten andre Päpste. Doch solche Edicte umgingen die Juden meistens, oder sie kauften sich davon los. Bald auch stieß ein gnädiger Papst um, was ein ungnädiger verordnet hatte.

Johann XXII. hatte die Juden verfolgt, endlich auch ihren Talmud öffentlich verbrennen lassen. Doch Inno-

cenz VII. war ihnen gnädig, und am meisten schützte sie der Römer Martin V. Er gab ihnen das Privilegium zurück, Aerzte sein zu können, und befahl, daß alle Hebräer im Kirchenstaat zur Carnevalsteuer, welche die Juden Roms ehedem allein aufzubringen hatten, beitragen sollten. Aber schon sein Nachfolger Eugen IV., ein Venetianer und dem handelslustigen Volk Israel feind, beschränkte die Juden wieder. Er verbot ihnen, mit Christen zu verkehren, oder bei ihnen zu wohnen, oder sie als Aerzte zu behandeln. Er untersagte ihnen, in der Stadt umherzustreifen; er verbot ihnen, neue Synagogen zu bauen, oder ein öffentliches Amt zu bekleiden; auch durfte eines Juden Zeugniß gegen einen Christen nicht gültig sein. An die capitolische Kammer hatten sie jährlich 1130 Gulden zu zahlen, außer andern Gefällen und Beisteuern zum Carneval.

Für diese Spiele auf der Piazza Navona, am Testaccio und auf dem Corso hatte sich nach und nach die Sitte festgestellt, die Juden zur Volksbelustigung zu misbrauchen. Nicht allein mußten sie sich der Entehrung unterwerfen, einen Trupp ihrer Aeltesten, in Wämmser gekleidet, der Cavalcade der Senatoren voranschreiten zu lassen, wenn diese den Corsozug eröffneten, sondern sie selbst mußten zur Schau rennen. Der Venetianer Paul II. war es, welcher im Friedensjahre 1468 den Römern zuerst die Corsorennen zum Besten gab und auch die Juden öffentlich rennen ließ.

Noch heute ist es Festsitte in den Städten Italiens, um die Palii zu rennen, das heißt um den Preis von Seidenstoffen, welche der Sieger davonträgt. Als Paul

dieses Fest gab, liefen an jedem der acht Carnevalstage Pferde, Esel und Büffel, Greise, Jünglinge, Kinder und Juden. Man gab diesen, wie man auch später zu thun pflegte, ehe sie rannten, reichlich zu essen, um ihnen selbst den Lauf beschwerlicher, dem Volk aber ergötzlicher zu machen. Sie liefen vom Arco Domiziano bis zur Kirche San Marco in voller Furie und unter dem Hetzgeschrei der Römer, während der heilige Vater auf dem reichverzierten Balcone stand und herzlich lachte. Zwar möchte es scheinen, daß die allgemeine Teilnahme am Wettrennen, welchem sich auch Römer unterzogen, das Entehrende davon entfernt habe; doch muß man bedenken, daß dasselbe Vergnügen, welches von Römern als ein olympisches Spiel angesehen wurde, für die Juden als Schimpf galt. Wer je einem Corsorennen in Rom beigewohnt hat, wo jetzt der Lauf der Pferde an die Stelle des ehemaligen Judenlaufs getreten ist, und wer es gesehen hat, wie das Volk in fast furiöser Aufregung mit Geschrei und grellem Gepfeife die hinwegstürzenden Thiere vorüberhetzt, der mag sich leicht vorstellen, wie in jenen barbarischen Zeiten die durch den Corso gejagten Hebräer mehr als Spießruten laufen mußten.

Später wollte das Volk den Judenlauf nicht mehr missen; ich finde in Sprengers „Roma nova" (vom Jahre 1667) die Nachricht, daß die Juden nackt und nur mit einer Binde um die Lenden laufen mußten, und zwar, sagt er, rennen erst die Esel, dann die Hebräer, hierauf die Büffel, endlich die Berberpferde.

Zwei Jahrhunderte lang erduldeten die Juden Roms diese empörende Beschimpfung, bis sie nach wiederholtem

Flehen durch päpstliches Edikt davon erlöst wurden. Clemens IX. Rospigliosi erhörte sie im Jahre 1668, er gebot ihnen, statt des Rennens jährlich 300 Scudi zu zahlen, und statt des Vorschreitens vor der Cavalcade des Senators, in der Tronkammer vor den Conservatoren Huldigung zu leisten und diesen die Carnevalsprämien zu überreichen.

Am ersten Sonnabend des Carnevals pflegten die Häupter der Juden als Deputation des Ghetto vor den Conservatoren auf dem Capitol zu erscheinen. Sie warfen sich vor ihrem Sessel nieder, und knieend überreichten sie einen Blumenstrauß und 20 Scudi, mit der Bitte, diese zur Auszier des Balcons zu verwenden, auf welchem der römische Senat auf der Piazza del Popolo seinen Sitz nahm. Sie gingen auch zum Senator und flehten alter Sitte gemäß um die Vergünstigung, ferner in Rom bleiben zu dürfen. Der Senator setzte seinen Fuß auf ihre Stirn, befahl ihnen, aufzustehen, und sagte nach hergebrachter Formel, daß die Juden in Rom nicht aufgenommen, doch aus Barmherzigkeit geduldet seien. Auch diese Demütigung ist geschwunden; aber noch jetzt kommen die Hebräer am ersten Sonnabend der Carnevalsfeste auf das Capitol und leisten hier Huldigung und Tribut für die Pallien, welche sie zu beschaffen haben, in Erinnerung dessen, daß nun Pferde an ihrer Stelle das Volk belustigen.

Es fehlte im Mittelalter nicht an andern Ceremonien, die den Juden auferlegt waren. Beim Fest der Besitznahme des erwählten Papsts vom Lateran mußten sie in Deputation ihm entgegenkommen, wie sie schon vor den

römischen Kaisern huldigend erschienen waren. Wenn nämlich der Kaiser den Tron bestieg, brachten die Juden in Jerusalem Gebete und Opfer für ihn dar; so sagt schon Philo in seiner „Gesandtschaft an Cajus“, daß sie drei mal für Caligula Opfer vollzogen hatten, das erste mal, als er Kaiser wurde, sodann, als er gefährlich erkrankte, endlich für seinen Sieg über Deutschland. Daß auch die Juden in Rom das Gleiche thaten, ist unzweifelhaft, und so erschienen sie bei den Huldigungsfeierlichkeiten vor dem Kaiser als Schutzflehende, ihn um Duldung zu bitten, wie solche ihnen von Augustus gewährt worden war.

Als an die Stelle der Kaiser die Päpste getreten waren, wechselten nur die Formen der Ceremonie. Bei jeder Huldigung eines Papsts erschienen die Abgesandten der römischen Judenschaft, mit dem Pentateuch auf der Schulter, an einem Ort, wo der päpstliche Triumfzug vorüberkam. Man betrachtete sie nach dem Ausspruch des heiligen Hieronymus als die Bibliothekare der christlichen Religion, weil sie das Alte Testament in ihrer Bundeslade verwahrt gehalten hatten. Indem sie dem neu erwählten Papst als Schutzflehende nahten, thaten sie dies, wie man sagt, teils weil ihre Väter so vor den Kaisern erschienen waren, teils weil sie, auf einen Befreier aus der Gefangenschaft hoffend, den jedesmaligen Papst darauf hin betrachteten, ob nicht er es sei, der sie von ihrem Joch erlösen werde.

Seit Calixt II., der im Jahre 1119 von den Juden eine solche Ceremonie empfing, haben wir von jeder Huldigungsfeierlichkeit Nachricht. Allen Päpsten brachten

sie den Pentateuch auf der Schulter entgegen, so Eugen III., Alexander III. und Gregor IX. Sie sangen dabei Lieder zu ihrem Lobe. Cancellieri gibt in seinem Werk „Storia de' possessi" (Geschichte der Besitznahme der Päpste) darüber die besten Aufschlüsse aus den Tagebüchern der päpstlichen Ceremonienmeister.

Der Ort, an welchem die Juden sich aufstellten, wechselte. Im ältern Mittelalter war es die Region Parione, wo sie den nach dem Lateran ziehenden Papst erwarteten. So erzählt schon das alte lateinische Gedicht des Cardinals Giacomo Stefaneschi, welches die Huldigungsfeier Bonifacius' VIII. im Jahre 1295 beschreibt:

Ecce, super Tiberim positum de marmore pontem
Transierat, provectus equo, turrique relicta
De campo Judaea canens, quae caecula corde est,
Occurrit vesana duci Parione sub ipso,
Quae Christo gravidam legem plenamque sub umbra
Exhibuit Moysi. Veneratus et ille figuram
Hanc post terga dedit, cauto sermone locutus.
Ignotus Judaea deus, sibi cognitus olim.
Qui quondam populus, nunc hostis; qui deus et rex
Obnubi patitur, praesentem temnere mavis,
Quem fragilem reputas hominem, sperasque futurum,
Et latet ipse deus — —

Schon damals hatte dies Schauspiel dieselben Formen, wie sie später beobachtet wurden. Die Juden, Loblieder singend, warteten des im Triumfzug daherreitenden Papsts; sie boten ihm die Gesetzesrolle dar, der

Papst nahm sie, las zum Schein einige Worte darin, reichte sie dann hinter sich und sagte: „Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir." Hierauf ritt er weiter, und die Juden kehrten in ihre Wohnungen zurück, niedergeschmettert oder zur Hoffnung belebt, je nach dem, was sie in den Augen des Papsts gelesen hatten.

Oftmals stellten sie sich am Monte Giordano auf. Obwol dieser aus Schutt entstandene Hügel seinen Namen von Giordano Orsini, einem Edeln dieses römischen Geschlechts, empfangen hatte, der dort seinen Palast baute, so wählte man ihn doch vielleicht gerade des Namens wegen für diese Judenceremonie. Dort standen die Hebräer, den in Gold gebundenen, mit einem Schleier bedeckten Pentateuch haltend, umringt vom verhöhnenden Volk, bis der Papst erschien, und sie ihm knieend das Gesetz überreichten.

Mit der Zeit wurde die Mishandlung der Juden bei dieser Gelegenheit so groß, daß ihrem dringenden Flehen nachgegeben wurde, und Innocenz VIII. ihnen im Jahre 1484 erlaubte, im innern Raum des Castells Sant Angelo zu erscheinen. Die Feierlichkeit beschreibt der Ceremonienmeister Burkhard: „Als der Papst vorüberkam, hielt er nahe am Castell, und die Juden, welche sich hier an die untersten Zinnen gegen das Erdgeschoß zurückgezogen hatten, im Ornat und mit ihrem Gesetze, reichten dem heiligen Vater dieses zur Anbetung und Verehrung, mit hebräischen Worten ungefähr dieses Sinnes ihn anredend: Allerheiligster Vater, wir hebräischen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unserer Synagoge

an, daß Ihr geruhet, uns das Gesetz, welches der allmächtige Gott unserm Priester Moses auf dem Berge Sinai übergab, zu bestätigen und zu billigen, wie auch andere erhabene Päpste, die Vorgänger Eurer Heiligkeit, es bestätigt und gebilligt haben. Es antwortete der Papst: Wir billigen das Gesetz, aber euern Glauben und eure Auslegung verdammen wir, weil Der, von Dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie die Kirche uns lehrt. Nach vollendeter Ceremonie zogen sich die Juden zurück."

Erinnert man sich, daß die Engelsburg das Grabmal Hadrians ist, jenes Kaisers, welcher Jerusalem zum zweiten mal zerstört und die Juden in die Sklaverei verkauft hatte, so stand auch dieser Ort zur Geschichte Israels in einer kränkenden Beziehung.

Ausnahmsweise empfing Pius III. im Jahre 1503, weil er leidend war, die Juden in einem Saal des Vatican. Julius II. empfing ihre Huldigung wieder an der Engelsburg, wobei sie einen langen Sermon machten und besonders der spanische Rabbi Samuel, der Leibarzt des Papsts, mit Beredsamkeit sprach. Der Papst antwortete „prout in libello", das heißt nach Vorschrift des Ceremonienbuchs.

Auch Leo X., dessen Huldigungsfeier im Jahre 1513 die glänzendste war, die je ein Papst erlebte, empfing die Juden am Castell Sant Angelo. Der Ceremonienmeister Paris de Grassis beschreibt diese Scene. Sie standen am Tor der Burg auf einem hölzernen Gerüst, welches mit Goldbrocat und seidenen Teppichen bedeckt war, und worauf acht weiße Wachskerzen brannten. Dort hielten

sie die Gesetzestafeln. Als der Papst auf seinem weißen Roß vorüberkam, baten sie ihn um die gewohnte Bestätigung. Er nahm das offene Buch aus ihren Händen, las darin und sagte darauf: Wir bestätigen, aber wir stimmen nicht bei (Confirmamus, sed non consentimus); dann ließ er das Buch zur Erde fallen, und setzte seinen Zug fort.

Dies war das letzte mal, daß die Ceremonie an der Engelsburg stattfand; seitdem wurde sie durch den vorgeschrittenen Geist der Zeit oder durch andere unbekannte Ursachen abgeschafft.

Dagegen wurde den Hebräern befohlen, einen Teil der Straße, durch welche der päpstliche Zug sich bewegte, mit kostbaren Stoffen zu zieren. Beim Fest der Besitznahme Gregors XIV. (1590) mußten sie den Abstieg vom Capitol und den Bogen des Septimius Severus mit Teppichen bedecken. Bald darauf wurde es Regel, daß sie den Titusbogen und die Straße bis zum Colosseum ausschmückten. So mußten sie den Schimpf leiden, dasselbe ihnen verhaßte Triumftor zu verzieren, welches einst dem Zerstörer Jerusalems zu Ehren erbaut worden war.

Dies geschah bei den Tronbesteigungen aller folgenden Päpste; sie mußten auf die Tapeten Embleme heften, welche sich auf den Papst bezogen und mit lateinischen Sprüchen aus dem Alten Testament bezeichnet waren. Solche Embleme, in der Regel 25 an Zahl, waren oft höchst sinnreich. Es wurde vorgestellt der Myrrhenbaum, der seinen Balsam freiwillig niederträufelt, ohne vom Messer geschnitten zu sein; dazu der Spruch: „Beatus

rex, qui nobilis est" (gesegnet sei der Fürst, der edelmütig ist). Ferner der Pelikan, welcher seine Brut mit dem eigenen Leben tränkt: „Er verschwendete und gab's den Armen" (Psalm 112, 1. 9). — Eine Palme, von der Sonne beschienen; darüber: „Recht wie die Palme wirst du blühen"; darunter: „Dein Einzug wird gesegnet sein." — Das Rhinoceros, welches sein Horn in eine Quelle taucht — eine offene Meermuschel — der Vogel Phönix und ein Regenbogen — ein fressender Schwan — reifes Korn — Bienenschwärme — der Maulbeerbaum — eine bekränzte Harfe — ein Meer mit singenden Sirenen, darüber der Himmel, gegen welchen viele Nachtigallen fliegen; darunter der Spruch aus dem Jesaias: „Zusammen singen sie."

Diese Bildersprache erinnert an ähnliche Feierlichkeiten der sicilischen Araber, wenn sie ihre Herren, die normannischen Könige, beglückwünschten.

Mit Jammer und Tränen hatten die Juden solche Teppiche gestickt, und wenn sie vom Titusbogen in ihren schmuzigen Ghetto zurückkehrten, reinigten sie sich gewiß mit Gebeten von dieser dem Statthalter Christi dargebrachten Huldigung.

Indeß auch in das Vorstellen des Judentums drang in Rom die antike Mythologie ein, in Folge jener Renaissance, welche die Götter des Olymps wieder erstehen ließ. Besonders werden im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter des barocken Parnasses, ihre Embleme mythologisch und ihre Huldigungsgedichte reden von Apoll und den Musen. Indem sich so Antikes und Alttestamentliches vermischt, wird diese Verwirrung um so komischer,

weil es das Volk Israel ist, welches solche Sinnsprüche einem Papste widmet.

Die meisten mythologischen Symbole finden sich bei der Huldigung der Juden an Pius VI. und Pius VII. Man sah dort Hercules, aus dessen Mund Goldketten gehen, womit er die Völker anzieht, und darunter den Bibelvers: die Lippen des Frommen tönen von Anmut; Sprichwörter 10, 32. Man sah den Parnaß auf der einen Seite und von der andern eine Plattform, bedeckt mit Tapeten, worauf Pferde und Maultiere Korn fraßen, mit dem Spruch aus Hiob: vor dem Zugvieh lehrt er uns; die barockste Zusammenstellung, welche denkbar ist: Parnaß, Maulesel und Hiob. Man sah Juno mit einer Lilie, den Atlas, der die Welt trägt, Minerva mit dem Oelzweig, einen Tempel, worin Mercur mit den drei Grazien stand, und worunter zu lesen war: er wird Solche nicht ihres Guts berauben, die in Reinheit wandeln, Psalm 84, 12. Von allen mythologischen Figuren war freilich Mercur, der Rothschild unter den olympischen Göttern, diejenige, welche dem Ghetto die verständlichste sein mußte. Mehr oder weniger bezogen sich diese Sinnsprüche doch immer auf eine und dieselbe Vorstellung, Geld und wieder Geld, daher auch die Hörner der Amalthea, aus denen Goldmünzen, Wein und Brot geschüttet werden, sehr beliebt waren.

Dem Papst Pius VII. verehrten die Juden alle ihre Mottos in einem kostbaren, in Miniatur gemalten Buche, welches ihm der Rabbi Leone di Leone d'Ebron in Venedig überreichte. Die Ueberschrift des lateinischen Huldigungsgedichts im elegischen Versmaß lautete:

Pio Septimo P. O. M.
Qua die imperii gubernacula solemniter suscipit
Quod bonum felix faustumque sit
Festivissima Hebraeorum universitas D. D. D.

Die Juden in Rom hatten demnach nicht fruchtlos an der Halle der römischen Octavia gewohnt. Ihr Gedicht begann erst mit einem schmerzlichen Seufzer und ging dann zu Apollo und dem Papste selbst über:

O me si cithara plectroque juvaret Apollo,
Concinerem summi maxima regna Pii,
Meque peregrinis audiret versibus uti,
Quidquid habet tellus, quidquid et axis habet.
Principis astra super ferrem clarissima facta,
Queis comes it recti non temerandus amor;
Quippe suis, velut illa, polo fulgoribus umbras
Dimovet, e vultu quos radiante jacit.
Ast pro me Pindi veniant et culmine Musae
Quas cecinit vatum fabula Graeca deas.
Hae resona fundant solemnia carmina voce,
Tympana pulsantes, sistra lyrasque manu,
Hae Themidis celebrent servantem jura decorae,
Qua duce subjectis imperat agminibus:
Candoremque sinus dantis cum pace salutem,
Viribus ingenii, pondere consilii.
Magnanimis nitit ille notis, prudentibus aeque,
Ne summum videat gloria tanta diem!
Culmina Gregorium nutu qui celsa creavit,
Sospitet, omnigenis condecoretque bonis.

Edat, ut arbor aquae prope rivos consita, fructus,
Et diadema suum vinciat usque caput.
Hic niteat solusque, ferax sit dactilus ipse:
Adspiciat laetos ire, redire dies.
Gaudeat urbs, precibus nunquam non acribus instet,
Ut sibi sint Pacis munera juncta Piae.

Ein reich gebundenes Buch, worin Embleme und Gedichte aufgeschrieben waren, hatten die Juden von Pietro Paoletti, einem Maler aus Belluno, für Gregor XVI. malen lassen, weil dieser Papst aus Belluno gebürtig war. Er schenkte es dem Kapitel der Kathedrale seiner Vaterstadt.

Auch dem jetzt regierenden Pius IX. wurde ein ähnliches Büchlein überreicht; der römische Rabbi, ein im Schreiben sehr geschickter Mann, wie mir die Hebräer versicherten, hatte darin kunstvolle Sprüche aus der Bibel geschrieben, und es war so schön gebunden, daß es gegen 500 Scudi kostete.

Dies waren die Judenceremonien bei päpstlichen Huldigungen. Aber auch in andern Ländern fand Aehnliches statt. In Korfu, so wird in Moroni's „Dizionario" erzählt, beglückwünschten die Juden jeden neugewählten Erzbischof mit großer Feierlichkeit. Als im Jahre 1780 Francesco Maria Fenzi dort seinen Einzug hielt, sah man ein seltsames Schauspiel von den Hebräern aufführen. Ihren Zug eröffnete ein Jude in italienischer Kleidung, mit einem Feldherrnstab, ihm folgten die drei Erzväter mit langen Stäben; dann zwölf italienisch gekleidete Jünglinge, die zwölf Stämme darstellend, ein

jeder einen silbernen Apfel in der Hand; hinter diesen andere zehn mit dem Mantel Talet über den Schultern, darstellend die zehn weisen Rabbiner, die Conservatoren des mosaischen Gesetzes zur Zeit Cäsars. Es folgten elf Jünglinge mit Blumen in den Händen, die elf Brüder Josefs, und vier Diener, gleich als gingen sie zum König Pharao. Hierauf acht Männer mit Gefäßen und Palmen, die acht Conservatoren des Gebots der Beschneidung; sodann 24 Juden, die Doppelzahl der Stämme, mit silbernen Geräten und Becken und Handschuhe in den Händen, die Blüte Israels darstellend. Es folgte ein Zug von 48 andern Juden mit Pelzmützen; diesen sechs Vorsänger, die aus Büchern Psalmen sangen. Hierauf vier Juden in großen Perücken mit Stäben; diesen folgten 15 Judenjünglinge mit den Urim und Thummim auf der Brust; weiter ein Zug mit Früchten und Palmen, worauf wieder Vorsänger. Sodann die vier Hohenpriester Moses, Aaron, David und Salomo; ihnen folgten die Leviten. Dahinter die drei Männer aus dem feurigen Ofen. Den Zug schloß der steinalte Großrabbiner, welcher wie das leibhaftige Fasten aussah, in einem langen weißen Gewande, ihm zur Seite zwei Greise, Becken voll von Blumenblättern in den Händen haltend. Hinter ihnen wurde der Pentateuch getragen, behängt mit Schellen, Aepfeln, Kronen und anderm Schmuck von Silber, unter einem weißen Baldachin, welchen vier Großjuden hielten. An sechs Orten der Stadt wurde die Rolle geöffnet, wobei alles Judenvolk ein lautes Geschrei ausstieß und die Blumen aus dem Becken über das Gesetz geworfen wurden. Die zur Erde fielen, rafften Judenweiber auf

und verwahrten sie in ihrem Busen. Der Zug hatte vier Ordner, in Erinnerung der vier Gefangenschaften Aegyptens, Babylons, Roms und der Gegenwart. Der Erzbischof wurde auf einer kostbar ausgezierten Loge neben dem Dom von 16 Juden empfangen; er stand aufrecht mit der Mitra und dem Bischofsstabe; und nachdem ein Jude sich das Haupt mit dem Hut bedeckt und den Talet darüber gezogen hatte, recitirte er ein Compliment, welches Monsignore in ähnlicher Weise erwiderte.

Eine so prächtige Procession in national-jüdischem Charakter konnte wol in Korfu gehalten werden, aber niemals in Rom. Hier, wo das Christentum oder dessen Cultus wesentlich in der Form der Procession auftritt, hätte ein hebräischer Aufzug das Volk belehrt, daß der katholische Pomp in seiner größern Hälfte, wo er nicht altheidnisch oder mittelalterlich-christlich ist, doch nur ein Abbild alter Judenprocessionen sei. Eine jüdische Procession hätten außerdem die römischen Gassenjungen wahrscheinlich gesteinigt. Auch hüteten sich die Juden, Gold und Silber sehen zu lassen, und erschienen sie im Aufzug vor den Päpsten, so trugen sie nur zur Schau Armut und Elend, Angst und Zittern und jammervolle Knechtsgeberden.

Wir kehren zu den Schicksalen der Juden unter den Nachfolgern jenes Paul II. zurück, welcher die Hebräer beim Carneval zuerst rennen ließ. Bald bedrückt, und bald erleichert, wie namentlich von Paul III. Farnese, einem Römer, verschlimmerte sich ihr Schicksal durch die Gegenreformation, besonders unter der Regierung Pauls IV. Dieser fanatische Neapolitaner aus dem Hause Caraffa,

der Begründer der Marterkammern und der Censur in Rom, ein zelotischer Inquisitor, war kaum auf den päpstlichen Stul gelangt, als er im Jahre 1555 die Bulle Cum nimis absurdum erließ, welche die Stellung der römischen Judenschaft regelte. Er widerrief alle ihre frühern Privilegien; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen Gewerbe und Handwerk, den Ankauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben. Selbst den Titel Don, welchen einzelne Juden nach spanischer und portugiesischer Sitte sich beilegten, untersagte er. Sie von den Christen ganz zu scheiden, gebot er ihnen, sich nicht anders sehen zu lassen als im gelben Hut und mit gelbem Schleier. „Denn", so sagt die Bulle, „es ist gar zu abgeschmackt und unziemlich, daß die Juden, welche eigene Schuld in ewige Knechtschaft gestürzt hat, unter dem Vorwand, daß die christliche Barmherzigkeit sie aufgenommen habe, sich Frechheiten anmaßen, als mit Christen vermischt zu wohnen, kein Abzeichen zu tragen, christliche Diener zu haben, ja sogar Häuser zu kaufen."

Endlich errichtete Paul IV. den Judenzwinger. Bis auf seine Zeit hatten die Hebräer die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit, überall in Rom zu wohnen; natürlich wohnten sie selten in der Mitte der Stadt, noch unter Christen zerstreut, sondern sie hielten sich beieinander in Trastevere und an dem Flußufer bis zur Brücke Hadrians. Nun wies ihnen der Papst, nach Art der Venetianer, ein streng abgesperrtes Quartier an, welches wenige enge und ungesunde Straßen unmittelbar am Tiber umfaßte und von der Brücke Quattro Capi bis

zur Regola reichte. Mauern oder Tore sperrten dies Judenviertel. Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heißt. Es war am 26. Juli 1556, als die Hebräer Roms in diesen Ghetto zogen, weinend und seufzend wie ihre Vorfahren, da man sie in die Gefangenschaft führte.

So war Paul IV. der grausame Pharao, welcher sie all den Uebeln aussetzte, die aus Mangel an Raum und aus der niedern Lage der Wohnungen am Fluß entspringen mußten, und diese Uebel waren ein ganzes Heer ägyptischer Plagen. Als der finstre Caraffa im Jahre 1559 starb, und das römische Volk seine Wut an dem Todten auszulassen aufstand, das Haus der Inquisition plünderte und die Minerva, das Kloster der Dominicaner, stürmte, sah man auch Juden, furchtsame Menschen, die sich an den Revolutionen selbst zur Zeit des Cola di Rienzo nie beteiligt hatten, aus ihrem Zwinger hervorkommen und ihrem Haß gegen Paul IV. Luft machen. Ein Jude durfte es sogar wagen, der Statue des Papsts auf dem Capitol den gelben Schandhut aufzusetzen; das Volk lachte, zertrümmerte die Bildsäule und schleifte ihren Kopf mit der Papstkrone durch den Kot.

Welchem Schicksale die armen Juden nach Einführung der neuen Ketzertribunale entgegengingen, mag man sich leicht vorstellen. Viele verbrannte man auf dem Platz der Minerva oder dem Campo dei Fiori, wo die Autos da Fé gehalten wurden. Es war die Zeit, da man auch Giordano Bruno verbrannte.

In den Ghetto eingeschlossen, waren die Juden in fremdes Eigentum eingezogen. Denn die Häuser des Viertels gehörten Römern; auch angesehene Familien wohnten daselbst, wie die Boccapaduli. Ausziehend, blieben diese Eigentümer, jene Mieter. Weil sie aber für immer in jene Straßen eingesperrt wurden, mußte sich ein dauerndes Mietverhältniß feststellen; denn ohne dasselbe konnte sich für die Juden zweierlei Not ereignen: Obdachlosigkeit, wenn es dem Eigentümer einfiel, dem hebräischen Mieter zu kündigen; unerträgliche Verschuldung oder Zahlungsunfähigkeit, wenn er darauf verfiel, den Zins zu steigern. So entstand das Gesetz, welches verordnete: die Römer bleiben im Eigentum der an die Juden vermieteten Wohnungen, aber jene haben die Häuser in Erbpacht; niemals darf dem jüdischen Einwohner die Miete gekündigt werden, sobald er den Zins richtig zahlt; niemals darf der Zins erhöht werden; der Jude kann nach seinem Willen das Haus verändern und erweitern.

Man nennt dieses noch heute bestehende Recht das Jus Gazzagà. Kraft desselben ist der Jude im Erbbesitz des Mietcontracts und darf diesen an Verwandte oder Andere verkaufen. Noch heutiges Tags gilt es als eine köstliche Habe, im Besitz des Jus Gazzagà zu sein, und hochgepriesen wird das Judenmädchen, welches ihrem Bräutigam als Mitgift ein solches Document aufzuweisen im Stande ist. So wurde durch dieses wolthätige Gesetz dem Juden ein Dach gegeben, welches er gewissermaßen das seine nennen durfte.

Die Bulle Pauls IV. bestätigte Pius V. im Jahre

1566; er erließ strenge Verordnungen gegen das Herumschweifen der Juden, welchen befohlen wurde, mit der Nacht im Ghetto sich wieder einzufinden. Denn nach Ave Maria schlossen sich unerbittlich die Tore des Zwingers, und Strafe traf den draußen Ergriffenen, wenn es ihm nicht gelang, durch Geld die Wächter zu bestechen. Im Jahre 1569 untersagte derselbe Papst den Juden, in andern Städten des Kirchenstaats zu wohnen als in Rom und Ancona, da sie vordem auch in Benevent und Avignon geduldet waren.

Aber kaum war sein Edict erlassen, als Sixtus V. es wieder umstieß und in den Ghetto einen Schimmer von Menschlichkeit fallen ließ. Dieser große Papst, der Erneuerer Roms, dessen Andenken fast jede Straße ins Gedächtniß ruft, fühlte Erbarmen mit dem Volk Israel; er erließ im Jahre 1586 die Bulle Christiana pietas infelicem Hebraeorum statum commiserans, worin er die frühern Privilegien der Juden erneuerte. Er gestattete ihnen frei im römischen Staat zu wohnen, das heißt in den gemauerten Orten, den Städten und Castellen. Er erlaubte ihnen jedes Gewerbe zu treiben, außer dem Weinschank, dem Getreide- und dem Fleischhandel. Er gestattete ihnen den freien Verkehr mit den Christen, sodaß sie selbst christlicher Dienste sich bedienen durften, ohne jedoch christliche Dienstboten zu halten. Er sorgte für größere Bequemlichkeit ihrer Wohnungen; er bewilligte ihnen so viel Schulen und Synagogen, als sie deren bedurften; er erlaubte die Anlegung von hebräischen Bibliotheken. Er untersagte es, die Juden an ihren Festtagen vor Gericht zu laden; er schaffte das Judaszeichen ab;

er verbot, Judenkinder mit Gewalt zu taufen, oder reisende Juden mit außerordentlichen Wegelasten zu plagen. Er setzte den Tribut auf ein geringes Kopfgeld herab, außer den Gebühren, die er ihnen für die carnevalischen Pallii zu zahlen auferlegte. So gab Sixtus der Welt das Beispiel eines christlichen Papstes und segnete sein Andenken für alle Zukunft, sodaß, was er für die Juden aus eigener Großmut that, ein bleibender Ruhm seines Namens ist.

Hier also hatten die Hebräer einmal einen glücklichen Griff in die Tombola gethan; aber weil der Papstwechsel ein Lotteriespiel war, konnte das Blatt plötzlich umschlagen. Und so geschah es auch; denn wenige Jahre nach dem Tode Sixtus' V. hob Clemens VIII. Aldobrandini alle jene liberalen Verordnungen auf; er erneuerte das Edict Caraffa's und stieß die Juden in Trostlosigkeit zurück.

In diesem Elend blieben sie nicht allein das 17. Jahrhundert hindurch, sondern es steigerte sich noch im 18. durch die Edicte Clemens' XI. und Innocenz' XIII. Dieser verbot den Juden jedes Geschäft außer dem Handel mit alten Tüchern, Lappen und altem Eisen, was man Stracci ferracci nannte, und erst Benedict XIV. gestattete ihnen im Jahre 1740 auch den Handel mit neuen Tuchwaaren, welchen die Juden denn auch heute eifrig betreiben. Man sah sie also bis auf diese Zeit mit alten Sachen hausiren gehen, und in den Straßen hörte man sie Hep! rufen, womit sie sich ankündigten und zum Kauf ihres Bettels einluden. Noch heute hört man oft in allen Straßen Roms den melancholischen Ruf des armen Juden,

welcher einen Sack auf der Schulter daherkommt und sein Robbe vè! (robba vecchia) ruft.

Das 17. Jahrhundert, wo die Medici den Juden in Toscana so große Freiheiten gaben, war vielleicht die drückendste Zeit, welche die Ghettobevölkerung in Rom erlebt hat. Ich finde in einer römischen Schrift vom Jahre 1677 („Stato vero degli Ebrei in Roma, stamperia del Varese") die Angabe, daß die Judenzahl damals sich auf 4500 Menschen belief; darunter befanden sich 200 wolhabende Familien. Der Verfasser sagt, daß der Ghetto im 16. Jahrhundert 4861 Scudi an Tribut aufzubringen hatte, im 17. Jahrhundert aber nur 3207. Obgleich jene Schrift im höchsten Sinn judenfeindlich ist, wage ich doch nicht, sie durchweg der Lüge zu zeihen. Der Verfasser bemerkt, daß trotz der ewig wiederholten Beschwerden der Juden der Ghetto reich sei, daß er nach Bezahlung aller Lasten alle fünf Jahre 19,470 Scudi zurücklege, daß er überhaupt ein Vermögen von einer Million besitze. Ohne Zweifel gab es damals reiche Juden in Rom; unter den Hehlern und Nekromanten des Ghetto saßen die Wucherer und scharrten Zins zu Zins. Kein Papst vermochte diese Bankgeschäfte zu unterdrücken; die verschuldeten Nobili schützten die Juden, und während der Ghetto mit Schimpf und Schmach bedeckt war, empfing der römische Große, der Cardinal, ja der Papst selbst, den gelbbehuteten Wucherer mit verbindlichen Schmeicheleien in seinem Palast. Der Verfasser jener Schrift sagt: 235,000 Scudi hätten sich die Juden von den Christen erwuchert, und es vergehe kein Abend, wo sie nicht mindestens 800 Scudi aus Christentaschen durch die

Tore des Ghetto in ihre Häuser schleppten. Das unterdrückte Volk wußte mit allen Künsten Geld zu erschwindeln, und dieser Wucher mußte dem Haß der Christen immer neue Nahrung geben.

Johann von Capistrano hatte einst Eugen dem IV. eine Flotte angeboten, die Juden sammt und sonders aus Rom hinwegzuführen. „Nun er todt ist", so sagt der Verfasser jener Schrift, „wäre es zu wünschen, daß er dem Papst Clemens IX. eine Flotte vom Himmel schickte, um alle diese Diebe aus Rom zu schaffen." Die jüdischen Rothschilde nahmen damals in der Regel 18 Procent. So ist bis auf den heutigen Tag jüdisches Geld eine rächende Macht geblieben; auch der heutige Ghetto leiht auf Zinsen. Um Geld und Erwerb dreht sich hier Alles, und wie sollte es auch anders sein? Als ich eines Tags durch die Straße des Ghetto ging, rief mir ein elendes Judenweib, welches an Lumpen nähte, nach: „Herr, was befehlen Sie?" Die Geistesgegenwart dieses Weibes zu prüfen, drehte ich mich augenblicklich zu ihr um und rief: „Fünf Millionen!" Hierauf sagte das Weib augenblicklich: „Gut, Herr, vier für mich und eine ist für Euch!"

Mit Strenge hielt man im 18. Jahrhundert darauf, daß die Juden an bestimmten Tagen christlichen Bekehrungspredigten beiwohnten. Schon Gregor XIII. (1572) hatte die Verordnung erlassen, sie sollten jede Woche eine Predigt anhören. Ein Jude selbst hatte diesen Gebrauch eingeführt, natürlich ein bekehrter, Andreas mit Namen, welcher mit hündischer Convertitenseele in den Papst Gregor drang, jenes Edict zu machen. Man sah

also am Sabbat Häscher der Polizei in den Ghetto kommen und die Juden mit Peitschenhieben in die Kirche treiben, Männer, Weiber und Kinder über zwölf Jahre. Es mußten sich mindestens 100 Männer und 50 Weiber, später 300 an der Zahl, zur Predigt einfinden. Am Eingang der Kirche zählte ein Wächter die Eintretenden; in der Kirche selbst überwachte sie Polizei; und schien ein Jude teilnahmlos oder schlaftrunken, so weckten ihn Peitschenhiebe. Ein Dominicaner hielt die Predigt, wobei das Allerheiligste vom Altar genommen war; er sprach über solche Texte des Alten Testaments, welche die Juden an demselben Tag in ihrer Synagoge hatten lesen hören, damit auf die jüdische Erklärung die katholische unmittelbar folge, und der Hebräer im Stande sei, die christliche Wahrheit zu erkennen. Diese Predigten wurden anfangs in San Benedetto alla Regola gehalten, später aber in Sant Angelo in Pescaria.

Mit der Zeit fanden sie nur fünf mal im Jahre statt, und der ganze Gebrauch wollte von selbst erlöschen, als der engherzige Leo XII. Genga (1823—29) ihn erneuerte. Heute ist auch diese Barbarei geschwunden; sie ward abgeschafft im ersten liberalen Regierungsjahre Pius' IX.

Den zum Christentum bekehrten Juden belohnte die Erlösung aus dem Ghetto, das Bürgerrecht und alles Menschenrecht, welches dessen Folge ist. Es ereignete sich nicht selten, daß Juden aus dem Ghetto getauft wurden; dann wurden sie, wie das im Charakter von Convertiten liegt, bekehrungssüchtiger als ihre Bekehrer. So liest man auf einer Kirche gegenüber dem Ghetto an der Brücke

Quattro Capi, auf deren Fronte die Kreuzigung gemalt ist, in hebräischer und lateinischer Schrift den zweiten Vers aus dem 65. Capitel des Jesaias: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“ Diese Mahnung hat dort ein bekehrter Jude aufschreiben lassen.

Nach der mittelalterlichen Sitte empfingen jüdische Täuflinge den Namen ihrer Taufpathen, und weil sie diese unter den angesehensten Männern Roms suchten, geschah es, daß sich Juden in die ältesten Adelsfamilien Roms einschmuggelten. Es gab jüdische Colonna, jüdische Massimi, jüdische Orsini; ja man behauptet in Rom, daß manches stolze römische Fürstengeschlecht, nachdem es ausgestorben, durch Juden aus Trastevere fortgeführt worden sei.

Heute, wo die alten Mishandlungen aus dem Tageslicht geschwunden sind, hat man gleichwol den hergebrachten öffentlichen Act einer feierlichen Juden- und Türkentaufe als Form beibehalten. Sie findet in jedem Jahre am Ostersonnabend in der Taufkapelle des Lateran statt. Man sagt, daß dieses Schauspiel um jeden Preis aufgeführt werden müsse, selbst wenn man, im Falle daß ein bekehrter Täufling mangelt, einen Juden oder Türken von auswärts holen sollte. Es ist sogar vorgekommen, daß Juden oder Türken aus Speculation sich mehrmals taufen ließen. Im Jahre 1853 wohnte ich der Taufe einer Jüdin bei. Sie stand in weiße Schleier gehüllt am Taufbecken, eine brennende Kerze, das Symbol der Erleuchtung, in der Hand, und nach vollzogener Salbung

des Haupts und Nackens und empfangener Wasserweihe in jenem Becken Constantins, in welchem einst Cola di Rienzo sich in Rosenwasser gebadet hatte, wurde sie in Procession nach dem Lateran zurückgeführt. Der Cardinal, der sie getauft hatte, segnete sie vor dem Altar ein, und sprach dann vor dem Volk seine Freude aus, daß ein so göttliches Wunder sich vollzogen habe, da ein eben noch von den Dämonen besessener und der Hölle verfallener Mensch urplötzlich in die Unschuld des Kindes und das reine Himmelslicht sich gekleidet habe.

Ehemals drückte man sich kräftiger aus; denn der Jesuit Stephan Menochio sagt in seinem Buch „Stuore" (Venedig 1662), die Juden stänken am Leibe, verlören aber diesen Gestank gleich nach der Taufe. Sehr naiv erzählt er, daß sich schon der Kaiser Marc Aurel über den Judengestank beklagt habe. Dies sei eine ausgemachte Sache; und so ließen sich die Agareuer taufen, um nicht übel zu riechen wie die Hunde.

Leo XII. gab den Juden das Recht, Häuser zu erwerben, wenn sie schon das Jus Gazzagà hatten. Er erweiterte auch den Umfang des Ghetto, indem er ihm die Via Reginella und einen Teil der Pescaria hinzufügte, sodaß derselbe im Ganzen acht Tore hatte, die überwacht und allnächtlich geschlossen wurden. Während der französischen Herrschaft in Rom war die Ghettosperrung aufgehoben, und den Juden alle Freiheit in der Stadt zu wohnen und Gewerbe zu treiben, gestattet worden. Aber Pius VII. schloß im Jahre 1814 den Ghetto von neuem; er blieb in seiner alten Verfassung bis auf den heute regierenden Papst.

Es gereicht Pius IX. zur Ehre, daß er die Ghettoschranken niederriß; dies geschah, wie es mir Juden ausdrücklich selbst bemerkten, nicht in Folge der Revolution in Rom, sondern ein Jahr zuvor, da die öffentliche Meinung und auch die Einsicht des liberalen Papsts dieses Zugeständniß an die Zeit verlangten. Es fielen alle Mauern, welche den Ghetto sperrten. Der Umschwung der Ansichten hatte auch die Folge, daß den Juden erlaubt wurde, überall in Rom zu wohnen, und nicht minder, Gewerbe und Handwerke zu treiben. Der Ghetto ist also als Zwinger aufgehoben, doch besteht er factisch fort als das traurigste Quartier Roms. Auch macht der Jude nicht leicht von seinem Recht Gebrauch, in die Mitte der Stadt zu ziehen, weil, wie man mir sagte, dasjenige, was nun das Gesetz freistellt, dennoch durch das unausrottbare Vorurteil erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Als ich eines Tags (es war Sonnabend) am Brunnen der Navona stand, kamen festlich gekleidete Judenfrauen herzu und betrachteten das Brunnenwerk. Ein römisches Weib beschaute sie mit Verachtung, und sagte darauf zu mir: „Seht, seht, sie sind jetzt wie wir Christen."

Die politische Reform des Jahres 1847 bezeichnet das Ende jener Sklaverei der Juden Roms, welche so viele Jahrhunderte hindurch gedauert hat; so wenigstens hoffen wir, daß die Macht der Meinung sich stärker zeigen werde als das Vorurteil, wenn es sich noch je erneuern sollte, und daß die geringen Freiheiten, welche die Hebräer errungen haben, sich auch so weit ausdehnen werden, daß ihnen ein ungeschmälerter Anteil an allen Gütern der

Civilisation gegeben werde. Die Aussichten stehen freilich in der Ferne, aber sie sind näher gerückt.

Gegenwärtig berechnet man die Gesammtzahl der Ghettobevölkerung auf 3800 Menschen, eine unverhältnißmäßig große Menge, bei dem kleinen Raum des Ghetto, welcher an Flächenausdehnung weniger beträgt als der fünfte Teil irgend eines Städtchens von 3000 Seelen. Die ganze Judenschaft (Università degli Ebrei) steht unter der obersten Congregation der Inquisition; ihr Tribunal ist das Cardinalvicariat. In polizeilichen Dingen übt der Präsident der Region von Sant Angelo und Campitelli die Gerichtsbarkeit im Ghetto aus. Die jüdische Gemeinde hat das Recht, ihre innere Verwaltung durch drei Fattori del Ghetto zu besorgen, welche auf ein halbes Jahr gewählt werden. Diese beaufsichtigen das öffentliche Wesen, verteilen die Abgaben nach dem Vermögen, und sorgen für Kranke und Arme. Im Ganzen beträgt die jährliche Abgabe der Juden an den Staat und an verschiedene religiöse Körperschaften gegen 13,000 Francs.

Wir haben die Geschichte der Juden in Rom zu Ende geführt; nun aber wollen wir den Ghetto in seinem gegenwärtigen Zustande kennen lernen.

Als ich ihn zum ersten mal besuchte, war der Tiberfluß gerade ausgetreten und seine gelbe Flut strömte durch die Fiumara, die unterste Ghettostraße, deren Häuserfundamente zum Teil im Wasser stecken; sie strömte auch am Bogen der Octavia, und bedeckte die untern Räume der am tiefsten stehenden Gebäude. Welch ein melancholischer Anblick, das elende Judenviertel so in den Tiber-

fluten versunken zu sehen! Alljährlich muß Israel in Rom die Sündflut erleben, und der Ghetto schwimmt dann in den Wellen wie die Arche Noah mit Menschen und Getier. Die Not steigt, wenn der Tiber, von Regenflut angeschwellt, noch durch den Westwind vom Meer zurückgetrieben wird; dann flüchtet sich, was zu unterst wohnt, in die obern Stockwerke der Häuser. Man zeigte mir die Marke des Wasserstandes während der Ueberschwemmung von 1846; die Flut hatte damals alle untern Zimmer bis zur Decke angefüllt. Im verwichenen Herbst und in diesem Frühjahr war der Tiber nur für kurze Zeit ausgetreten, doch war auch diese Not empfindlich genug. Gleichwol soll die Sterblichkeit im Ghetto nicht größer sein, als in andern Vierteln der Stadt; sogar während des Cholerajahrs 1837 war sie nur gering. Berechnet man sie nach den Leichensteinen der Juden, so erscheint die Zahl ihrer Todten sehr klein. Diese weißen Steine mit ihren Inschriften stehen wie ärmliche Denkmäler von Verstoßenen, auf einer classischen Stelle Roms, in einer Ecke des alten Circus maximus, unter wildem Gras und Schierling. Denn dort, in der von Tarquinius Priscus gebauten Rennbahn, liegt jetzt der Judenkirchhof, Orto degli Ebrei genannt. So wandeln sich die Zeiten!

Es gibt eine geheime Kraft der Beziehung, welche auch das Oertliche in die Physiognomie von Menschen oder Dingen hineinzieht, so daß es zu ihrem Symbol wird. Ich habe dieses Gesetz zu oft wahrgenommen, als daß ich es nicht aussprechen sollte. So fiel mir das Aussehen der Ghettoumgebung als eine solche auf, welche die Atmo-

sphäre mit traurigen Vorstellungen durchdringt. Ich meine nicht allein jenen verfallenen Porticus der Octavia, aus dessen schwarzen Bogen man in die Pescaria tritt, den stinkenden, finstern Fischmarkt, wo auf antiken Marmorplatten Fische aufliegen. Lesen wir nur den Namen auf der nahe an der Synagoge liegenden Piazza. „Platz des Weinens", so heißt er von der Kirche Santa Maria del Pianto. Welcher Name wäre hier passender? Denn hat wol je ein Volk mehr geweint, als diese Juden hier in Rom?

Am Platz des Weinens steht ein großer alter Palast zwischen zwei Kirchen. Auf der einen sagt die Inschrift, daß sie der Maria del Pianto geweiht sei, auf der andern steht der Name des Erbauers, Francesco Cenci. Er ruft dem Beschauer die schrecklichste der Tragödien Roms ins Gedächtniß, welche Beatrice Cenci heißt. Jener Francesco war ihr Vater. Der Palast des Geschlechts der Cenci steht der Synagoge gerade gegenüber, wo sich an Festtagen die Klagelieder der Hebräer hören lassen.

Noch mehr — in diesem Palast wohnt der Maler Overbeck. Dies örtliche Zusammentreffen nötigte mir ein Lächeln ab, als ich in das Atelier trat, welches fromme Menschen wie ein Allerheiligstes betreten, und wo ein blasser Mann mit langem gescheitelten Haar, liebenswürdig und sanft, nicht sprechend, sondern leise Worte aushauchend, die Heiligenbilder auf den Staffeln erklärt. Auch diese sind still und tonlos; ein entschlafener Joseph in den Armen des Heilands, eine schattenhafte weinende Madonna, ein Christus, den Verfolgern entschwebend und auf luftige Wolken tretend, geflügelte Engelköpfe leiblos;

entleibte Menschen, entleibte Kunst, Rede ohne Worte, Bilder ohne Farbe, die Madonna dolorosa, die Passion an der Wand, das Trauerspiel Cenci, drüben der überschwemmte Ghetto, hier die heilige Maria vom Weinen, mitten inne der Beato Angelico der modernen Malerei.

Vor dem Jahre 1847 trennte noch eine hohe Mauer den Platz Cenci von jenem der Juden, welcher auch Piazza delle Scuole heißt. Hier befand sich das Haupttor des Ghetto; Mauer und Tor sind niedergerissen, und der Schutt liegt noch zum Teil umher.

Treten wir nun in eine der Ghettostraßen selbst, so finden wir Israel vor seinen Hütten in rastloser Arbeit. Sie sitzen in den Thüren oder draußen auf der Gasse, die kaum mehr Licht gewährt als die feuchte Kammer, und wusten im Plunderkram oder nähen und flicken mit Emsigkeit. Es ist nicht zu sagen, welches Chaos von Flicken und Lappen (Cenci genannt im Italienischen) hier zusammengehäuft ist. Die ganze Welt scheint als Judenplunder in zahllosen Fetzen zerzupft umherzuliegen. Haufenhoch liegen die Lappalien vor den Thüren, von jeder Art und Farbe, goldiges Franzengeflitter, Stücke Seidenbrocats, Sammetlappen, rote Flicken, blaue Fetzen, orange, gelbe, schwarze, weiße, alte, zerschlissene, zerfaserte, abgeriebene Stücke und Stückchen. Ich habe nimmer ähnlichen Plunder gesehen. Die Juden könnten damit die ganze Schöpfung ausflicken und Rom so bunt belappen, wie ein Arlechino bunt ist. Sie sitzen davor und wühlen in diesem Meer, als suchten sie nach Schätzen, wenigstens nach einem versunkenen Goldbrocat. Denn sie sind so gut römische Altertumsforscher als alle Jene, welche

den Schutt durchwühlen, um einen Säulenstumpf, ein Stück Relief, eine alte Inschrift, eine Münze und dergleichen Plunder ans Tageslicht zu fördern. Jener hebräische Winckelmann im Ghetto legt mit einem gewissen Stolz seine Lappen zum Verkauf aus wie der Händler mit Marmortrümmern. Dieser prahlt mit einem Stück Giallo antico — dagegen kann der Jude einen vortrefflichen Lappen gelber Seide halten; Porphyr — hier ist ein schön gemusterter Fetzen von tiefrotem Damast. Verde antico — hier ist ein grünes Sammetstück von ausgesuchtester Antike. Und so gibt es weder Jaspis noch Alabaster, noch schwarzen und weißen Marmor oder Breccia, wogegen nicht der Antiquar des Ghetto seine Altertümer stellen könnte. Die Geschichte sämmtlicher Moden von Herodes bis auf den Erfinder des Paletots, und sämmtlicher Trachten der vornehmen wie der bürgerlichen Welt läßt sich aus diesen Lappen durch geistreiche Hypothesen kritisch herausstellen, und manche Flicken sind wahrscheinlich historisch und einst getragen worden von Romulus, von Scipio Africanus, Hannibal, Cornelia, Augustus, von Karl dem Großen, Perikles, Kleopatra, Barbarossa, von Gregor VII., Columbus u. s. w.

Es sitzen nun die Töchter Zions bei diesen Lappen und nähen, was nähbar ist. Groß ist ihre Kunst, so rühmt man, im Sticken, Stopfen, Vernähen, und man sagt, daß es keinen noch so fürchterlichen Riß in irgend einer Draperie gebe, welchen diese Arachnen nicht unsichtbar zu machen wüßten. In der Fiumara zumeist, der untersten, am Fluß gelegenen Straße, und in den Winkelgassen, von denen eine delle Azzimelle, d. h. der unge-

säuerten Brote, genannt wird, treiben sie diese Plundergeschäfte. Ich sah ihnen manchmal mit peinlichem Gefühle zu, wenn diese verkommenen Menschen, in sich gebeugt, mit der Nadel emsig arbeiteten — Männer so gut als Weiber, Mädchen und Kinder. Das Elend starrt aus dem wirren Haar und klagt aus dem braungelben Angesicht. Keine Schönheit der Gesichtszüge erinnert an Rahel und Lea, oder Mirjam; nur bisweilen blickt ein tief versunkenes, schwarzes, blitzendes Auge von der Nadel und dem Lappen auf, als wollte er sagen: „Es ist von der Tochter Zion aller Schmuck dahin. Die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weint des Nachts, daß ihr die Tränen über die Backen laufen: es ist Niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste; alle ihre Nächsten verachten sie und sind ihre Feinde geworden. Juda ist gefangen im Elend und schweren Dienst, sie wohnt unter den Heiden und findet keine Ruhe; alle ihre Verfolger halten sie übel. Wie hat der Herr die Tochter Zion mit seinem Zorn überschüttet!"

Doch es ist nicht der Zweck dieser Blätter, Ghettomysterien des Elends auszumalen; findet man doch in allen großen Städten der Erde und unter den civilisirtesten Nationen Europas ein gleiches, wenn nicht ein größeres Jammerleben. Auch soll man nicht glauben, daß der Ghetto Roms, was Straßen und Wohnungen betrifft, an sich elender sei als ähnliche Viertel der Armut in Paris, London und Berlin. Ich sage lieber, daß die Juden Roms reich sind an Menschlichkeit unter sich, daß der wolhabende dem elenden gerne hilft, daß sich die

aufopfernde Familienliebe, das dauernde Erbe Israels, nirgends so mächtig zeigt als hier, und daß diese nüchternen und fleißigen Menschen selten um Verbrechen willen gestraft werden. Nur die Enge und der Schmuz dieser Gassen mit ihren hohen und schmalen Häusern ist abschreckend. Die Judenfamilien sitzen darin wie in einem Columbarium übereinander geschichtet. Gerade in Rom ist eine solche Beengung menschlicher Wohnungen auffallend, wo es so ungeheure Räume, so viel große Paläste und Klöster gibt, die zum Teil öde stehen.

Glücklicher sind diejenigen Juden, welche den obern Teil des Ghetto bewohnen, zumal die Via Rua. Diese breitere Straße mit wohnlicheren Gebäuden ist gleichsam der Corso des Judenviertels; denn auch bei gleichem Loose vor dem öffentlichen Gesetz und selbst in der Sklaverei macht der Mensch das Recht der Ungleichheit geltend. In der Via Rua wohnen die Hebräer, welche das beste Document Gazzagà in der Tasche haben, selbst Häuser besitzen und vermögend sind. Hier findet man Kaufläden mit Tuchwaaren von dem gröbsten Zeuge bis zu den kostbarsten Stoffen. Es gibt auch wolhabende Juden; werden sie reich, so ziehen sie, wie man mir sagte, gern nach Toscana.

Es ist auffallend, daß echt jüdische Namen nirgend auf den Häusern zu lesen sind. Die Juden Roms nennen sich meist nach italienischen Städten, wie Asdrubale Volterra, Samuele Fiano, Pontecorvo, Gonzaga. Auch ihre Sprache ist römisch; niemals hörte ich Juden unter sich hebräisch reden. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht von

der des römischen Volks, und selbst an ihrem Fest bemerkte ich kein orientalisches Costüm.

Ein Fest im Ghetto ist fast eine Ironie, wenn man an die Geschichte und Lage der Judengemeinde denkt; ein solches Schauspiel dürfte aber gerade in Rom lockend sein, wo ein Fest auf das andere folgt. Wenn die Plätze und Straßen Roms in Blumen und Teppichen, oder im Glanz der Lichter stralen und von Carrossen und Fußgängern wimmeln, dann sitzt dunkel und festlos Israel in seinem Ghetto und näht im Schweiße seines Angesichts an den Lumpen, die vor seiner Thüre liegen.

Nun aber kommen auch seine Feste. Der arme Hausirer legt seinen Plunder beiseite, zieht sein bestes Kleid an und erhebt seine gebeugte Gestalt. Und gerade hier, so glaube ich, ist die tiefste Poesie des Festes und sein höchster Sinn zu finden, weil der festliche Mensch aus den Sklavenbanden der Alltagsarbeit und seinem Elend sich erheben und in einen idealen Menschen sich verwandeln soll, der nicht mehr seiner engen Kammer und seinem Nahrungsgeschäft, sondern dem Universum angehört. Dies seltsame Volk kommt dann festlich zusammen, und wo sie nur sitzen mögen, in welchem fernen und feindlichen Winkel der Erde es sei, betrachten sie sich als das alte Volk Israel, als die Kinder Abrahams und die Blüte der Menschheit, welche Gottes eigene Hand mitten in die Welt gepflanzt hat.

Ich wohnte dem Passahfest der Juden bei. Zufällig kam ich zu der Kunde vom Tage seiner Feier, weil ich im Ghetto vor jeder Thüre blankgescheuerte Kessel und an jedem Brunnen die Gefäße reinigen sah. Man sagte

mir, es geschehe um des Osterfestes willen, das in einigen Tagen gefeiert werden solle.

Nach den großen kirchlichen Feierlichkeiten der Char- und Osterwoche in Sanct Peter und in der Sixtinischen Kapelle, welche die höchsten Productionen des christlichen Cultus sind, ist es sehr anziehend, in jenem dunkeln Ghettowinkel einer Osterceremonie beizuwohnen und in der Synagoge die uralten, kaum veränderten Grundlagen für jenen katholischen Cultus Roms aufzufinden. Je prachtvoller der Baum sich entfaltet hat, desto tiefer begräbt sich seine Wurzel in Nacht.

Die römische Synagoge vereinigt fünf Schulen in einem Hause, die Scuola del Tempio, Catalana, Castigliana, Siciliana und Scuola nuova. Der Ghetto zerfällt demnach in fünf Sprengel, von denen jeder eine besondere Art darstellt, je nach der vorherrschenden Nationalität der Juden Roms, deren Väter entweder seit Altersher römisch-jüdisch gewesen, oder von Spanien und Sicilien herübergekommen sind. Man sagt mir, daß der Sprengel del Tempio vor allen andern Hebräern von den Juden vor Titus abstamme. Jede Synagoge hat ihre Schule, in welcher die Kinder notdürftig lesen, schreiben und rechnen lernen, Wissenschaften aber nicht gelehrt werden, und eine jede ihr Allerheiligstes, worin der Pentateuch aufbewahrt wird.

Schon von außen gibt sich das Synagogengebäude nicht allein durch Inschriften, sondern durch seinen Baustil zu erkennen. Die Juden haben ihr Gotteshaus in Rom gleichsam verstolen und nächtlicherweile ausgeschmückt. Es scheint, als hätten sie aus der Fülle des römischen

Marmors ein paar Säulenstümpfe, ein paar Capitäler und einige Marmorstücke geraubt, um sie in ihr Heiligtum einzufügen. Korinthische Pfeiler tragen in der Mitte ein Frontispiz; auf dem Fries sind der siebenarmige Leuchter, eine Harfe und Zither in Stucco abgebildet.

Ein Schriftgelehrter hatte mich auf den Abend in den Tempelsaal eingeladen, wo, wie er sagte, die Vesper sollte gesungen werden und ich ein gut ausgeführtes Oratorium hören würde. Am Abend drängte sich das Judenvolk vor dem Eingang der Synagoge. Auch Römer, selbst einige Priester waren unter der Menge zu bemerken. Wol eine halbe Stunde ließ man warten, ehe aufgethan wurde; es freute mich nicht wenig zu warten und andre warten zu sehen, weil dies ein Zeichen von berechtigter Selbständigkeit war, die hier einmal auch von einer verachteten Menschensekte ausgeübt wurde. Als sich nun die Thüren aufthaten, ging es über enge Stiegen in den Tempelsaal.

Ich sah die Judensynagoge Livornos, vielleicht die reichste in der Welt; doch sie erschien mir viel weniger merkwürdig als dieser Tempel im römischen Ghetto. Das Haus in Livorno ist groß und nüchtern; die Tempelräume in Rom sind klein, malerisch, bizarr und fremdländisch. Die Wände der heiligen Räume waren am Passahfest mit roten in Gold gestickten Teppichen behängt, auf denen man Sprüche aus dem Alten Testament las. Ebenso bekleidet man bei Festen die Kirchen in Rom mit Teppichen und Goldstoffen, denn dieser Gebrauch ist orientalisch, und geradezu vom Tempel Salomo's entlehnt. Der größere Synagogensaal sah würdig und reich aus: er hat eine gefelderte Decke, nach Art der römischen

Basiliken, die jedoch nur mit gemalten Cassettoni geziert ist. Rings auf dem Friese sind Reliefs in Stucco angebracht, welche die auf den Cultus bezüglichen Geräte der Juden darstellen. Da sieht man den Tempel Salomo's abgebildet mit all seinen Pforten, Hallen und Altären, das eherne Meer, die heilige Lade mit den Cherubim, Priestergewänder und die Tiara, Urbilder der bischöflichen und päpstlichen Costüme, Töpfe, Schüsseln und Schaufeln, Becken, Löffel, Pfannen und Gestüle, endlich musikalische Instrumente, Pauken, Tambourins, Harfen, Zithern, Flöten, die Jubeljahrstrompeten, die Sackpfeife, Cymbeln, auch das Sistrum der ägyptischen Isis, wie man es so oft auf Bildwerken im Vatican bemerkt, all' dies ist in Stucco dargestellt; und so hat sich hier die Phantasie des Juden mit Erinnerungen an den Tempel Jerusalems umgeben.

In der nördlichen Wand fällt ein rundes Fenster in die Augen, welches in zwölf Felder verschiedener Farbe geteilt ist; dies Symbol stellt die Stämme Israels dar, es ist das Urbild der Urim und Thummim, eines aus köstlichen Steinen zusammengesetzten Schmucks, den der Hohepriester auf der Brust zu tragen pflegte.

Westwärts steht der runde Chor, ein hölzernes Pult für Vorsänger und Sänger; auf ihm der silberne Tempelleuchter und andere verwunderliche Gefäße von Silber, die auf den Pentateuch als Schmuck gelegt werden. Gegenüber an der östlichen Wand steht das Allerheiligste, eine kleine Tempelfronte mit herausragenden Stangen (als für das Tragen der Bundeslade bestimmt), auf korinthischen Säulen. Ein gestickter Vorhang bedeckt

dasselbe. Die Spitze des Ganzen krönt der silberne siebenarmige Leuchter.

In diesem Allerheiligsten liegt der Pentateuch verschlossen, eine große Pergamentrolle. Er wird in Procession durch den Saal getragen und von dem Pult nach allen vier Weltgegenden gezeigt, wobei die Juden die Arme erheben und ein Geschrei ausstoßen. Es ist gleichsam ihre Monstranz, der gewaltigste Gott der Erde, welcher noch heute die Welt gefesselt hält, nicht das „Wort", sondern der „Buchstab", nicht die Liebe, sondern das Gesetz. Das Judentum ist die positivste aller Religionen, darum dauert es noch heute. Den zahllosen Formen und phantasiereichen Ceremonien der katholischen Kirche gegenüber, welche eine neue Mythologie in die Welt eingeführt hat, erscheint dieser starre, bildlose, phantasielose und gestaltenbare Jehovahdienst bewundernswürdig in seiner absoluten Einfachheit.

Bedeckten Haupts, Hut oder Mütze auf dem Kopf, sitzen die Juden in ihrem Tempel wie Pairs vor ihrem Gott, oder als wären sie auf der Börse; völlige Ungenirtheit herrscht beim Singen und Beten, da Jeder singt, wann er will, oder mit seinem Nachbar plaudert. Der Vorsänger sitzt dabei auf dem Chor. Mir fiel die Hast auf, womit alle diese Gebete abgesungen oder abgemurmelt wurden. Die Frauen befinden sich in einer obern Galerie, hinter einem Gitter, und sind nicht sichtbar.

In einem zweiten Saal wurde die Vesper gesungen. Auch er war decorirt und flimmerte von Lampen. Nicht platt gedeckt wie der erste, erhebt er sich vielmehr stockweise übereinander in einer bizarren Kuppelform. Auf

dem Chor saßen die Sänger hinter dem Rabbi oder Vorbeter. Dieser trug einen schwarzen Talar und ein hohes schwarzes Priesterberrett, von welchem ein weißer Schleier zu beiden Seiten herabfiel. Die Einfachheit des Ornats fiel mir auf, indem ich mir das alte jüdische Priestercostüm vorstellte, dessen Pracht sich noch im päpstlichen erhalten hat. Der Hohepriester im Tempel Jerusalems war, so oft er das Allerheiligste betrat, in einen linnenen Rock gekleidet, über welchen ein hyacintblaues gefranztes Oberkleid herabwallte. Goldene Glöckchen hingen abwechselnd mit Granatäpfeln an den Franzen. Eine Binde von fünf Gürteln aus Gold, Purpur, Hyacint, Scharlach und Byssus befestigte das Oberkleid. Eine Schulterbekleidung in denselben Farben, doch reich an Gold, von schildförmigen goldenen Spangen mit Sardonychen geschlossen, kam dazu, ferner die Urim und Thummim aus zwölf köstlichen Steinen. Auf dem Haupt trug er eine Tiara aus Byssus, mit Hyacint durchwoben; um diese lief ein goldener Kranz mit den Schriftzeichen „Jehovah". So beschreibt Josephus die Kleidung des Hohenpriesters, und man sieht, daß er stattlich genug muß ausgesehen haben.

Die Chorsänger sangen die Vesper ganz vortrefflich, während der Vorbeter pausenweise betete und das Gesicht in den Schleier barg, bitterliches Weinen ohne Tränen ausdrückend. Die Gesänge waren harmonisch, doch nicht von altem Gepräge, sondern im Stil moderner Oratorien. Schöne Knabenstimmen, prächtige Bässe — und so war denn auch in dieser Vesper im Ghetto der Einfluß Roms zu erkennen. Auch das Judenvolk hatte sein

Miserere aufzuweisen. Nicht wenig fühlten sich diese armen Menschen erhoben und glücklich, daß auch sie in ihrem Winkel eine Kunstproduction zu leisten vermochten. Gespendetes Lob wurde mit sichtbarer Freude aufgenommen; der Gast, neben den sich ein jüdischer Jüngling gestellt hatte, hörte mit Vergnügen, wie sein ausgesprochenes Lob von diesem weiter gesagt wurde. „Was hat er gesagt? «Herrlich ausgeführt, ben bene, eccellentissime, ihr habt eine Sixtinische Kapelle.»"

Doch hier brechen wir ab. Diese Blätter mögen dazu beitragen, irgend einen Kundigen zu einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Juden Roms anzuregen. Dieses Stück römischen Altertums ist schreibenswerter als manche unfruchtbare Untersuchung über Antiquitäten. Die Entwicklung des römischen Christentums von der ältesten Zeit her begleitend, möchte eine Geschichte des Ghetto wol geeignet sein, einen Teil der Geschichte der Civilisation überhaupt zu vervollständigen.

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die bürgerliche Judenfrage, vielmehr nur die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christentum und dem historischen Judentum in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich heute darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden der Menschheit, des Heidentums, des Judentums und Christentums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr hat der christliche Cultus das Jüdische und Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Altertums nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist

und Gestalt der Hebräer, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist mit das Höchste, was das christliche Genie in Marmor schuf: der Moses Michel Angelo's auf dem Grabmal Julius' II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien Rafael's, die Sixtinische Kapelle und ungezählte Kirchen oder Museen sind voll von Darstellungen aus dem Testament der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und Tiefstes in der Charwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, sie sind die Klagelieder Jeremiä und die Psalmen der Juden. Und von diesem Volk, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute und dem das Christentum so viele seiner heiligsten Symbole entnommen hat, lebt noch hier im Ghettowinkel einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste.

Idyllen vom Lateinischen Ufer.

1854.

Das lateinische Meeresufer liegt nur fünf Stunden von Rom entfernt; drei mal in der Woche führt ein Omnibus Gäste dahin, welche sich einige Tage in Porto d'Anzio, oder in Nettuno vergnügen wollen, oder solche, die dort Bäder nehmen, oder sich nach Neapel einschiffen. Wie zu den Zeiten der Kaiser sind noch heute jene Ufer Vergnügungsorte der Römer, und es gehört zum römischen Leben, einmal nach Antium zu fahren, wie nach Frascati, Tivoli und Albano, um für eine Zeit Rom zu vergessen. Denn selbst die herrlichste Stadt der Erde kann ermüden.

Ich fühlte das recht gegen Ende des Frühjahrs 1854, nachdem der Scirocco, der Plagegeist Roms, fast acht Wochen lang auf der Stadt gelegen hatte, und als ich nun am 24. Juni früh um 5 Uhr aus Rom mich aufmachte, hatte ich das heiterste Gefühl wirklicher Befreiung. Es war ein sonniger Morgen, das Volk schon auf den Straßen; Blumen in den Händen, zogen sie nach dem Lateran, wo der schöne Platz einem Blumenmarkte glich. Denn heute war das Fest Sanct Johann, eins der lebhaftesten Roms.

Draußen aber auf der Campagna wehte die weichste Luft über die schimmernde Grasebene und die jüngst gesichelten Weizenfelder, welche dieses Jahr zwanzigfältig getragen haben.

Die Fahrt geht fünf Stunden lang meerwärts unterhalb des Albanergebirges hin. In Fontana di Papa wird gehalten. Dies ist eine einsame Schenke zwischen Weinbergen, und heißt so von einem von Innocenz XII. angelegten Brunnen. Auch pflegt der Papst dort zu rasten, wenn er im Monat Mai an den lateinischen Strand zieht, in seiner Villa zu Porto d'Anzio die Meereskühle zu genießen.

Da herrscht nun das bunteste Leben. Man sitzt an den Tischen umher und verspeist Maccaroni oder vortreffliche Eierkuchen und trinkt den schlechtesten Wein dazu. Alle Augenblicke kommt eine Carrosse oder ein Reiter, ein Trupp Sbirren, welcher den Wald durchstreift hat, und von denen der eine sich laut rühmt, gestern einen Räuber erschossen zu haben. Eben langt von Anzio ein Zug Galeerensklaven an; sie sitzen paarweise gefesselt auf einem Karren, mitunter schöne junge Leute, sauber gekleidet, mit einem Strohhut, weißem Hemdkragen und flatterndem seidenen Halstuch, denn diese Galeoten werden in Rom losgesprochen. Man bringt ihnen Wein und Cigarren, die Sbirren stehen mit geschultertem Gewehr neben ihnen und lassen sich gleichfalls einschenken. Dies sind Scenen aus Fontana di Papa.

Nun geht es zwei Stunden lang durch den Buschwald fort, welcher die pontinischen Sümpfe bis gegen Terracina begleitet, meerentlang die Küste bedeckt, und

bevölkert wird vom Eber, vom Stachelschwein, vom Büffel und Stier, vom Fieber und vom Räuber, der aus dem Wald auf die appische Straße streift, den Reisenden bei Cisterna oder bei Forappio, oder unter dem Felsen von Terracina auszuplündern.

Endlich blitzt das blaue Meer auf, und wir grüßen Alle freudig die azurnen Wellen von Antium, jener alten Volskerstadt, wo der verbannte Coriolan seinen Tod gefunden hatte, und auf dessen Küste einst das weltberühmte Kunstwerk, der Gipfel aller auf uns gekommenen Sculptur, in seiner Tempelnische stand, der Apollo vom Belvedere.

Nun sind es neun Jahre, daß mich jeden Sommer das Meer erquickt hat. Die schönsten Stunden meines Lebens und die heitersten Wanderungen sind an Meeresstrand und Welle geknüpft gewesen. Unzählige Bilder und Erinnerungen tauchten mir jetzt bei jenem ersehnten Anblick des Lateinermeers wieder auf. Aber indem hell und heller vor meine Phantasie traten die elysischen Küsten von Corsica und von Campanien, die schönen Golfe von Palermo und Cefalù, von Syrakus und vom Aetnastrand, stimmte mich der Anblick der lateinischen Küste ganz herab. An jenen Meeren stehen herrliche Felsenufer und Vorgebirge in den edelsten Formen, dort erheben sich Burgen und Städte kühn auf den Ufern, und Oelbäume, Orangengärten und blühende Granaten hängen ihre Zweige fast in die Wellen nieder. Wer kann im Anblick des Meers die Zauberwelt von Sorrento vergessen, die Gärten von Palermo oder den rebenumschlungenen, sagenvollen Strand von Aci reale am Ionischen Meer? Daß ich es also gestehe, der Eindruck dieser Ufer und des darauf stehen-

den kleinen Anzio enttäuschte mich. So weit nur der Blick gegen Ostia reicht, sah ich nichts als öde Haide, ein niedriges Ufer aus Thon und Sand, eine kleine Schanze darauf und Heerden, welche weideten. Das Städtchen ist ein Gemisch von Villen im römischen Palaststil, von steinernen Häusern und von strohbedeckten Campagnahütten, welche sich um einen kleinen Golf hinziehen, auf dessen Strand eine Reihe von Barken und in dessen Hafen einige Segelboote sich bemerklich machen.

In seinem Zimmer der kleinen Locanda saß ein talentvoller Landschaftler an der Staffel, und frisch gemalte Seestücke an den Wänden bewiesen mir, wie reich seine Ausbeute gewesen war. Ich verschwieg ihm meine Enttäuschung nicht. Er aber zeigte zum Fenster hinaus auf das spiegelnde Meer und die blauen Volskergebirge im Hintergrunde. Und kaum war der Tag vergangen, als jene Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen, und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind anmutig wie der baltische Strand meiner Heimat, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm manchmal ähnlich, und mehr als einmal habe ich an diesen gelben felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung ausgerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren, Wangen und Sassau! Die baltische Küste und die lateinische verhalten sich so zu einander wie ein schönes, naturfrisches Volkslied zu einer classischen Idylle des Theokrit.

Weder Poussin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es gibt hier nichts Episches oder Heroisches von gran-

diesem Stil, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, atmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmut, im eigentlichen Sinn Meeridylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. Jene Römer zur Zeit des Augustus, des Caligula und Nero (und dieser wurde in Antium geboren) liebten es, sich aus ihrer großen Welt zu flüchten, einen müßigen Sommermonat in Antium zu verleben, wie es ja noch heute der Papst thut.

Ja, diese Meereseinsamkeit überschleicht unversehens das Gemüt! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dieses wolig rauschende Meer in seinem Farbenspiel, das märchenhafte Cap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Saphir herüberfunkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Harfenklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier spürte man es nimmer. In Rom konnte ich noch vor wenig Tagen die Stunde kaum erwarten, wo die Zeitungen ins Café gebracht wurden, und über den „Monitore di Toscana", die „Gazzetta di Genova" oder die augsburger „Allgemeine" fiel ich daher, sobald sie sich nur zeigten. Hierher gelangt keine Zeitung: nicht einmal das „Giornale di Roma", ein Tagesblatt, das so

harmlos ist wie eine Ekloge des Virgil, wird hier gehalten, und wenn man die Leute fragt: was macht Omèr Pasciá, wie steht es mit dem großen Admiral Napieri, und hält sich noch Silistria? so zucken sie die Achseln und verstehn es nicht.

Wenn ich im Fenster meines Zimmers liege, vor welchem die neapolitanischen Fischer auf dem weißen Sande sitzen und die Netze ausbessern, thut sich der ganze herrliche Golf vor mir auf, und ich sehe das lieblichste Ufer vor mir bis zum Circeischen Cap. Auf der Küste erhebt sich nahe bei Anzio die edelgeformte Villa des Fürsten Borghese in einem wilden Park von Steineichen und Olivenbäumen, weiterhin Castell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk, ins Meer gebaut, und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht. Die Linie der Ufer wird nun immer sanfter, feiner und länger ausgezogen; an ihrem Ende steht in traumhafter Ferne ein kleines weißschimmerndes Schloß. Dies Castell breitet um Küste und Meer eine melancholische Stimmung aus, wie das Cap der Circe homerische Poesie verbreitet. Die Blicke jedes Deutschen zieht es magisch an und rührt sein Herz zur Wehmut und Trauer; denn es bezeichnet einen der größten Abschnitte in der Geschichte unseres Vaterlandes. Ist es doch jener einsame Turm Astura, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo hinüberfloh, und wo der Verräter Frangipani ihn festnahm und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou auslieferte. An jenem Turm sank die Sonne der Hohenstaufen in das Meer. Nun blickt das

Schloß Astura zu mir herüber in mein Fenster, gemahnt mich wie ein sehnsuchtsvoller Klang des fernen Vaterlandes und mehrt mir die heimatliche Stimmung, in die mich die Küste schon an sich versetzt. Es hat mir nicht Ruhe gelassen, bis ich eines Tags hinüberwanderte und sein altes Gemäuer durchsuchte, und nun kann ich die blinkenden Zinnen wieder beruhigt ansehen. Und auch dahin wollen wir gehen; denn überall streifen wir hier umher, weil uns doch die Götter diese Muße geschenkt haben.

Als noch die römischen Herren nach dem alten Antium gingen, um dort ihre Villeggiatur zu halten, war die Stadt groß und ein blühender Hafen. Nero hatte ihn prächtig ausgebaut, und noch heute sieht man die Reste des steinernen Molo in den Wellen; sie sehen fast so aus wie die sogenannte Brücke des Caligula im Golf von Pozzuoli. Schon im frühen Mittelalter verfiel und versandete der Hafen; die Stadt selbst, den Sarazenen zur Beute überlassen, verschwand vom Erdboden, und auch heute ist Anzio nur ein Dorf zu nennen. Im Jahre 1700 hatte Innocenz XII. den Hafen erneuert, die Wege verbessert, einige Häuser und einen Brunnen gebaut. Seitdem sind die Päpste ab und zu hierher gekommen, um in dieser Stille zu wohnen, ehe die Fieberluft aus den pontinischen Sümpfen aufsteigt. Pius IX hat gegenwärtig die ansehnliche Villa gekauft, welche der berühmte Cardinal Alexander Albani im Jahre 1710 erbauen ließ, und wo Winckelmann manchen Tag in seiner und der Prinzessin Albani Gesellschaft zubrachte. Mit den Ausgrabungen, die der Cardinal hier veranstalten ließ,

trieb er nicht allein überhaupt ein ansehnliches Geschäft, sondern er versorgte auch seine eigene Villa in Rom mit Statuen auf das reichste.

Die Villa in Antium ist ein Palast im Luxusgeschmack jener Zeit, in einem großen, doch verwilderten Garten, welcher an Blumen und Zierbäumen arm ist, aber an Orangen Ueberfluß hat. Hier kann der Papst in einer ländlichern Einsamkeit leben als in Castell Gandolfo; er muß selbst den Anblick der elenden Strohhütten ertragen, in welchen arme Fischerfamilien wohnen, und einen noch schlimmern. Denn hart am Molo liegt der Bagno, ein großes, vom Castell auf der einen und von einer Kirche auf der andern Seite umschlossenes Haus, worin die Galeerensklaven bewacht werden. Sie arbeiten alle Tage auf dem Bagger, der den Hafen reinigt; aber verschämt tragen sie ihre Ketten unter den Kleidern, welche meist auch keine Abzeichen haben. Man sieht viele junge Räuber unter ihnen. Diese Galeoten lassen die Industrie in Porto d'Anzio nicht aufkommen, weil sie jedes Handwerk betreiben, dem unbescholtenen Handwerker also das Brot nehmen. Sie sammeln sich ein Ersparniß, leben gut, wissen die Wächter zu bestechen und mancher Freude zu genießen; wenn sie entlassen werden, bleiben sie meist im Ort und heiraten ihre Liebschaft.

Ein Bagno und ein idyllischer Sommeraufenthalt des heiligen Vaters scheint wenig zusammenzustimmen; doch das ist echt römisch, denn irgend ein Widerspruch und Miston muß sich in dem römischen Leben und mitten in der paradiesischen Natur offenbar machen.

Der Papst will übrigens Antium wieder emporheben; er läßt viele Häuser bauen; er hat gesagt, er wolle den Anblick der schimpflichen Strohhütten nicht länger dulden.

Auch der Hafen wird mit jedem Jahr lebhafter. Seine Lage ist so ausgezeichnet, daß er einen großen Verkehrspunkt abgeben würde, weil er näher an Neapel liegt als Ostia und Civita vecchia. Eine römische Gesellschaft hat bereits ein Dampfschiff gebaut, welches nun zwischen hier und Neapel zwei mal in der Woche fährt und mit der Post in Verbindung steht, die an diesen Tagen Reisende von Rom bringt. Man kann in 13 Stunden das schöne Neapel erreichen und zahlt den Spottpreis von 5 Scudi für die Fahrt. Dieser Verkehr zieht einiges Leben und die Anfänge der Industrie nach Anzio; und auf diese allein sind die Bewohner angewiesen, weil sie das Land fast gar nicht bauen. Es gibt hier weder Weinberge noch Olivenpflanzungen, nur Heerden weiden auf der Küste; die Lebensmittel kommen landwärts herein; Nettuno schickt Wein und täglich sogar das frische Brot, Genzano Oel und Früchte, und selbst vom Volskergebirge kommen aus Cori her Kirschen und Feigen.

Die Gasthäuser sind klein und mangelhaft. Man zahlt hier für ein Zimmer täglich 25 Bajocchi und kann auf römische Art nach der Karte essen; oder man gibt für die ganze Verköstigung täglich 7 Paul, einen Thaler preußisch Geld. Dafür hat man vier Schüsseln zu Mittag und drei Schüsseln zu Abend. Es sind meist die deutschen Maler, welche das Gasthausleben in den kleinen Küsten- und Gebirgsörtern auf solchen Fuß bringen,

und vielfach kann man sie als Missionäre der Gasthauscultur betrachten.

Es gibt hier eins vollauf, das sind Fische, die feinsten Seefische und Hummern, welche der Golf täglich spendet. Aber nicht die Bewohner von Anzio fischen hier, denn wie sollten sie sich bis zum Besitz einer Barke emporschwingen, sondern es kommen die beweglichen Neapolitaner auf ihren zierlichen Barken von Pozzuoli, von Bajä, von Portici und von Torre del Greco, rings von allen Küsten ihres herrlichen Golfs, und viele Monate des Jahres bleiben sie hier und schlafen auf ihren Barken. Andere bewohnen die Strohhütten, und es sind dies meist solche Neapolitaner, welche vor der Conscription geflüchtet sind und ihr Vaterland aufgegeben haben. Weithin an den Küsten des Mittelmeers kann man diese Marinari Neapels, die Fischer aller Fischer, finden, selbst an den spanischen Inseln, selbst an den Ufern Afrika's, wo sie den Korallenfang betreiben; und so durchschneiden ihre bunten, graziös geformten Barken nach allen Richtungen dieses ausgedehnte Meer.

Es war mir eine große Freude, die alten Bekannten hier wieder zu finden. Wie erinnerten sie mich durch ihre lebhafte Gesticulation, ihre Mimik, ihren Dialekt, ihr Costüm an jene Fischerscenen, die man an den Küsten Neapels sieht. Sie sind bis zum Ueberdruß gemalt worden, in der Natur aber, am Meer selbst bleiben sie ewig neu. Drei Schritte weit vor meinem Fenster stehen ihre Barken, gegen zwanzig an der Zahl; eine jede ist zum mindesten mit fünf Mann besetzt und hat einen Führer.

In der Regel gehen die Fischer gegen Ave Maria in See und fischen die Nacht durch. Der Fang wird des Morgens in die strohbedachten Verschließe getragen, Abends aber verpackt, um Nachts auf Karren nach Rom gebracht zu werden. Da gibt es nun eine sehr belebte Scene. Die Schreiber sitzen am Tisch bei einer Laterne und registriren; rings umher sind die Fischer beschäftigt, ihren Fang in Körben herbeizubringen, während andere Eisstücke zerschaben und die Fische auf diesen Eisgrus legen. Die Mannichfaltigkeit und wunderliche Form dieser Meerthiere ist erstaunlich. Da gibt es den langen Grongo, den großen und prächtigen Palombo, die schön gefleckte Murena, den flunderähnlichen stachlichten Rochen, die große Menge von glitzernden Triglien und von Sardinen, und den Merluzzo. Bisweilen kommt auch ein Delphin mit herauf, und an einem Abend sah ich im Fischlager zwei Haifische (pesce cane), welche man eben gefangen hatte. Sie waren 8—10 Fuß lang; ihre schwärzlich-stahlblaue Farbe hat etwas Widerliches. Man fängt sie mit dem Köder, und wenn der Hai angebissen hat, zieht man ihn herauf und erschlägt ihn mit einer Keule. Sein Fleisch, weißlich wie das des Störs, wird gegessen, doch ist es ziemlich hart.

So treiben es die armen Fischer Tag für Tag und führen ein rauhgewöhntes Leben der Entbehrung, welches nur Demjenigen reizend erscheint, der, wie wir, müßig am schönsten Meer dahinschlendert und den tanzenden Barken und schwebenden Lichtern auf dem Wasser zuschaut. Wir kennen es ja auch von unserm baltischen Ufer her. Aber hier zeigt sich der Unterschied des nebel-

feuchten Nordens und des sonnigen Südens. Der neapolitanische Fischer, so armselig er ist, halbnackt, im aufgeschürzten Beinkleid von Linnen und im bloßen Hemd, die rote Beutelkappe auf dem Kopf, lebendig, beweglich, übersprudelnd von Laune, von Witz und gutmütigem Geschwätz, immer sangesfroh und zu Schwänken aufgelegt, macht neben unserm stummen und einfältigen baltischen Fischer eine theatralische, ja selbst ideale Figur. Ich möchte sie gern einmal in einen Kahn nebeneinander setzen, den baltischen und den neapolitanischen Fischer, und möchte sie zwingen, miteinander einen Tag lang zu verkehren; ich glaube, einer würde vor dem andern ins Wasser laufen. Man wird es nicht möglich finden, daß baltische Fischer je eine geschichtliche Rolle spielen könnten wie die neapolitanischen, welche auf Masaniello stolz sein dürfen.

Masaniello war keine große, nur eine seltsame Erscheinung, eine mit dem Sturm vertraute Fischerseele, waghalsig, ehrgeizig, ein Mensch des Augenblicks wie sein Glück, gedankenlos, kopflos, ohne bestimmte Richtung, nur eine sich überschlagende Welle. Unter ähnlichen Figuren der Geschichte möchte ihm durch Stand und phantastische Laune des Glücks am nächsten stehen Johann von Leyden, der gekrönte König von Münster. Er war ein Schneider, und die Schneidergesellen sind bei uns der beweglichste aller Stände, wahre Neapolitaner, Pulcinellen und geborene Abenteurer. Johann von Leyden steht weit höher als Masaniello, weil er in einer Idee schwärmte; das können nur Schneider, Fischer vermögen es nicht. Beide bizarre Figuren passen gut für die Oper. Aber es ist immer ein ernsthaftes Spiel der

Dinge, daß im neapolitanischen Lande, wo der uralte Stand der Fischer zahlreicher vertreten ist als irgendwo anders, dieser auch einmal einen König haben mußte.

Ich sah in der Bildergallerie der Studien zu Neapel Masaniello's Porträt von seinem Zeitgenossen Spadaro. Er ist dargestellt im Costüm der Lazzaroni, das heißt im Hemd, mit offener, sonnverbrannter Brust, die Kalkpfeife im Mund, und gerade so sitzen vor uns die neapolitanischen Fischer am Strande. Aber der Maler setzte ihm dazu ein spanisches Berrett mit Federn auf den Kopf, und so hat er geistreich den seltsamen Widerspruch in dem Schicksal dieses Mannes angedeutet. Sein Gesicht ist ohne Adel und alles höhern Wesens bar, breit und fleischig, von fast weiblicher Weichheit. In den Augen liegt etwas Lauerndes und Verschmitztes. Dies Porträt ist kostbar, weil es treu und aus der Zeit ist; man erkennt darin die echte neapolitanische Fischernatur, und danach war Masaniello nicht so ein halber Heros und halber König Lear, wie ihn die Oper darstellt. Von Spadaro gibt es noch andere historische Scenen aus der Zeit Masaniello's, zum Beispiel den Aufstand im Mercato, wo der Fischerkönig als Lazzarone zum Volke redet, im Vordergrund aber wieder als spanischer Caballero zu Pferde sitzt, und viel Hängens und Schießens von Adel auf dem Platze zu sehen ist. Neuerdings hat Alfred von Reumont in seinen „Caraffa von Maddaloni“ die Geschichte Masaniello's sehr anziehend behandelt.

Doch uns hat diese Erinnerung von den Fischern am Strande Antiums entführt. Ihre Barken wollen

noch einen aufmerksamen Blick. Sie sind höchst malerisch. Der Rand des Bordes ist jedesmal zierlich mit Arabesken auf weißem Grund bemalt, und da sieht man Delphine, Sirenen und Sterne, und mitten unter diesen fabelhaften Gestalten wieder die Madonna oder den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Fischer überhaupt. Gegen die Sonnenglut sich zu schützen, spannt man ein leinenes Dach über die Barke, und die harmonischen Farben von Schwarz, Braun und Weiß, wie das bunte Gewirr von Rudern und Stangen, von Segeln und herabringelnden Netzen, bringen eine sehr malerische Wirkung hervor.

Der Hafen Anzio's wimmelt jetzt von diesen Schifferbarken; aber auch andere neapolitanische Fahrzeuge liegen am Molo, kleine Schiffe, welche hier Holz und Kohlen laden. Denn jährlich führt diese waldbedeckte Küste für eine Million Scudi Brenn- und Baumaterial nach Neapel. Man sieht weithin auf dem Ufer von Anzio und Nettuno große Kohlenhaufen, die in den Wäldern gebrannt sind, und von dort her ziehen schwarze Büffel die riesigen Eichenstämme an den Strand. Man spannt wol 16 Büffel vor einen Zug und stachelt sie dann mit der Lanze weiter. Die Neapolitaner haben große Urwälder in Calabrien, aber es scheint, daß sie lieber das Holz aus den pontinischen Sümpfen holen, weil sich dort die Wälder bis aus Meer erstrecken und die Küste flach ist, also die Kosten des Transports bedeutend verringert werden.

In diesem bunten Ur- und Naturleben der den Strand umlärmenden Fischer und Schiffsleute verlieren

sich nun einzelne städtische Gestalten. Hier und da sitzt ein Maler unter seinem großen weißen Schirm und malt seine Strand- oder Fischerskizze. Solche Erscheinungen gehören schon als Charaktere zu einer italienischen Landschaft. Wo man auch sein mag zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, man wird einen solchen Malerschirm wie einen Pilz irgendwo auftauchen sehen. Selbst in den verlassenen Gegenden Siciliens traf ich diese Gestalten, und ich erinnere mich, daß ich, zu einsamster Stunde den Felsen Taormina's hinaufsteigend, plötzlich lachen mußte, denn schon von weitem blickte mir ein Schirm entgegen; ein Landschafter aus Weimar saß darunter. Ich habe an den Küsten des Samlands auffallend selten Maler zeichnen gesehen, und doch gibt es dort reiche Schönheiten, ja jene bizarren Ufer von Groß- und Kleinkuhren überwiegen an großartiger Form weit Alles, was dieser lateinische Strand besitzt. Nur fehlt ihnen der Zauber der warmen Farbentöne. Die Farbe der Flut ist bei uns heftig strahlend, hart oder stumpf; sie hat nicht den feinen Duft und Lichtnebel, noch die magische Spiegelung, noch das Ineinanderschwimmen zarter, schimmernder Lichter, noch diese smaragdne Aeterhelle. Aber was kann der Maler nicht malen? Was dem Unkundigen bildlos erscheint, faßt der innerlich bildende Sinn bedeutend auf und dichtet es als ein anmutiges Bild hervor. Es ist wie mit der lyrischen Poesie; Gedanke und beseelende Stimmung sind unerschöpflich. Die Natur will nur recht gesehen und empfunden sein; es ruhen in ihr zahllose Gedanken und Formen, an denen der unmusische

Mensch ahnungslos vorübergeht. So gibt es auch an dieser stillen Küste wahrhaft geniale Erscheinungen, aber sie sind nicht leicht zu fassen, weil die Natur hier eine gar feine Seele hat, die mit plumpen Griffen nicht zu entschleiern ist.

Nun aber das Skizzenbuch fortgelegt und ins Meer gesprungen! Dieser narkotische Wasserduft, unendlich durchdringender als bei uns, zieht ja mit Gewalt ins Meer, und die klarste Welle lockt unwiderstehlich. Unten ist der Meeressand schneeweiß und weich wie Sammet, und weithin der Grund flach und sicher. Man sieht Badende überall, und hier und da Badehütten aus Laubgeflecht. Die Gäste kommen aus Rom, aus Velletri, aus den Gebirgen, aber selten vor dem Juli, weil der Italiener den Juni zum Baden noch zu kalt findet. Mehr als zwanzig Bäder hält man für ungesund. Das scheint in den klimatischen Verhältnissen allerdings begründet zu sein, ich habe es auf Capri selbst erfahren. Das Wasser ist hier wirksamer und aufregender als bei uns, und der zu häufige Gebrauch der Bäder bringt um Schlaf und Appetit. Von einem Badeleben und jener reizenden Heimlichkeit gesellschaftlichen Verkehrs, welche den Sommer an unserer Küste zu einem schönen Fest macht, ist hier nicht die Rede. Jeder Gast, jede Familie lebt für sich, und der Fremde ist auf das einzige Café am Hafen als Versammlungsort angewiesen, wo unter dem Zeltdach an einem und demselben Tisch in demokratischer Weise und in jener herrlichen Unterschiedslosigkeit der Stände, welche Italien eigen ist, der Badegast neben dem halbnackten Fischer sitzt, der das

Zelt zu benutzen kommt, ohne Kaffee zu trinken, und den Rauch aus seiner Kalkpfeife vor sich hinbläst.

Einige Offiziere vom Genie, ein alter päpstlicher Hauptmann, der mich durch seinen venetianischen Dialekt für sich eingenommen hat, sind die Herren, mit denen ich dort plaudere.

Ueber den Juli hinaus bleiben selten die Badegäste in Anzio, denn dann wird die Luft fieberhaft. Auch jetzt wo die Hitze oft unerträglich ist und schon um 7 Uhr des Morgens beginnt, fällt es nach Sonnenuntergang feucht, und die laue wollüstige Wärme, welche nun das Meer ausatmet, ist verräterisch. Man darf dann nicht ausgehen. Die schönen Mondnächte am Ufer, auf dem Wasser und im Wald, die das Leben an unserm Strande so angenehm machen, darf man hier nur aus dem Fenster genießen, denn eine einzige solcher Mondnächte im Freien brächte das Fieber und nach wenigen Tagen vielleicht auch den Tod. Es ist hier gefährlich, die Sirenen zu belauschen. Wir müssen uns also begnügen, im purpurnen Abendsonnenschein am Strand zu lustwandeln und die bunten Muscheln aufzulesen oder die kleinen flinken Taschenkrebse zu haschen. Diese Thierchen sind höchstens so groß wie ein Viertel der Hand und geformt wie die Spinnen. Sie laufen mit ihren Füßen wunderbar schnell, und wenn man sie greifen will, so versenken sie sich geschwind in den Ufersand, gerade so wie Geister auf dem Theater. Die Menschen, die hier Alles essen, Frosch und Igel wie die Nachtigall, nehmen diese Krebse vom Boden auf, beißen die Schale entzwei und essen das Lebendige, wie es ist.

An diesem Strand dachte ich oft des blitzenden Bernsteins, den man daheim auflesen kann. Hier wirft das Meer solche Geschenke nicht aus, aber dafür Stücke köstlichen Marmors aller Arten. Ja, man könnte ganze Karren mit dem glänzenden, von den Wellen geschliffenen Marmor beladen, der auf das Ufer, so weit man immer gehen mag, ausgespült wird. Da lesen wir Verde antico, Giallo antico auf, den herrlichen orientalischen Alabaster, Porphyr, Paonazetto, Serpentin, blauen Smalto. Wo all das seltene Gestein herkommt, sagt uns ein Blick in die Wellen. Denn aus ihnen ragen noch die Fundamente alter römischer Wasserpaläste, und eine Viertelstunde weit ist das Ufer von Anzio nichts als eine Ruine oder ein fortlaufendes Gemäuer. Anscheinend sind es Felsenmassen und umhergestürzte Klippentrümmer, aber sieht man sie genau an, so sind sie antikes Mauerwerk aus Peperinsteinen und dem unzerstörlichen Puzzuolankitt, von der saubern römischen Netzarbeit. Nun gähnt die alte Küste geisterhaft aus Grotten und Hallen alter Bäder und Villen, und oben auf dem Ufersaum ziehen sich die Fundamente von Tempeln und Palästen hin. Dort standen einst die schönen Marmorvillen der Kaiser. Hier schwelgte Caligula, welcher Antium besonders liebte und sogar den Plan gefaßt hatte, seine Residenz hierher zu verlegen; hier feierte er sein Hochzeitsfest mit der schönen Lollia Paulina. Hier hielt Nero, der in Antium geboren war und eine Colonie dahin ausführte, seine Bacchanalien; mit weißen Rossen zog er hier triumfirend ein, als er von seinen theatralischen Vorstellungen in Griechenland heimkehrte.

Auch früher schon war Antium der beliebte Lustort der Römer; Atticus, Lucullus, Cicero, Mäcenas und August hatten hier ihre Villen, und wo, in welchem kühlen Gebirg, an welchem lieblichen Strande Italiens hätten die Glücklichen nicht ihre Villen gehabt! Wie muß einst dieses Ufer von all dem Gestein geglänzt haben, das die Welle nun als Scherben der Geschichte fort und fort und schon Jahrhunderte lang an den Strand wirft! Diese Trümmer bringen einen seltsam elegisch-geschichtlichen Zug in die Idylle Antiums, und die erinnerungsvolle Stimme, welche den Wanderer hier überall begleitet, erhöht nicht wenig den Reiz des Ufers. Bei uns ist es die gänzliche Geschichtslosigkeit, das völlige Abhandenkommen von der Menschenwelt und ihren großen Schicksalen, was unserm Strand seinen Charakter gibt, aber in Italien kann man sich in keine noch so stille Einsiedelei der Natur flüchten, ohne daß nicht der ernste Geist classischer Vergangenheit vor die Seele träte und sie zum Nachdenken über das große Menschenleben aufforderte. So sitzt man denn hier auf einem zertrümmerten Römerpalast, den die Wellen umrauschen, und spricht dem Horaz nach:

O diva, gratum quae regis Antium,
Praesens vel imo tollere de gradu
Mortale corpus, vel superbos
Vertere funeribus triumphos!

Und wiederum entführt ein Blick auf das schöne Cap der Circe in die Dichtung Homers, und jenes immer sichtbare ferne Astura in andere Geschicke und andere Dichtungen,

sodaß mich hier dreifache Weltculturen und Weltpoesien umgeben, Homer, Horaz und der hohenstaufische Wolfram von Eschenbach.

Die Göttin Fortuna hatte in Antium einen weitberühmten Tempel; auch Apollo, die aphrodisische Venus, Aesculap und Neptun hatten daselbst ihre Tempel. Denkt man ihrer, so belebt sich diese nun von Rinderheerden umweidete nackte Küste mit den herrlichsten Gestalten, und das Bewußtsein, daß hier der Apollo von Belvedere seine göttlichen Glieder leuchten ließ, gibt dem Ufer eine ideale Weihe. Es war zur Zeit des Papsts Julius II., als man diesen Gott hier aus den Trümmern zog; und wie viel fand man seitdem, was nun dem Vatican, dem Capitol und der Villa Albani zur Zierde gereicht. Hier grub man auch den berühmten sterbenden Fechter aus, viele Kaiserstatuen und Büsten des Hadrian, des Septimius Severus und der Faustina, Satyrfiguren, Athleten, Statuen des Zeus und des Aesculap, schöne Dreifüße und jene merkwürdigen Altäre vom Capitol, welche den Winden geweiht sind. Auf der Uferhöhe, wo jetzt über den Fundamenten eines Tempels eine kleine Strandschanze steht, auf welcher neben einer alten rostigen, riesengroßen Feldschlange aus mittelalterlicher Zeit ein Soldat ins Meer hinauslugt, sieht man noch heute Säulenbasen auf ihrer alten Stelle, und neben ihnen die Schafte von Cipollino und 22 korinthische Capitäler von höchst graziöser Form. Ihre Voluten und die Ornamente unter dem Abacus haben eine besonders phantastische Bildung, wie ich sie sonst nirgends sah; denn sie stellen Muscheln, Delphine und Seekrebse vor.

Der Architekt hatte also auf das Local Bezug genommen, und vielleicht war dieser Tempel dem Neptun selbst geweiht.

Ich fand auch in dem kleinen Anzio, wie ich es vermutet hatte, einen Mann, der sich mit den Altertümern beschäftigt. Denn es gibt keinen nur einigermaßen namhaften Ort in Italien, der nicht seinen patriotischen Geschichtschreiber oder Altertumsforscher hätte. In Antium ist es der Canonicus und Hafenpräsident Lombardi. Er wohnt im Bagno der Galeerensklaven auf der obersten Terrasse. Ich fand diesen Herrn eben nachdenklich vor einer zerschlagenen Marmorinschrift, welche die Galeerensklaven ausgegraben hatten. Lombardi hat ein Buch über Antium geschrieben und beschäftigt sich mit einem größern Werk über Geschichte und Ruinen seiner Vaterstadt. Ich las seine sorgsame Schrift mit Dankbarkeit.

Nun bin ich an diesem Strand über Astura drei Stunden fortgewandert und habe überall Reste alter Villen und Bäder, Marmor- und Mosaiktrümmer gefunden, ja vor dem einsamen Turm Astura selbst fand ich einen noch ziemlich erhaltenen Mosaikboden an der Brücke im Sande. Es ist kaum glaublich, wie viel die Römer und welche Prachtbauten sie hier aufgeführt haben. Das ganze Meeresufer Toscana's bis nach Terracina entlang, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf, und weiter über Salerno hinaus zog sich eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wie prächtig alle diese Villen waren, welche zum Teil in den Fluten standen, sieht man

noch aus ihren Trümmern. Wer damals an diesem Strande entlang fuhr und die Menge der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiferten, der mußte eines schönen Anblicks menschlicher Cultur froh werden. Heute stehen an diesen elysischen Ufern einsame verwitterte Türme des Mittelalters, welche zum Schutz gegen anlandende Sarazenen gebaut wurden. Sie umkränzen ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres und geben diesen Küsten einen sagenhaften und ritterlichen Charakter.

Auch aus jüngerer Zeit gibt es hier Erinnerungen, welche die Phantasie in fremde Länder und Zonen entführen. In jenem stattlichen Palast Mencacci, der sich über einem grünen Tal am Ufer erhebt, wohnte viele Jahre lang in jüngster Zeit ein verbannter König. Am schönen Strom des Tajo hatte er um die Krone gekämpft, im tropischen Amerika hatte er gelebt. Dom Miguel war dieser verwünschte Prinz von Portugal. Er kam hierher flüchtig und ohne Krone, mit weniger Begleitung. Er lebte lange in dieser Einsamkeit neben den Galeerensklaven und in wahrhaft trostloser Verbannung; denn für einen flüchtigen König muß dies einsame Ufer an den pontinischen Sümpfen, welches uns, die wir nichts abzubüßen haben, idyllisch erscheint, grauenvoll gewesen sein. Er tobte seine Pein aus in dem wilden Walde Astura's als ein waghalsiger Jäger. Eines Tages verschwand er wieder. Man erzählte mir in Anzio, daß er gern mit den Fischern verkehrte und sich auch nicht scheute, von seinem unglücklichen Kampf um die Krone Portugals zu reden. Und so entfaltet sich hier im Anblick jenes Landhauses das Gemälde der fernen Zonen

Brasiliens und Portugals in ihrer heißen und wilden Geschichte.

An sie schließt sich ein anderes Bild. Im Jahre 1848 landeten in diesem Hafen jene Spanier, welche der flüchtige Pius zu Hülfe gerufen hatte, den Kirchenstaat zu retten. Er saß damals, ein Verbannter, auf dem Felsen Gaeta, in dem Koblenz der italienischen Emigration von 1848 und 1849, während die Franzosen gegen Rom marschirten, die Oesterreicher Bologna besetzten, die Neapolitaner von Terracina heraufzogen, die Spanier, seit so langen Zeiten nicht mehr in Italien gesehen, in Anzio landeten. Sie besetzten alles Land aufwärts zu den Albaner- und Sabinerbergen. Sie waren schöne und fröhliche Leute, aber schlecht gekleidet und armselig ausgerüstet, so sagte man mir. Die Franzosen lösten sie ab, und mit großem Herzeleid verließen die jungen Offiziere von Valencia und Barcelona das Albanergebirge, wo die Blüte der Frauen sie entzückt hatte. Noch heute mag dort manche Schöne an die armen Hidalgos aus Spanien seufzend zurückdenken.

Porto d'Anzio besitzt kaum eine Frauenschönheit und kein nationales Costüm, weil es überhaupt erst eine werdende und zusammengewürfelte Bevölkerung hat. Aber beides, schöne Frauen und eigentümlicher Volkscharakter, zieren jene kleine Stadt Nettuno, welche malerisch auf dem östlichen Ufer steht, die schwarzen Mauern seines Castells in die Wellen hineinsenkend. In drei Viertelstunden ist man drüben; es ist von Porto d'Anzio aus ein rechter, wolgemessener Spaziergang und der schönste an dieser Küste. Das bebuschte Ufer trägt in der Mitte

zwischen beiden Orten die schöne Villa des Fürsten Borghese, welcher alles Land ringsum zu eigen besitzt. Weiter hin steigen die Volskerberge auf, und das Cap der Circe schwebt vor den Augen in seiner leuchtenden Gestalt, so zauberisch in Licht und Schatten gemalt, daß es durch Form und Erscheinung an die schönsten Felsen Europa's erinnert, an Capri und den Berg San Pellegrino bei Palermo.

Man geht nach Nettuno auf der Fahrstraße der Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer vorüber. Ja selbst auf die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch angenehmer ist es, unten auf dem weißen Strande den Wellen entlang zu gehen. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendroter Farbe, oder aus vulkanischem Tuff. Die bläuliche Stranddistel vom baltischen Meer wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Camille, aber statt der Weiden, der Erlen und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastixstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Acanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen

Blätter aus und streckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und rosa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder stehen an den Ufern Cactus und Aloe, doch erscheinen sie hier nur als fremde Gäste. Noch immer weilt die Nachtigall auf diesem lyrischen Ufer. Es ist nun lange Sanct Johann vorüber, wo die Vögel schweigen und der Grille Anakreons den Gesang überlassen, aber sie kann sich nicht von diesem Grün und diesen Wellen trennen; die ganze Seeküste entlang bis nach Astura und am pontinischen Sumpf erschallt ihr melodisches Lied.

Eine tiefe Stille herrscht um und in Nettuno, der Stadt des Neptun. Alte Türme aus schwarzem Tuff und crenelirte Mauern, welche der Sarazene oft genug bestürmt hat, umringen den Ort von allen Seiten. Kein Fischer noch Matrose macht das spiegelglatte Wasser lebendig, denn Nettuno hat keinen Hafen; es nährt sich von Wein- und Gartenbau und der Viehzucht.

Eine einzelne alte Säule steht auf dem Platz, als Wappen und Wahrzeichen der Colonna, denen einst Nettuno gehört hat. Die Straßen durchduften Nelken mit ihrem Arom, denn überall stehen sie vor den Fenstern, schlingen sich wie Winden herab und wiegen die unglaubliche Fülle ihrer roten Blüten in der Luft. So schöne Blumen verrathen schönere Frauen; ja die Nelken sind hier die Nationalfahnen, welche die Frauen Nettuno's aus den Fenstern hängen; ihre eigene Tracht ist so flammend rot wie die Nelkenblüte.

Es ist höchst merkwürdig, daß auch die kleinsten Orte in Italien sich nach uralter Weise als Republiken für

sich behaupten in Sitte, Volksphysiognomie und Tracht. Da hat ein jeder Felsen- oder Strandort ein eigengeartetes Volk. Man muß diese Nettunesen bei ihren Kirchenfesten sehen, um ihre malerische Tracht vollständig vor sich zu haben als Nationalcostüm. An gewöhnlichen Tagen sind es nur Einzelnheiten, die als bestimmte Merkmale auffallen, wie die schöne Weise, das Haar in der Mitte zu scheiteln und ohne Hinterzopf glatt um den Kopf zu winden, wie ferner die grünen Bandschleifen im Haar, welche dem Mädchen, die roten, welche der Frau, die schwarzen, die der Witwe unerlaßlich sind, sodaß man immer weiß, wer noch zitella ist, oder schon maritata.

Ich habe dort zwei Feste erlebt, Sanct Johann und San Luigi. Am ersten Tage ging eine Procession mit Musik durch die Straßen; das Kreuz war ganz und gar mit Nelken umwunden, und Blumen trugen alle Leute. Der Procession folgten Mädchen und Frauen; es war erstaunlich, so viel herrliche Gestalten in stralenden Gewändern durch den schwarzen Ort schreiten zu sehen. Die Tracht ist diese: ein gold- und silberstreifiges Tuch liegt auf dem Kopf, in Form eines steifen, nach innen gebogenen Deckels, welcher über das Profil des Kopfes weit vorragt. Ein langes dunkelrotes Kleid von Seide oder Sammet, mit breiten Silber- oder Goldborten gestickt, fließt feierlich herab; darüber sitzt ein Jäckchen von demselben Rot, um Schöße und Aermel mit Brocat gebrämt. Blitzender Schmuck von goldenen Ringen, Ohrgehängen, Korallen und Armbändern vollendet den schönsten Anzug. Die Farbe der Gewänder ist aber

auch meergrün oder veilchenblau oder ganz schwarz oder dunkelblau. Es scheint, als zwinge diese fürstliche Tracht schon an sich auch zu einer stolzen und edeln Haltung, und wahrlich, ich sah diese armen Nettunesen durch ihr verwittertes Städtchen einherschreiten mit der Grandezza der Römerinnen und nicht minder schön als sie, viele mit dem edelsten griechischen Profil, rabenschwarzen Haaren und funkelnden Augen, ein wonniger Anblick, auch das härteste Herz zu bezwingen. Als man die unvermeidlichen Böller losbrannte und die Kanonenschläge knattern ließ, welche über eine alte Mauer wie eine Guirlande gezogen waren, und nun jene edeln Frauengestalten in Gruppen hoch auf diesem schwarzen Gemäuer standen und aus den Pulverwolken die goldgestickten roten Gewänder hervorschimmerten, war es anzusehen wie ein ganzer Olymp von Götterbildern.

Und auch ohne diese Tracht sind die Nettunesen schön. Man sieht sie alle Tage an dem gemeinschaftlichen Brunnen in patriarchalischer Weise waschen, ihrer stets eine Schaar beisammen. Dem Fremden stehen sie nicht Rede, sie sind scheu wie Rehe und antworten kaum auf den Gruß, es sei denn mit niedergeschlagenen Augen.

Der Tag des heiligen Luigi hatte einen andern Charakter. Er ist ein Volksfest, und lebhaft erinnerte er mich ans Vaterland. Auf dem Marktplatz der Vorstadt hatte man ein galgenförmiges Gerüst errichtet und mit Zweigen geschmückt; vom Querbalken hing eine bewegliche Wassermulde herab; darunter mußten junge Leute auf Eseln wegreiten und geschickt ein Loch im Zapfen

der Mulde mit der Lanze treffen. Ob dies nun getroffen wurde oder nicht, immer drehte sich die Mulde um und übergoß den Reiter. Schallendes Gelächter erntete jeder ein. Wer getroffen hatte, erhielt zwei Paul als Siegerlohn, welche ihm ein kampfrichtender Priester einhändigte. Als dies Spiel und ein Topfschlagen vorüber war, ging es an die Tombola oder Lotterie, ohne welche kein Fest in italienischen Landen bestehen kann. Man verspielte ein Stück Kattunzeug, welches als Fahne auf einem Balcon wehte. Ein Knabe griff die Loose und las jede Nummer und jeden Sinnspruch desjenigen ab, der das Loos gezeichnet hatte. Die Sinnsprüche erregten oftmals schallendes Gelächter. Alle diese Festlichkeiten vollzog man mit dem gebildeten Schicklichkeitsgefühl, welches dieses fein geartete und glücklich begabte Volk Italiens auszeichnet.

So lebt und vergnügt sich die kleine nettunische Nation von kaum 500 Seelen in ihrer großen Abgeschiedenheit, denn Meer und pontinischer Sumpfwald umschließen sie von beiden Seiten, und die Verkehrstraßen, hier nach Anzio, dort durch die Wildniß nach Velletri, sind wenig belebt. Doch hat Nettuno Gärten und Ackerbau und versorgt selbst Anzio mit Wein; täglich sendet es einen Wagen voll weißen Brotes nach dem Hafen, weil hier nur das gröbere Brot gebacken wird. Ich habe auch trefflichen Wein in Nettuno getrunken, und das will in diesen Zeiten etwas sagen, wo der Gott Bacchus von der Pest ergriffen ist. Eines Tags führte uns ein Bürger in seinen Tinello, seinen Weinkeller; höchst geheimnißvoll stieg er in ein Verließ hinunter und kam herauf mit dem

prächtigsten roten Wein, wie ich ihn seit Syrakus nicht mehr gekostet hatte.

Nun aber hört mit Nettuno die menschliche Cultur an dieser Küste auf, denn gleich hinter der Stadt beginnt die pontinische Wildniß. Der Buschwald zieht sich bis gegen Terracina hin. Kein Ort steht mehr am Strande, nur einzelne Türme steigen aus der romantischen Einsamkeit empor, jeder etwa zwei Millien von dem andern entfernt. Die schwermutsvolle Verlassenheit dieser Ufer und der Reiz ihrer Urwildniß ist wunderbar. Man möchte glauben, nicht mehr auf dem classischen Strande Italiens, sondern an den wilden Küsten der Indianer Amerikas zu wandern. Das stete Rauschen der Meereswellen, die flimmernde Sommerluft auf dem immer flachen und weißsandigen Ufer, der endlose tiefgrüne Wald, der bis auf einige hundert Schritte nahe das Meer begleitet, das Klagegeschrei der Habichte und Falken, die still und hoch schwebenden Adler, das Stampfen und Brüllen wilder Rinderheerden, Luft, Farbe, Ton, Gestalt von Wesen und Elementen verbreiten hier eine Stimmung vollkommen mythologischer Natur.

Am 28. Juni machten wir uns auf, der Maler und ich, längs dieser Küste drei Wegstunden nach Astura zu gehen. Es war ein Morgen von krystallreiner Frische; die rosenfingerige Eos blühte eben über dem Meer auf und verklärte jenes homerische Cap der Circe vor uns, dessen Anblick über diese Ufer einen classischen Hauch ergießt. In Nettuno kauften wir uns Brot und Wein, und so wanderten wir von dannen. Auf einem alten Baumstumpf neben einem großen Kohlenhaufen hielten

wir unser Frühbrot; es schmeckte uns so gut, wie es nur den wandernden Odysseus erquicken konnte, als ihm Circe das wolbereitete Mal in ihrem Palast aufgetragen hatte. Wie ist es doch herrlich, in solcher seligen Frühe, im Anblick dieser homerischen Ufer, sich hinzulagern an dem endlos blauenden Meer, welches sich weiter und weiter in Licht und Rosenduft aufzulösen scheint.

Und bis so weit war Alles Herrlichkeit in und um uns. Nun aber hob ein Sorgen an, denn wir waren in die Region gekommen, wo der Buschwald nahe ans Meer tritt. Wir fürchteten nicht die Räuber, wol aber die Büffel- und Rinderheerden, welche hier in wildem Zustande, nicht einmal von Hirten gehütet, umherschweifen.

Alles Küstenland bis Terracina ist mit zahllosen Heerden bedeckt, mit hoch und prächtig gehörnten Ochsen, Kühen und Stieren von derselben classischen Gestalt, wie man sie lebend auf der Campagna von Rom sieht, und in den Opferscenen am Fries des Parthenon dargestellt findet. Ihre Hörner sind fast drei Fuß lang, weit auseinander stehend, in den kühnsten Linien geschweift, dick, klar, und schön gefärbt. Man sieht solche Hörner fast in jedem Hause im Süden als Amulete gegen den Malocchio, den bösen Blick, und ihre Abbilder im Kleinen trägt der Principe an der Uhrkette, das Fischerkind an der Halskette. Die Ochsen sind scheu und wild und höchst gefährlich, nur der Hirt auf seinem Pferde weiß sie mit der Lanze zu schrecken. Aber noch weit gefährlicher sind die Büffel. Sie leben hier in Gehegen oder

laufen wild umher; gern wälzen sie sich in Morästen wie das Schwein. Sie schwimmen mit großer Leichtigkeit. Wenn man die pontinischen Sümpfe oder die Niederung von Pästum durchreist, so kann man diese schwarzen Ungeheuer rudelweise im Moor liegen sehen, woraus sie oft nur die plumpen Köpfe schnaufend hervorstrecken. Der Büffel hält den Kopf stets zur Erde und blickt tückisch von unten auf. Er gebraucht sein Horn nicht, weil dies wie beim Widder rückwärts gekrümmt ist. Aber mit der ehernen Stirn stößt er den Menschen um, welchen er verfolgt und erreicht, dann senkt er seine plumpen Kniee auf seinen Leib und zerstampft ihm die Brust, so lange er noch einen Odemzug darin verspürt. Das fürchterliche Thier bändigt der Hirt mit dem Speer. Er zieht ihm den Ring durch die Nase, und so wird es vor den Karren gespannt, die schwersten Lasten, Steinblöcke und Stämme fortzuschleppen. Die Büffelkuh gibt aus ihrer Milch die Provatura, den Büffelkäse, welcher schwer verdaulich ist. Das Büffelfleisch ist hart, und weil es verachtet wird, kaufen es die armen Juden im Ghetto zu Rom, deren allgemeine Fleischspeise es ist. Büffelheerden bevölkern die pontinischen Sümpfe, jene trostlosen und fieberfeuchten Reviere von Cisterna, Conca und Campo morto, wo selbst der Mörder nicht gefahndet wird, wenn er sich dort hinüber rettet; die Menschen aber, welche jene Büffelheerden beaufsichtigen, fieberhaft und elend, leben selbst im Zustande der Verwilderung, fast den Indianern der Prärien zu vergleichen.

Vor solchen Begegnissen hatten wir nicht geringe Angst, und kaum waren wir in jene Region des Busch-

waldes gekommen, als wir das ganze Ufer von Heerden wimmeln sahen. Sich allein überlassen, haben sie hier ihre althergebrachten Pfade, wie die Regel ihrer Stunden. Mit dem Morgen kommen sie aus dem Buschwald ans Meer, um das Salzwasser zu saufen, dann strecken sie sich am Strand hin oder weiden an der Küste. Sie bleiben dort die heiße Tageszeit über, und wenn die Nachmittagskühle zu wehen beginnt, erheben sie sich vom Sande und wandeln langsam grasend die Küste hinauf und ziehen sich weiter ins Gebüsch, bis sie im tiefen Wald zur Nachtzeit sich niederlegen, um dann Morgens wieder zur Küste hinabzusteigen.

So standen wir zweifelnd bei diesem Anblick der wimmelnden Küste still. Wie sollten wir hindurchkommen, da zahllose Rinder sie bedeckten, uns den Weg abschnitten, und da viele schon in den Wellen standen, um die Flut zu schlürfen. Wenn wir nun auf dem Strande fortgingen, so durchschnitten wir offenbar ihre Richtung, weil sie doch den Zug meerwärts nahmen, und irgend ein wütender Stier schleuderte uns vielleicht nach dem Cap der Circe hinüber. Wir überlegten daher, ob es nicht besser sei, uns dem Buschwalde nahe zu halten, und „dieser Rat schien den Zweifelnden endlich der beste".

Immer stiegen neue Scharen herab und andere ließen sich im Walde vernehmen, wo sie aus dem Myrtendickicht hervorbrachen. Ein paar herrliche Stiere sahen uns, hoben die schimmernden Stirnen auf, stutzten; wir wandten uns stillschweigend seitwärts nach dem Busch und im Augenblick waren wir darin.

Schwerlich kann sich die Phantasie einen Buschwald denken, der sich zum Räuberwesen besser eignete als dieser Wald von Astura. Hier sind es noch nicht hochstämmige Eichen, die ihn bilden, sondern dichtestes Gestrüpp von Korkholz, Oleaster, Mastix, Arbutus, Schwarzdornen und Myrten. Die Gebüsche sind von Schlingpflanzen dicht verfilzt oder vom Epheu so ganz übersponnen, daß sie hohe Kuppeln nebeneinander bilden, gleich grünen Waldmoscheen, undurchdringlich für die Sonne oder den Regen. Wir fanden Myrtengebüsche in Baumeshöhe, und rings flog und wehte ein Geruch der Wildniß, welcher alle Sinne durchdrang. Der Boden ist wellenförmig gehügelt, von Quellen durchrieselt, oder von Sümpfen durchzogen. Das Stachelschwein, die Schildkröte und die Schlange wohnen hier. Oft sahen wir die zerrauften Flügel und Federn eines wilden Huhns am Boden hingestreut, Reste eines Adlermals, deren Anblick die düstere Poesie dieses Ufers noch erhöhte.

Wir vermieden glücklich die Heerden, und so oft ein Nachzügler herabkam, hielten wir uns still im Busch, bis er vorüber war. Nachdem wir kreuz und quer über Quellen und Gräben und Hecken gestiegen waren, gelangten wir endlich wieder ans Ufer, sahen den Strand frei und ruhten behaglich an einem Gemäuer am Meer, von dem eine Verzäunung quer über den Strand gezogen war, die Abteilung einer Heerde zu bezeichnen. Auch dies Gemäuer gehörte zu einem alten römischen Palast, wie uns ein Stück Mosaik überzeugte.

Wir hatten nun Astura eine Stunde weit vor uns, und indem wir auf dem öden Strande den melan=

cholisch rauschenden Wellen entlang gingen, überschlich mich selbst eine Traurigkeit, wie solche die Seele an Gräbern großer Vergangenheit zu rühren pflegt. Es ist nicht die Erinnerung an das Ende des jungen Konradin und des Hohenstaufengeschlechts allein, was diesen Ufern ihre wehmütige Stimmung gibt und das deutsche Gemüt mehr als ein anderes ergreifen muß; es ist auch der Charakter der Natur selbst. Ich wünschte ihn so ganz ausdrücken zu können, wie es mein Gefährte in seiner Zeichnung vermochte, auch will ich hoffen, daß er die Blätter, die er hier entworfen hat, bald veröffentlichen wird. Ueberhaupt sollte irgend ein artistisches Institut Deutschlands ein Hohenstaufen-Album herausgeben.

Landwärts schließt hier die Gegend der Sumpfwald, über welchem die Volskergebirge aufsteigen und in ernsten Formen sich zum Meere niedersenken; seewärts erhebt sich inselartig das Cap der Circe; im Mittelgrunde zieht der schneeweiße Strand hin und endet in einer aufs Meer laufenden Düne. Auf ihr steht einsam eine kleine gemauerte Kapelle, und wenige Schritte weiter erhebt sich mitten in der Flut das Schloß Astura, ein kleines Viereck von crenelirten Mauern, aus dessen Mitte ein Turm ragt. Kapelle und Schloß sind die einzigen Gebäude, die man in dieser grenzenlosen Einsamkeit erblickt. Weit und breit sahen wir keine andere lebende Seele als ein paar dunkle Gestalten auf den Zinnen der Burg, und zwei graue Fischer saßen am Gemäuer schweigend und wie verzaubert in der flimmernden Sonnenwärme und flochten still vor sich hin ein Trugnetz von Binsen, den Fisch zu um-

garnen, während ihre Barke auf den smaragdenen Wellen schaukelte.

Es war in den letzten Tagen des August 1268, nach der verlorenen Schlacht bei Tagliacozzo, als über diesen Strand gesprengt kamen fliehend und angstvoll der junge Konradin, Friedrich, Prinz von Oesterreich, der Graf Galvan Lancia mit seinen Söhnen und die beiden Grafen della Gherardesca, Verwandte des unglücklichen Ugolino von Pisa, welchen Dante unsterblich gemacht hat. Sie waren von Rom gekommen, denn so erzählt der Chronist Saba Malaspina, daß sie nach der Schlacht in jene Stadt geflüchtet waren, wo Guido von Montefeltre als Vicar des Senators Heinrich von Castilien zurückgeblieben war. Konradin war dort eingezogen „mit abgelegtem Pomp der Macht, nicht wie ein Oberhaupt, sondern wie Einer, der seine Beute im Stich gelassen und entflohen war, heimlich, verstörten Sinnes“ (latenter ingreditur mente captus). Aber zugleich waren seine Feinde Johann und Pandolf Savelli, Berthold und viele Guelfen vom Schlachtfeld her nach Rom gekommen und wiegelten die Stadt auf: da rieten dem Jüngling seine Freunde, schnell zu entfliehen. Sie flohen gegen das Meer, um von dort Pisa zu erreichen und dann nach Sicilien zu gelangen. Sie suchten ein Schiff, das sie fortbrächte; die Leute im Schloß Astura gaben es ihnen, und also stachen sie in See. Aber Johannes Frangipani, der Herr von Astura, erhielt davon Kunde, und indem er aus den Kleinodien, welche Konradin hergegeben hatte, erkannte, daß die Flüchtlinge vornehme Herren seien, bemannte er sogleich ein anderes Schiff, setzte ihnen nach,

und führte sie in das Schloß zurück. Vergebens beschwor ihn Konradin, ihn und die Seinigen durch die Flucht zu retten, sie nicht in die Hände des blutgierigen Karl zu liefern; er mahnte ihn an die Dankbarkeit, die er dem Schwabenhause schulde, denn die Frangipani hatten vom Kaiser Friedrich große Lehen und Johann selbst den Ritterschlag erhalten. Konradin versprach ihm den reichsten Lohn; es heißt, er verpflichtete sich sogar, Frangipani's Tochter seine Hand zu geben. Der Herr von Astura schwankte, vielleicht gerührt von der Jugend, von der Anmut und dem Unglück Konradins, hauptsächlich aber, wie auch die Chronisten sagen, ungewiß, wo er größern Gewinn zu ziehen habe, von Konradin oder von Karl von Anjou.

Während sie so im Schloß hin und her unterhandelten, erschien Robert von Lavena, Capitän der Galeeren Karl's, vor dem Castell und forderte Frangipani auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern. Saba Malaspina erzählt, daß Frangipani diese Unglücklichen in ein anderes Castell in der Nähe gebracht habe, um nicht wider seinen Willen und ohne Ausbedingung des Lohns von Robert zur Ueberlieferung Konradins gezwungen zu werden. Aber dies Castell wird nicht benannt.

Bald darauf erschien auch von der Landseite der Cardinal Jordan von Terracina, Rector der campanischen Grafschaft für den heiligen Stul, mit Volk zu Fuß und zu Roß vor Astura und forderte die Auslieferung. Da gab der feige Verräter die edeln Herren, welche das Gastrecht bei ihm angesprochen hatten, um Judaslohn in

die Hände der grausamen Feinde. Man führte sie durch den Wald in die Burg oberhalb Palestrina und von dort weiter durch die schönen Gefilde, welche Konradin kurz vorher siegreich durchzogen hatte, nach Neapel. Schon am 29. October fielen die Edeln auf dem Schaffot, Konradin zuerst, dann Friedrich, die tapfern Grafen della Gherardesca, der hochherzige Galvan Lancia, der Bruder jener schönen Blanca, welche dem großen Kaiser Friedrich Manfred geboren hatte, und seine beiden jungen Söhne Galeotto und Gherardo, die man in des Vaters Armen zuvor erwürgte.

Am Turm Astura auf dem einsamen Ufer kamen mir wieder alle jene fernen Stätten, welche die Geschichte der Hohenstaufen geheiligt hat und die ich, Italien durchwandernd, besuchte, in die Erinnerung. Da trat auch vor mich die schöne, blondgelockte Gestalt Manfred's vom Feld von Benevent, wie sie Dante erschien mit doppelter Wunde auf Stirn und Brust und klagte: „I' son Manfredi, Nipote di Costanza imperadrice!“ Ich ließ meine Blicke fern über das Meer schweifen, dorthin, wo das schöne Sicilien liegt, und unter immer blühenden Gärten jenes alte, berühmte Schloß von Palermo steht, in dem einst Friedrich als Jüngling gelebt hatte, und von wo er dann nach Deutschland gezogen war. In der Erinnerung stand ich wieder im Dome Palermo's, in jener Kapelle, wo in blutroten Porphyrsarkophagen Heinrich VI., Friedrich und die beiden Constanzen ruhen, die Kronen auf dem Haupt und angethan mit der

seidenen Dalmatica, deren Saum sarazenische Inschriften verzieren.

Wir gingen ins Schloß. Eine gemauerte Brücke verbindet es mit dem Lande, und eine Zugbrücke führt in das Innere. Aus dem kleinen Hof erhebt sich der achteckige Turm, und oben läuft um ihn her eine Terrasse, auf welcher eine einzige verrostete Kanone stand. Die Besatzung, acht Mann Artillerie, exercirte eben im Hofraum, und Don Pasquale, Leutnant von Astura, sah von der Terrasse nieder wie Einer, der gern irgendwo anders, nur nicht hier sein möchte. Er führte uns in sein kleines Turmgemach; er selbst malt gut und tröstet sich in seiner schauervollen Einsamkeit mit Zeichnen von pompejanischen Arabesken. Der Leutnant sagte uns, daß jeder dieser Küstentürme acht Mann Besatzung habe mit einem Marschall oder Offizier, und daß die Küstenwacht, aus Furcht vor mazzinistischen Handstreichen, nun strenger gehandhabt werde.

Wir besahen die kleinen Räume des Schlosses, traurige Turmzimmer, an deren Wänden die Spinne ihre Netze webt und in deren Ritzen der Scorpion sich eingegraben hat; aber die Aussicht nach allen Fernen in die grüne Wüste landhinein und in die stralende Meeresweite, über welche Wanderschiffe dahingleiten, ist ergreifend, ja ich möchte sagen, sie ist berauschend. Es ist ein Turm für einen Barden, hier die Harfe zu schlagen und mit einem Schwanenlied zu sterben, wenn die niedersinkende Sonne das Cap der Circe in Purpur malt. Dann, in dieser sirenischen Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu fassen, ein Geist

der Beseligung, ohne Namen; es ist, wie wenn Schlaf und Tod über See schweben, und jenes eilende Schiff, das um das Cap der Circe geisterhaft zu kreisen scheint, trägt vielleicht den Gott des Traumes, welcher Schlummer und Ruhe über die Wellen streut.

In sanften Uebergängen wechselt die Stimmung. Wenn das Cap der Circe fort und fort an die homerischen Sagen erinnert und odysseische Gestalten vor die Seele führt, erhebt auch der alte Turm Astura seine Stimme und redet von ebenso großen und tiefsinnigen Sagen. Was verknüpft er nicht mit den Namen der Hohenstaufen und Karl's von Anjou aus der Provence! Ehe man es gewahr wurde, ist man schon in den „Parzival" Wolframs von Eschenbach versenkt, und Konradin wird zum Parzival, der in die Welt hinausreitet, die heilige Blutschale des Graal zu finden, Elisabeth von Baiern aber wird zur Herzeleide, zu seiner Mutter, die ihn nicht will ziehen lassen, und so erscheinen Gottfried von Anjou, der Ritter Gawein und Feirefiz, Arthur und Titurel, das Graalschloß im wilden Walde, die Sarazenen, Harfner, Büßer, Pilger und tiefsinnige Weise des Morgenlandes.

Astura ist die Warte der Romantik, der deutsche Poetenturm in Italien. Er gehört den Romantikern wie die blaue Grotte in Capri. In der Stille habe ich von ihm in ihrem Namen Besitz genommen und dies Sagenschloß für deutsches Nationaleigentum erklärt.

Aus der Zeit der Frangipani ist nur der Turm allein, alles übrige Gemäuer spätern Ursprungs, denn schon im Jahre 1286 kamen die Sicilianer, welche den

Mord Konradins durch die Vesper an dem Könige Karl so blutig gerächt hatten, unter ihrem Flottenhauptmann Bernardo da Sarriano vor das Schloß, zerstörten es bis auf den Turm und erstachen auch den Sohn Frangipani's. Heute sieht man an der Außenmauer das Wappen der Colonna, denn diese mächtigen römischen Ghibellinen besaßen einst das Schloß. Nach den Frangipani war es Lehn der Gaetani geworden, dann hatten es nacheinander besessen die Malabranca, die Orsini, die Colonna, welche es im Jahre 1594 am Clemens VIII. verkauften. Heute ist Astura ein Besitztum der Borghese.

Aber auch ältere historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Astura. Schon vor der Schloßbrücke war mir ein Marmormosaikboden aufgefallen, welchen der Ufersand nur leicht bedeckt, und bald sah ich, daß dies Castell mitten in den Wellen auf den Fundamenten eines großen römischen Palasts steht, welche noch von allen Seiten, und um Vieles umfangreicher als das Schloß, unter der Flut heraufspiegeln oder frei hervorragen. Auf einer Sandbank war dieser Palast aufgebaut; vielleicht nennt deshalb Plinius Astura, die Colonie Antiums, eine Insel, denn so bezeichnet er den alten Ort als Fluß und Insel. Strabo nennt den kleinen Fluß Storas (Στόρας πcταμός); Plutarch den Ort Asthra (τὰ Ἄστυρα), und er erzählt von einer andern tragischen Flucht, die hier ihre Scene hatte, von jener Cicero's. Fürwahr, meine Leser sollen nicht wenig erstaunen, zu erfahren, wie viel andre dunkle Erinnerungen dies Astura verbirgt, und wie es schon lange vor Konradin ein verhängnißvoller, den Eumeniden geweihter Ort gewesen ist.

Cicero besaß hier eine Villa. Er nennt sie oft in seinen Briefen und schreibt einmal von Astura aus an Atticus: „Est hic locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circaeis aspici possit." (Es ist hier ein angenehmer Ort und im Meere selbst, den man von Antium und Circëi erblicken kann.) Er wohnte gern in diesem Landhaus, das ihm mehr als jede andere seiner köstlichen Besitzungen Einsamkeit und Muße bot. Kurz vor seinem Ende hielt er sich hier auf, ja Astura selbst brachte ihm das Verderben. Als er im Frühling vernahm, daß er auf die Proscriptionsliste gesetzt sei, flüchtete er dort hin; Plutarch erzählt, er habe hier ein Schiff bestiegen, um nach Macedonien zum Brutus sich zu retten. Aber er schwankte in seinem Entschluß, er kehrte wieder um. Indem er nun nach Rom wollte, das Herz Octavians zu erweichen, verließ er Astura in der Richtung auf die Stadt, doch nach zwölf Millien kehrte er plötzlich, von Furcht bewegt, wieder um. Nun ließ er sich in einer Sänfte gegen Gaëta tragen; unterwegs ereilten ihn an der Stelle, die man noch heute bezeichnen will, nachfolgende Reiter und gaben ihm den Tod.

Wunderbar! Derselbe Octavian holte sich, wie Sueton erzählt, in demselben Astura den Todeskeim. Er kam hierher vor seinem Ende, auf seiner letzten Reise nach Campanien. „Und nachdem er seine Fahrt begonnen hatte, gelangte er nach Astura, und wie er von hier wider seine Gewohnheit zur Nachtzeit ausfuhr, den günstigen Wind zu benutzen, zog er sich den Grund seiner Krankheit zu aus einer Dysenterie." Er starb

bald darauf in Nola, nachdem er kurz vorher in Capri gewesen war.

Aber hier endete der dämonische Einfluß Astura's noch nicht. Auch des Augustus Nachfolger Tiberius erkrankte in demselben Astura kurz vor seinem Tod. Dies sind die Worte des Sueton: „Er kehrte eilig nach Campanien zurück und verfiel in Astura sogleich in eine Krankheit. Er erholte sich ein wenig und schiffte dann nach dem Cap der Circe." Hier wurde er kränker, hielt sich jedoch aus Furcht aufrecht, schiffte nach Misenum, da er Capri nicht erreichen konnte, und fand dort seinen Tod.

Und was soll man dazu sagen, wenn eben dies Astura seine dämonische Gewalt auch an Tiberius' Nachfolger geltend gemacht hat? Denn kurz vor seinem Tode landete auch Caligula hier, und Plinius erzählt: „Ein Fischchen, Remora genannt, hängte sich an den Mast des Fünfruderers, welcher den Caligula von Astura nach Antium führte, und das betrachtete man als eine Vorbedeutung seines nahen Todes."

Astura mala terra, maladetta! Und auch uns, harmlose Wanderer, sollte der verhängnißvolle Turm noch in atemlose Flucht und in schimpfliche Todesangst versetzen.

Als wir Astura verließen, beschlossen wir, nicht wieder den Weg am Meer entlang zurück zu nehmen, sondern durch den Urwald zu gehen, von dessen Pracht wir so viel gehört hatten. Der wegewirren Wildniß nicht kundig, nahmen wir mit uns einen Soldaten aus dem Turm, einen schönen, athletisch gebauten jungen

Mann, der uns einige Millien begleiten und zugleich als Beistand nicht gegen Räuber, wol aber gegen Büffel und Stiere dienen sollte. Wir wandten uns rechts, eine Weile am Strand entlang gehend, wo wir auf dem Ufer die prächtigsten schwarzen Stiere sahen, von so herrlicher Gestalt, daß Jupiter keine andere gewählt hat, als er die schöne Europa durch das Meer trug. Bald umgab uns der Wald. Wir gingen zwischen duftigen Myrtengebüschen und unter riesengroßen breitwipfeligen Eichen auf Waldpfaden fort und ergötzten uns an der Sonnendämmerung, welche überall durch die Wipfel ihre Lichter spielen ließ.

Der Wald bei Astura ist sehr schön. Ich dachte an die heimatlichen Küsten und ihre hochstämmigen Eichen, durch die das blaue Meer scheint, und konnte mich ganz in die Vergangenheit zurückversetzen. Dort ist es auch schön zu wandern und Reh und Hirsch zu belauschen, wenn sie im Busche stutzend und neugierig ihr gekröntes Haupt hervorstrecken; hier blickt aus dem Waldesschatten statt ihrer manchmal das schwarze Haupt eines Büffels oder die hochgehörnte Stirn eines wilden Rindes, und lange schöngefleckte Schlangen schlüpfen über den Pfad.

Der Pflanzenwuchs hier ist von einer tropischen Pracht; der Epheu umschlingt die majestätischen Eichen, Stamm neben Stamm, und bewundernd stand ich vor dieser noch nie in solcher Herrlichkeit gesehenen Naturkraft. Denn die Epheuranke selbst hat einen Stamm so dick wie ein Baum; so umstrickt sie die große Eiche, ringelt sich mit Gewalt um sie, wie die Schlange

Laokoons, zieht sich zusammen, als wollte sie den ungeheuern Stamm mit den Wurzeln dem Boden entreißen und in herculischer Umarmung ersticken, und tausend grüne Aeste, Zweige und tanzende Ranken läßt sie herniederhängen, und windet und knüpft ihre Schlingen durch alles knorrige und laubige Eichengeäst fort bis zum sonnigen Wipfel, welchen der Flügelschlag wilder Waldvögel umkreist.

Wir waren so in immer angespannter, froher Betrachtung einige Millien fortgegangen. Der Soldat von Astura hatte uns auf den Weg gebracht, der nun wieder an die Küste hinabführte, und verließ uns, als der Wald lichter wurde. Bald, so sagte er, würden wir in niedriges Gebüsch kommen und das Meer sehen. Wir gingen nun allein fort zwischen Myrten und Oelgesträuch in der heitersten Stimmung. Plötzlich sahen wir vor uns eine Heerde, wol mehr als hundert Stück beisammen. Wir blieben stehen. Ein Stier stutzte, hob die Stirn auf, sah uns mit majestätischem Ernst an, löste sich von der Heerde ab und kam gegen uns. In diesem Augenblick machte mein Gefährte den verdammten großen weißen Malerschirm zu, und kaum hatte er das gethan, als der Stier wild wurde und einen Sprung that; sogleich setzte sich die ganze Heerde gegen uns in Bewegung. Eine Staubwolke erhob sich im Walde, und wie wir in wilder Flucht davonsprangen, voll Angst immerfort umschauend, war es ein grauser und schöner Anblick, im wirbelnden Staube diese mächtigen Geschöpfe daherstürmen zu sehen. Wir sprangen ins Dickicht, und über hohe Gebüsche setzten wir hinweg und schlüpften

wieder durch die Myrtensträucher und sprangen weiter, an den Händen von den Dornen blutend, die uns zerrissen, hinter uns die wirbelnde Staubwolke, die herausblitzenden Hörner und das Gekrach der brechenden Büsche.

Ich sah niemals so die lebendige Physiognomie des Entsetzens als auf dem Angesicht meines Gefährten, und mein Schreck war um nichts geringer. Endlich wurde es still, wir waren im dichten Wald und nichts mehr war zu sehen. Die wilde Heerde war meerwärts fortgestürzt.

Wir holten jetzt Odem und gingen tiefer in die Wildniß hinein, immer nach den Stieren umschauend, bis wir gegen die Küste kamen und, da wir diese frei fanden, auf den Strand sprangen. Und nie habe ich die Meereswellen mit solcher Freude begrüßt. So mußte ich in Astura, auf den Spuren Konradins, selbst erfahren, was atemlose Flucht und Todesangst sei. Es war, als hätte mir irgend ein Geist, der Dämon dieses Ortes, weil er mich von Erinnerung so tief bewegt gesehen, von des armen Konradin Flucht ein lebendiges Nachgefühl geben wollen. Doch waren die Stiere der Wildniß barmherziger, als es einst die Menschen hier gewesen sind.

So wanderten wir weiter und ruhten wieder an den Trümmern des alten Palasts eine Stunde vor Astura, dessen melancholisches Schloß nun schöner und schöner die sinkende Sonue umstralte. Neue Sorge erfaßte uns, als wir hierauf den ganzen Strand bis Nettuno hin mit Heerden erfüllt sahen. Einige lagerten noch am Meer,

andere zogen sich schon aufwärts, denn es begann die Abendkühle, wo sie wieder zu Walde gingen. Als wir nun vorwärts schritten, war es wie ein Spießrutenlaufen an hundert und aber hundert spitzen Hörnern vorbei; aber die herrlichen Geschöpfe thaten uns kein Leid, weil wir hinter ihrer Richtung an den Wellen blieben; auch kamen zwei stattliche Hirten, die ersten, die wir sahen, mit ihren Lanzen das Meer entlang gesprengt und flößten uns guten Mut ein.

Glücklich erreichten wir Nettuno und betrachteten von hier aus freudigen Gefühls die zurückgelegte Straße und das Schloß Astura, welches nun wieder in traumhafter Weite wie ein Schwan auf den abendlichen Wellen zu schwimmen schien.

Das Cap der Circe.

1873.

Von Terracina aus, wo ich die Ostern zubrachte, wollte ich nach dem Cap der Circe hinüber, wenn auch nur zu einem flüchtigen Besuch. Es liegt drei Stunden von dieser Stadt entfernt, obwol die Durchsichtigkeit der Luft es weit näher erscheinen läßt. Wie an einem Bande scheint das herrlich geformte Vorgebirge an der langen Düne zu schweben, und diese läßt überall einen Strandsaum frei, auf welchem man wie über einen Teppich von Sammet fortschreiten kann.

Es lockte mich sehr dies zu thun und zu Fuße nach dem Cap zu gehen. Aber Fischer in Terracina beredeten mich diesen Plan zu ihren Gunsten aufzugeben, und dies that ich nur aus dem Grunde, weil ich nicht darüber gewiß war, daß der Strand von Büffelheerden wirklich und an allen Stellen frei sei.

Diese Fischer waren eben über einen seltnen Fang erfreut: sie standen am Ufer mit anderm Volk, und alle folgten sie mit den Blicken einem Gegenstande, der sich von Weile zu Weile aus dem Wasser erhob, und augenscheinlich mit einem Seil zusammenhing, welches an einem

Pflock befestigt war. Es war eine gewaltige Meerschildkröte, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatte. Das arme Thier war mit einem eisernen Haken tief verwundet worden, dann hatte man es, einem Pferde gleich, an einem Bein mit dem Strick umbunden und so an dem Pfahle festgemacht. Nun strebte es gewaltsam sich loszureißen und pausenweise hob es Kopf, Hals und einen Teil seiner dunkelroten Schale empor, um Luft zu schöpfen. So ließ man es die Nacht über in seiner Qual, und noch am Morgen sah ich diese Tartaruga an demselben Ort, als ich in die Barke stieg, um nach dem Cap zu fahren.

Vier kräftige Ruderer befanden sich in ihr und ein Diener des Gasthauses, den ich mit mir nahm, weil er in dem Ort San Felice auf dem Vorgebirge gelebt hatte, und daselbst mein Führer sein konnte. Die Barke faßte nur sechs Mann.

Es war 4 Uhr in der Morgenfrühe als wir einstiegen. Der helle Mond stand am westlichen Himmel, und warf noch, mit dem Nachtgrauen kämpfend, einen breiten goldenen Schimmer über die leise bewegte See. Dichte Nebel lagerten ostwärts über den Maremmen von Fundi, und verhüllten den Felsen Sperlonga wie die Vorgebirge von Gaëta und Mondragone. Auch das Circecap trug noch einen Schleier, aus welchem nur die höchsten Zacken hervorragten.

Nur wer zwischen Mondesuntergang und Sonnenaufgang auf See gefahren ist, empfand was die „heilige Frühe“ ist, dieses ahnungsvolle Werden eines neuen Lebenstages. Wie der Urhauch der Schöpfung ist dieser

tief aufströmende Meeresodem aus dem quellenden, endlos flutenden Element. Warum erweckt in uns das Meer, ja nur sein Anblick in der Ferne, oder nur das Rauschen seiner Welle, die sich in rhythmischen Zügen am Strande bricht, eine so tiefe Sehnsucht, wie sie auch die erhabenste Alpennatur nicht erregen kann? Vielleicht, weil da dieses unser kleines Ich, die persönliche Notwendigkeit, das in einem Punkt zusammengepreßte Bewußtsein der Natur, unmittelbar mit dem Unendlichen und Ewigen sich berührt, was nicht Geschichte und Zeit, nicht Gränze und Gestalt hat.

So fuhren wir in der frischen, belebenden Morgenluft schnell dahin, „von Wind und Ruder sanft geleitet", und immer deutlicher entfalteten sich das dunkle Cap, der weiße Ort auf seinem Vorberge und ein grauer Turm zu seinen Füßen am Meer. Nun aber will ich, ehe wir an jenem Wachtturm landen, ein paar Worte über die Geschichte dieses Mons Circeus oder Monte Circello sagen.

Seit alten Zeiten wurde der Ort der Circesage auf das schöne Vorgebirge verlegt, welches in seiner fast inselartigen Abgeschlossenheit, mit seinen dichten Waldungen, seinen von balsamischen Kräutern erfüllten Abhängen auf der Landseite und seinen Tropfsteingrotten am Meer, ein wenigstens nicht unpassendes Local für das Zaubermärchen antiker Seefahrer darbot. Der Mons Circeus war in vorhistorischen Zeiten offenbar eine Insel, wie es heute die ihm naheliegenden Ponzaeilande sind, und wie es einst auch der Soracte gewesen ist. Erst allmälich, aber sicherlich schon unvordenklich lange vor den odysseischen

Zeiten, verband sich diese Insel mit dem Land und wurde zum Cap. Die alten Geographen berichten, daß auf ihm eine Stadt lag mit dem Circetempel und dem Altar der Minerva, und daß man dort den Becher der Circe zeigte, aus welchem Odysseus getrunken habe. Auch der Grabhügel Elpenors mit daraus entsproßten Myrten wurde den Besuchern gezeigt.

Die Stadt Circeji oder Circöum war volskisch, wie Anxur, das heutige Terracina. Die Römer eroberten sie und verpflanzten in sie eine Colonie. Sie konnte niemals groß und mächtig sein, aber sie war durch ihre Lage eine der schönsten Festungen und zugleich ein reizender Aufenthalt. Lucull legte am Fuße des Caps seine Fischereien an und baute sich eine Villa, und Lepidus wohnte in Circeji als er vom Triumvirat zurücktreten mußte.

Die antike Stadt ging in ungewisser Zeit unter, vielleicht wurde sie von den Gothen zerstört. Auf ihren Trümmern entstand der heutige Ort San Felice, dessen Kern wol ursprünglich die alte Burg mit ihren mächtigen Cyklopenmauern sein mochte. Denn diese Arx Circaea, oder Rocca Circeji, wird in Urkunden und Geschichten des Mittelalters öfters genannt, und erst später erscheint der Name San Felice. Es gab in diesem Ort noch im 8. Jahrhundert einen Bischof. Die Circeburg galt als die festeste der ganzen pontinischen Maritima. Um ihren Besitz stritten daher die Gemeinde Terracina, die Grafen von Gaëta und die von Fundi, während sie die Päpste als Oberherren beanspruchten.

Im Anfange des 12. Jahrhunderts, wo die Normannen-Herzoge Süditalien beherrschten, bemächtigten sie

sich auch der Circeburg, doch nur vorübergehend, denn die Päpste hüteten mit Eifersucht die Rechte der Kirche auf die Gränzstadt Terracina und das von dieser abhängige Cap. Am Ende desselben Jahrhunderts wurden die römischen Frangipani, welche Astura und viele andere Ländereien am lateinischen Meer besaßen, Herren der Circeburg, welche sie der Gemeinde Terracina zu entreißen wußten. Sie besaßen die Rocca Circeji lange Zeit. Oddo und Robert Frangipani verliehen sie an Roland Guidonis de Leculo, von welchem sie Innocenz III. an die Kirche zurücknahm.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen hierauf die Tempelherren als Besitzer dieses Vorgebirges, wo noch immer die Sage von dem Sonnenkind Circe fortlebte, und wo man einst die Schale des Odysseus gezeigt hatte, den Graal dieses antiken Zauberberges. Eine Urkunde vom 3. Mai 1259 besagt: daß Petrus Fernandi, Ordensmeister der Templer in Italien, aus Vollmacht des Meister-Generals Thomas Berardi „den Ort Sancti Felicis auf dem Monte Circego, welcher dem Orden durch Rechtstitel zugehöre", mit Genehmigung des römischen Ordenshauses der Templer auf dem Aventin (des heutigen Priorats von Malta) in Tausch gab an den Vicekanzler Jordan für das Casale Piliocta (heute Cechignola an der Via Ardeatina). Dies war derselbe Cardinal Jordan, der als Rector der Campania und Maritima neun Jahre später mit Kriegsvolk vor Astura erschien, um im Namen der Kirche die Auslieferung Konradins von den Frangipani zu verlangen, was er, wie bekannt, zum Unglück des letzten Hohenstaufen nicht durchsetzen konnte.

Jordan war ein Edler von Terracina, aus dem mächtigen Hause der Peronti. Durch ihn mochte die Circeburg wieder an Terracina zurückgebracht sein, oder in seiner Familie verbleiben bis sie gegen das Ende des 13. Jahrhunderts an die römischen Anibaldi kam. Diese behielten das Cap bis zum Jahre 1301, wo es in den Besitz der Gaëtani überging.

Die Macht dieses Hauses hatte eben Bonifacius VIII. gegründet; sein Nepote Petrus besaß bereits die volskischen Städte Sermoneta und Norma und einen großen Teil des pontinischen durch Viehzucht reichen Sumpflandes von Ninfa bis ans Meer. Diesem herrlichen Besitz, dessen sich seine Nachkommen noch heute erfreuen dürfen, gab Petrus Gaëtani durch den Erwerb des Circecaps den Abschluß. Er kaufte dasselbe mit allen Ländereien, die zu ihm gehören, und noch heute den Titel „Feudum von San Felice“ tragen, sowie auch mit dem fischreichen See von Paola, von Richard Anibaldi, dem Herrn des Turms der Milizen in Rom, um 2000 Goldfloren. Seither besaßen die Gaëtani die Circeburg durch 400 Jahre. In dieser langen Zeit wurden sie nur einmal daraus vertrieben, und nur für zwei Jahre, als ihnen Alexander VI. alle ihre Kirchenlehen entriß und dem Sohne seiner Tochter Lucrezia schenkte, dem kleinen Rodrigo von Biseglia. Damals erhob er Sermoneta zum Herzogtum. Doch schon nach seinem Tode setzten sich die Gaëtani wieder in den Besitz ihrer Güter. Da sie zugleich Grafen von Fundi waren, welches auf der andern Seite Terracina's und nur wenige Millien entfernt liegt, so bildete das feste Circeschloß den Gränzstein

hrer Herrschaft am lateinischen Meer. Vom Söller ihres Palasts in San Felice überblickten sie in dem Ringe dieses schönen Panoramas ihr eigenes ausgedehntes Landgebiet von Fundi bis gegen Astura, von den Cyklopensteinen Norba's bis zum pontinischen Strande.

Erst im Jahre 1713 veräußerten sie das Cap; der Herzog Michel Angelo Gaëtani verkaufte es damals den Ruspoli in Rom, zugleich mit dem gaëtanischen Palast am Corso, welcher seither Palast Ruspoli heißt.

Hierauf ging das Cap im Jahre 1718 an die Orsini über, als Mitgift der Donna Giacinta Ruspoli; weil sich aber die päpstliche Regierung den Rückerwerb dieses alten Kirchenlehns vorbehalten hatte, mußten es die Orsini schon im Jahre 1720 der apostolischen Kammer um 100,000 Scudi abtreten. Diese behielt es fortan 88 Jahre lang, bis sie dasselbe im Jahre 1808 an den Fürsten Stanislaus Poniatowski verkaufte. So wurde ein polnischer Magnat, der letzte seines berühmten Hauses, Herr des Caps der Circe, und blieb es 14 Jahre lang. Die päpstliche Kammer erstand es von ihm wieder im Jahre 1822. Mit dem Fall des Kirchenstaates wurde es endlich eine italienische Staatsdomäne.

Dies ist die kleine Chronik des Mons Circeus, und darüber ist die Sonne hinter den Bergen Gaëtas aufgegangen und der Mond verblaßt. Das Cap liegt jetzt vollkommen entschleiert vor uns. Die Morgensonne bescheint es mit einer fast nüchtern zu nennenden Klarheit, so daß all der magische Duft von ihm hinweg geweht ist.

Die wenigsten Dinge in der Welt vertragen zu große

Annäherung, oder vielmehr das Verhältniß unserer Einbildungskraft zu ihnen verträgt sie nicht. Berge wie Menschen und ihre Thaten, die Größe und der Ruhm, bedürfen meist einer Hülle von Luft und Licht, welche sie für die Phantasie geheimnißvoll macht und das kritische Bewußtsein ferne hält; sie werden oftmals minder groß und minder schön sein, wenn ihre Legende durch unmittelbare Nähe zerstört und das Medium der Illusion aufgehoben ist. Nicht grundlos ist das Bild der Isis in Schleier gehüllt.

Wie zauberhaft erscheint nicht den Blicken dieses Circecap, wenn man es von Astura, von den lateinischen oder volskischen Bergen, selbst noch von Terracina aus betrachtet, zumal im Abendglühen! Nun sah ich es vor mir, grau und grün von Farbe, und der Berg war wie mancher andere auch; was in der perspectivischen Weite als Inselgestalt sich darstellte, war dies nicht mehr, sondern es senkte sich jetzt in einen breiten Landrücken nieder und verzog sich in die pontinische Ebene. Die schönen Formen verschwanden; dichter Wald bedeckt das Cap bis zu den Gipfeln, während es von ferne gesehen aus nackten Felsmassen zu bestehen scheint, die von Lichtreflexen stralen.

Ich landete am Wachtturm Vittoria, wo sich der Fuß des Vorgebirges in einen Strandsaum herabsenkt, ohne jedoch einen hafenähnlichen Landungsplatz zu haben. Es gibt daher keine Fischer und keine Barken am Cap. Der Turm ist ein viereckiger Bau und wol von den Gaëtani aufgeführt. Seine Besatzung ist wie die aller andern Strandtürme der Maritima seit dem Ende der

päpstlichen Herrschaft eingezogen. Er dient jetzt den Doganabeamten zur Wohnung. Ein solcher kam auch sofort die hohe Treppe herab, die ihm bekannten Fischer zu begrüßen und ihren Fahrschein an sich zu nehmen.

Ich ließ die Barcarolen am Strande, und stieg mit dem Führer nach San Felice hinauf. Die Lage dieses kleinen Orts und der schmale Weg, der zu ihm emporführt, erinnerten mich an Capri; doch hat das Cap sonst nichts oder nur wenig, was sich mit jenem Eiland vergleichen ließe. Nach einer Viertelstunde müheloſen Steigens über den von Myrten und Lentiscussträuchern bedeckten Abhang, an einigen Trümmern vorüber, erreichte ich den Ort, dessen Lage wahrhaft schön ist.

San Felice steht auf einem natürlichen Flächenraum von mäßiger Breite; hinterwärts ragen darüber die waldigen Wände des Caps auf, vorwärts breitet sich die sonnige Ferne aus und unten in der Tiefe das blaue Meer. Das Städtchen hat nur wenige und geradlinige Straßen, welche das Baronalschloß und die neben ihm stehende ansehnliche Kirche überragt. Vor dem Palast liegt der Platz oder die Hauptstraße. Die Häuser sind meist einstöckig und ohne jede monumentale Architektur. Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen so alten, vom Weltverkehr so ganz abgeschiedenen Ort als offenen Borgo von gleichgültigem Charakter zu finden. Denn daß San Felice die Stelle des alten Circeji einnimmt, kann nicht bezweifelt werden, weil es sonst nirgends auf dem Cap eine gleich große Fläche gibt, wo eine Stadt gebaut werden konnte.

Alle antiken Reste sind hier verschwunden. Zwar

nimmt der Palast der Gaëtani offenbar die Stelle einer mittelaltrigen Burg ein, die wol schon vor der Herrschaft jener Barone von irgend einem ihrer Vorgänger angelegt war, aber dieses Baronalschloß war nicht die alte Arx Circeji. Denn diese lag über der heutigen Stadt auf einer hohen Felsenmasse, wo noch Reste von cyklopischen Mauern aus fünf Fuß dicken und ebenso langen Steinen erhalten sind. Ich kam darum diese Reste zu sehen, wegen meiner falschen, vorgefaßten Meinung, daß der Palast Gaëtani auf den Trümmern der alten Arx erbaut worden sei.

Dieser Palast bildet ein großes Viereck mit einem geräumigen Hofe, welcher ehemals Burghof war. In seiner Mitte steht eine prächtige Gruppe von hohen Oleandern und Myrtenbäumen. An einer Mauer liegen sechs marmorne Säulenbasen, die einzigen Altertümer, die ich in San Felice wahrnahm. Vergebens suchte ich nach Wappenschildern und Inschriften des Mittelalters über den Thüren, von denen nur eine einzige gothische Form zeigte. Von dem älteren Schloßbau stammt noch der viereckige Turm her, an welchen sich das Hauptgebäude anlehnt, aber auch er ist erneuert. Der Umbau dieses Baronalschlosses gehört einer späten Epoche der Gaëtani, welche sich wol im 17. Jahrhundert hier gemächlicher einrichteten, um ab und zu einige Wochen in diesem Schlosse zuzubringen. Die gründlichste Veränderung erfuhr dasselbe hierauf durch Poniatowski.

Er hat das Innere neu ausgebaut, Säle und Zimmer angelegt und mit Malereien schmücken lassen. Die jetzt öde Wohnung war sicherlich ein reizender Sitz, und kein

schöneres Asyl konnte der Neffe des Königs von Polen wählen als dieses Circecap. Er kam oft hierher, von Rom, wo er die Villa vor der Porta del Popolo besaß, die noch seinen Namen trägt. Er scheint ein Wolthäter dieses kleinen Orts gewesen zu sein; er verbesserte ihn, legte eine Fontäne und einen Weg zum Strande an, er lohnte reichlich die ihm geleisteten Dienste und Arbeiten.

Neben dem Städtchen erbaute er sich auch ein Casino, welches jetzt wie der dazu gehörige Garten in gänzlichem Verfalle liegt. Es steht am Rande der Hochfläche über dem Meer, und ist deshalb das herrlichste Belvedere, welches man sich denken kann.

Wie ich gesagt habe, verkaufte Poniatowski das Cap im Jahre 1822; bald darauf verkaufte er auch seine Villa und Antikensammlung in Rom, und zog nach Florenz, wo er im Jahre 1831 starb.

Das Volk von San Felice zählt 1200 Seelen. Seine Beschäftigung ist Weinbau und Ackerbau auf den fruchtbaren Feldern zu Füßen des Caps. Es gab früher einige Industrie, namentlich in Gefäßen von Thon, auch gaben die Alabastergruben Beschäftigung. Diese Nahrungszweige sind eingegangen. Doch schien mir die Bevölkerung nicht gerade Mangel zu leiden, oder in bettelhaftem Elend zu leben. Es gibt hier nur eine Herberge sehr primitiver Natur, die Kaffeeschenke auf dem Platz, und dort hätte ich übernachten müssen, wenn ich den Gipfel des Caps besteigen wollte, wie es wol mein Wunsch war, weniger um die antiken Gemäuer zu sehen, welche dort oben als Reste des Circetempels gezeigt werden, als um

die unvergleichliche Aussicht zu genießen. Denn in klarer Luft, so sagte man mir, sieht man von der Spitze des Caps, welche etwa 1900 Fuß beträgt, das Kloster Camaldoli oberhalb Neapel und die Peterskuppel von Rom.

Von San Felice kann man am bequemsten zum Gipfel des Berges steigen, denn dorthin führen Felsenpfade durch das dichte Waldgebüsch. Man braucht jedoch viele Stunden, um sich emporzuarbeiten. Ich begnügte mich dem ganzen Cap entlang zu gehen, und dies kann man nur auf der Landseite thun, denn auf der Meeresseite fallen die Felsen so schroff ab, daß sie keinen Strandsaum übrig lassen. Die Entfernung von San Felice bis zu dem Punkt, wo der breite Landrücken des Caps wieder das Meer trifft, also beim Canal von Paola, beträgt drei Millien, und dies ist auch die Länge des Caps, während seine Breite auf eine Millie oder weniger berechnet wird.

Ich ging von San Felice erst eine kurze Strecke auf einem bequemen Wege fort, und stieg dann über den Felsenabhang in die bewaldete Ebene nieder. So wanderte ich am Fuße des Caps fort, dessen ganze Gestalt ich stets vor Augen hatte. Es ist eine mächtige Pyramide, deren höchste Spitze am äußersten Ende nach Westen zu sich emporstreckt. Bis zum Kamm hinauf ist der Berg landwärts mit Eichenwäldern und anderm Gebüsch bedeckt, aus dem hier und da schroffe rote Steinmassen hervortreten. Die Wände erheben sich oft perpendiculär, und scheinen ein Dach zu tragen, auf dessen First man zum höchsten Punkte gelangen kann. Das ganze Cap scheint überhaupt wie ein einziges schräg absinkendes Dach sich bis zum Gipfel fort zu erstrecken, doch unterscheidet

man zehn Berge oder Gliederungen des Vorgebirges, welche ihre besondern Namen tragen. In den Ritzen des Felsgeklüftes wächst wild die Zwergpalme; von dort pflegen sie die Gärtner Roms zu holen. Viele Palmen dieser Gattung, welche den Pincio zieren, sind auf diesem Circecap gewachsen.

Ich kam erst durch ein Gebüsch von Myrten, Lentiscus und Erica, die hier baumartig aufstreben; dann folgten hohe Korkeichen, immergrüne und deutsche Eichen. Die nordische Eiche, welche bei uns am spätesten zu grünen beginnt, ist in diesem Klima einer der frühesten Bäume. Ich fand sie längs des Canals der Linea Pia schon im vollentwickelten Schmuck ihres Laubes, während der Ulmbaum noch nicht so weit vorgeschritten war. Der schöne Wald am Cap trägt den Namen Selva Plana. Zahlreiche Heerden von Schafen und Rindern weideten in ihm, und sie gaben dieser stillen Landschaft den Charakter einer großen Idylle.

Wenn man überhaupt auf diesem Cap eine Stelle für das Tal und den Palast der „hehren melodischen Göttin" Circe suchen will, so gibt es dafür entweder nur auf der Hochfläche von San Felice selbst oder an diesen Abhängen ein passendes Local. Denn hier sind, wenn auch nicht eigentliche Thäler, so doch breite Flanken des Berges, wo das homerische Zauberschloß zugleich in schattiger Waldeinsamkeit und in „weitumschauender Gegend" gedacht werden kann. Eine unerschöpfliche Flora wuchert hier. Vielleicht blüht darunter auch das heilsame Kraut Moly, welches Hermeias dem duldenden Odysseus darreichte:

Schwarz war die Wurzel zu schauen und milchweiß blühte
die Blume.

Weil aber der Held selber sagt, daß es den sterblichen Menschen zu graben schwer sei, so werden die Botaniker darauf verzichten müssen, es ohne eines Gottes Beistand aufzufinden.

Die Phantasie des Volks hat übrigens auf dem Cap keinen eigentlichen Ort als Wohnung der Circe festgestellt. Die Sage selbst lebt hier mehr als Name der Maga Circe, denn als Fabel fort. Ihr Dasein ist ein künstlich archäologisches. Man scheint sich die Maga als eine Loreley zu denken, welche Schiffe an sich zog und stranden machte. Man sagte mir, daß sie endlich durch ein fremdes Schiff überlistet worden, welches ganz aus Krystall gebaut gewesen sei. Dorthinein habe man die Zauberin gelockt und dann entführt. Seither sei ihre Spur verschwunden. Ich glaube kaum, daß die Einbildungskraft dieses nüchternen und hart arbeitenden Volks auf dem Cap an dem schönen Circemärchen weiter dichtet. Und vielleicht machte sich mein Führer nur ein Vergnügen daraus, mir zu erzählen, daß in der Zeit seines Aufenthaltes in San Felice eines Morgens ein Wachtposten am Turm del Fico bewußtlos aufgehoben wurde, weil er des Nachts einen Hund mit feurigen Augen magische Kreise um ihn her hatte schlingen sehen.

Als ich aus dem prächtigen Walde trat, lag der See von Paola vor mir zur Rechten, links der Meeresstrand und über ihm am Ende des Caps ein großer Turm, die Torre di Paola. Der See zeigte sich als ein grauer melancholischer Wasserspiegel, zwischen flachen Ufern, ein

wahrer Maremmensee. Er zieht sich landwärts mehrere Millien weiter fort. Zwei kleine sehr alte Kirchen stehen an ihm, San Paola und Santa Maria della Surresca genannt. In alten Zeiten hing er mit dem Meere zusammen und bildete einen Hafen. Nachdem er sich geschlossen hatte, wurde seine Verbindung mit jenem durch einen Canal hergestellt.

Lucull hatte dort eine Villa und seine berühmten Fischereien. Auch im Mittelalter betrieb man daselbst Fischfang und Entenjagd (die wilde Ente heißt hier Folaga), so daß die alte Canalisirung des Sees wol nur zeitweise in Verfall geriet. Innocenz XIII. ließ das stattliche Casino und die Kirche aufführen, die noch am Canal stehen, doch verwitternd und verlassen, und andere Häuser unmittelbar am Seeufer, Wohnungen für Fischer und Aufseher oder Magazine. Heute hat ein Speculant aus Sperlonga die Fischerei des Sees gepachtet, für die geringe Summe von 7500 Lire jährlicher Abgabe.

Die warme Mittagssonne flammte auf diesem bleifarbenen See in der tiefsten Wildniß von Sümpfen und Wald. Kaum regten sich die hohen Binsen und die Tamarisken an seinem Ufer; kein Nachen war auf ihm sichtbar: diese düstere versumpfte Stille rings umher hatte etwas Märchenhaftes.

Wir schritten auf die Häuserreihe am Ufer zu, einem ummauerten Garten entlang, der von Poniatowski angelegt wurde und jetzt ganz verwildert ist. Am Eingang eines Hauses saß ein Fischerweib mit ihren Kindern, die keineswegs fieberkrank, sondern frisch und blühend aussahen, unter weit umhergestreuten Netzen, Stangen und

anderm zum Fange dienenden Geräte. Nun kamen auch Männer hervor und mit ihnen der beglückte Fortsetzer der lucullischen Geschäfte, jener Speculant aus Sperlonga. Dieser Mann befahl einem jungen Knecht, mir die Fischbehälter zu zeigen. Wir bestiegen demnach einen Sándalo.

Ich sah hier zum erstenmal das Fahrzeug, welches so genannt wird, und hörte hier zuerst diesen Begriff in der lebenden Sprache. Denn er ist alt; ich kannte ihn bereits aus Urkunden, welche das pontinische Sumpfland betreffen. So wird in einer solchen vom Jahre 1223 der Abtei Grotta Ferrata das Recht verliehen, zu halten duos sandalos ad piscandum in Lacu Folianensi: zwei Sandalen zum Fischen im See von Fogliano. Der Sándalo ist das Fahrzeug für Sumpfwasser, viereckig und platt; die Größe richtet sich nach dem Bedürfniß. Er ist Lastschiff und Reisekahn zugleich. Von den ältesten Zeiten herab hat sich demnach Name und Gebrauch dieses Bootes erhalten, welches ohne Zweifel von seiner Form so genannt wird. Auf solchen Sandalen fuhren wol schon in Römerzeiten die Reisenden, wenn sie beim Forum Appii auf dem Canal Decemnovius eine Strecke im Kahn zurücklegten.

Die Fischbehälter befinden sich in der Nähe des Ufers; sie bilden einen Zusammenhang von Kammern, die mit Geflecht umzogen sind. Ich hatte gehofft, hier das seltenste Aquarium zu sehen, aber meine Täuschung war groß; denn weder in diesen Behältern, noch in den gemauerten antiken Bassins, welche noch heute benutzt werden, bekam ich auch nur einen einzigen Fisch zu sehen.

Ich ging vom See längs des Canals zurück, um an

das Meer zu gelangen. Dieser Canal von römischer Anlage ist etwa 30 Fuß breit, und zu beiden Seiten aus Backsteinen aufgemauert. Innocenz XIII. ließ ihn im Jahre 1721 wiederherstellen. Massive Schleusen sperren ihn gegen den Meeresandrang; man öffnet dieselben um die Fische hereinzulassen, deren ich dort auch einige sah. Das eine der Schleusenwerke dient zugleich als Brücke. Ich fand auf dieser eingemauert das Wappen der Conti, den Campagnaadler mit Schachbrettwürfeln, und darunter folgende Inschrift, das Denkmal jenes Papstes vom Hause Conti: Quod Inter Mare Tyrrhenum Lacumque Circejum Pristino Aquarum Restituto Commercio Carolo Collicola Aerario Ac Rei Marittimae Praefecto Piscatorio Urbis Foro Fisci Rationibus Ac Publicae Utilitati Providerit Anno Pont. Primo.

Mitten in der circeischen Wildniß, am äußersten Ende des alten päpstlichen Landgebietes, mutete mich diese Inschrift auf dem bleichen Marmorstein mit so historischer Kraft an, als gehörte sie einer viel längern Vergangenheit, ja als stände sie in gleicher Zeitlinie mit der berühmten Inschrifttafel im Gemeindehause von Terracina, die das Andenken der Austrocknung der pontinischen Sümpfe durch den großen Gothenkönig Theodorich verewigt. Der Zeitraum von zwölf Jahrhunderten, welcher zwischen beiden Tafeln liegt, umfaßt beinahe die ganze Entwicklung des Abendlandes seit dem Falle des Römerreichs; er erscheint deshalb sehr groß — aber was sind im Weltleben zwölf Jahrhunderte? In Wahrheit nur ein Gestern und nichts mehr. Auf andern Localen wird man sich der vielen und langen Umwandlungen des

menschlichen Geistes deutlicher bewußt, aber in diesem pontinischen Sumpfe scheint die Zeit als eine unterschiedlose gleichgültige Fläche sich auszudehnen.

Ich empfand niemals so sehr, wie schnell die menschlichen Dinge legendär werden, als vor dieser Inschrift. Das weltliche Reich der Päpste, welches erst vor kaum drei Jahren für immer zu Fall kam, dünkte mich hier schon eine Mythe, auf deren Geschichtlichkeit man sich besinnen muß, wie auf die Herrschaft der Gothen. Viele unauslöschliche Spuren haben die Päpste dem Lande eingedrückt, welches sie von Etrurien herab bis zum Circecap beherrschten. Wenn die gesammte historische Gestalt des Christentums wird vergangen sein, wenn die Dogmen und der Cultus der Kirche für die kommenden Geschlechter nur noch eine culturgeschichtliche Bedeutung haben werden, wie sie heute für uns der Tempeldienst des Ptah und des Osiris hat, so wird man die Wappenschilder, die Inschriften und Denkmäler der mächtigsten aller Priesterkönige, die man Päpste nannte, mit noch größerer Wißbegierde aufsuchen als heute die Monumentalinschriften des Altertums; und die Ruinen des Sanct Peter und des Lateran werden für den Betrachter und Forscher Gegenstände tieferer Teilnahme sein als die Riesenmassen des Colosseums und die Trümmer der Tempel und Thermen Roms.

Die Päpste haben vieles mit großem Römersinn zu schaffen vermocht. Selbst die Sümpfe hier bezeugen es. Denn seit jenem Gothenkönig Theodorich waren es zuerst wieder Sixtus V. und Pius VI., welche die Via Appia und das pontinische Canalsystem herstellten. Jetzt hat die Regierung Italiens mit ihrem Erbe auch die Aufgabe

übernommen, Begonnenes fortzuführen und noch Größeres zu leisten. Die Zeit, welche seit dem Untergange des Dominium Temporale verfloß, ist noch zu kurz, als daß man jener einen Vorwurf daraus machen könnte, daß sie noch nicht an die Vollendung des Hafens von Terracina gedacht hat. Dringender aber als diese wäre der Ausbau dessen von Brindisi, da er dem ganzen Süditalien ein neues Leben und den Handel mit dem Orient zurückgeben würde.

Ein Blick auf die Bucht Paola am Circecap, wie sie sich hier unter dem Schutze des Vorgebirges als Ankerplatz darbietet, lehrt, daß auch sie noch eine Zukunft haben wird. Hier ist die einzige Stelle am Cap, wo man landen kann. Dort stieg also Odysseus aus:

Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsstrand, lenkten wir heimlich
Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unser Geleiter!

Dort landete Tiberius, als er von Astura herkam; dort die Saracenen, welche mehrmals das Circecap plünderten. Noch dauert der von den Gaëtani erbaute viereckige Küstenturm, Torre di Paola, ein schartiger und verwitterter Held, welcher manchen grimmigen Kampf mit den Meerpiraten bestanden hat.

Er steht auf einem Felsenvorsprung unmittelbar am Cap, welches hier seinen höchsten Gipfel emporstreckt. Das Meer und der Canal sind nur wenige Schritte entfernt.

Diese Stelle am Turm war das schönste Ziel meiner Wanderung. Es ist eine köstliche, von der homerischen

Sage durchdrungene Meereseinsamkeit. Die Saracinesca ist zerfallen; Fenster und Thüren sind zugesperrt, so daß ich vergebens einzudringen versuchte. Das bleiche Salbkraut wächst auf dem grauen Gemäuer, und vom bittern Seewind verdorrte Halme wilden Korns schwanken rings umher, während die Felsen droben von purpurroten Moosen glühen. Alles ist hier wie in Schlummer versenkt. Die Meereswelle rauscht an dem stillen Ufer in gleichförmigen Tacten, welche alles Gegenwärtige in Schweigen begraben und ferne Bilder und Erinnerungen in der Seele wachrufen. Manchmal fliegt aus dem Myrtendickicht am Ufer ein Falk auf, einen hellen Jagdruf ausstoßend, dann zieht er seine geisterhaften Kreise weiter über Sumpf und See.

Die blendendweiße Düne umfaßt das blaue Meer in meilenweiter sanft gebogener Linie, bis wo sie sich nach Astura hin in Duft verliert. Hinter ihr liegen Wälder und Sümpfe, als schwarze Massen. Sie verdecken andere Maremmenseen, den Lago di Crapolace, dei Monaci und Fogliano, welche eine ähnliche Beschaffenheit haben wie der See von Paola, aber hafenlos sind.

Soweit mein Blick diesem schönen Strande folgte, sah ich ihn vollkommen leer; nicht Hirt noch Heerden entdeckte ich auf ihm. Keine Barke war irgend am Ufer sichtbar; nur drei oder vier weiße Segel schwebten auf dem Meer in der Richtung von Astura. Aus der Ferne flimmerte ein Turm, entweder die Torre di Fogliano oder das größere Schloß Astura. Man kann bis dorthin, ja bis Ostia am Strand entlang wandern oder reiten. Im Altertum aber ging hier hinter den Dünen entlang die

Via Severiana bis zum Cap, und um dasselbe herum nach Terracina. Ihre Stationen waren von dieser Stadt aus: Ad Turres, Circejos, Turres Albas, Clostra Romana, Astura und Antium.

Von der Höhe über dem Turm Paola blickt man in das weite stralende Meer, aus welchem Ischia und die Ponzainseln deutlich auftauchen. Unter sich hat man die schroffsten Felsenabstürze von grauen oder rötlich glühenden Massen, so daß man hier durchaus an den Monte Solaro in Capri erinnert wird. Ich stieg wieder zum See hinab, und kehrte dann auf derselben Straße nach San Felice zurück.

Nach zehnstündigem Fasten, nach der Meerfahrt, dem Wandern und Klettern in der schon wirksamen Sonnenwärme labten wir uns, mein Führer und ich, mit Wolbehagen an den herrlichen, durststillenden Orangen dieses Landes. Das Zimmer der Kaffeeschenke war von Bewohnern des Caps angefüllt, zum Teil großen und schönen Männern, doch ohne besonderes Costüm. Man zeigte mir einige von ihnen mit der Bemerkung, daß sie beim Papst gedient haben, was unter den jetzigen Verhältnissen als etwas Besonderes, und zwar Ehrenvolles betrachtet zu werden schien. Man sagte mir auch, daß bis zur letzten Umwälzung die Besatzung aller Strandtürme von Terracina bis nach Porto d'Anzo aus San Felicianern bestanden habe.

Ein Fischer war heraufgekommen, meine Rückkehr zu erwarten oder zu beschleunigen; denn wie ich schon vom Turm Paola aus beobachtet hatte, war mittlerweile der Wind stärker geworden und das Meer mit Wellenschaum

bedeckt. Beim Gedanken an eine mehrstündige Fahrt gegen Wind und Wogen war mir dies ein nicht gerade erfreulicher Anblick.

Wir stiegen an einer andern Stelle des Abhangs herab zum Strande, wo sich einige antike Trümmer zeigten. Es würde wol belohnend sein, hier einige Tage zu verbringen, auf den Felsen umherzuklettern, die schönen Höhlen zu sehen und die Türme del Fico, Cervia und Moresca zu besuchen, welche dort auf vorspringenden Rändern des Caps stehen. Auf dem Strande fort schreitend gelangten wir wieder zum Turme Vittoria und bestiegen die Barke.

Alle sie stiegen hinein, auf Ruderbänke sich setzend,
Saßen gereiht, und schlugen die grauliche Woge mit Rudern.

Wir blieben eine Millie weit vom Strand entfernt. In Wahrheit nur wie eine Nußschale erschien mir die Barke auf dieser wogenden Flut, bald über die Linie des Horizonts und die Berggipfel im Hintergrunde hoch aufsteigend, bald tief unter dieselbe hinabtauchend. Dies machte mir großes Vergnügen, weil ich das bewegte Meer nicht fürchte und niemals auf ihm seekrank werde. Die Ruderer arbeiteten mühsam, und mit fehlloser Kunst vermieden sie hier und benutzten sie dort jeden stärkeren Wellenzug. Ich sah dort in der That, was „ein gleichschwebendes“ Meerschiff sei, denn unsere Barke hing fest und sicher in ihren vier Rudern, welche ihre Arme und Anker zugleich zu sein schienen. Es war indeß eine harte Arbeit vorwärts zu kommen, und schon hatten sich die Ruderer mehr als zwei Stunden lang angestrengt,

als wir uns erst dem Turme Badio gegenüber befanden.

Dieser Turm und ein Casino neben ihm bezeichnen die Stelle, wo sich der Portatore, ein Arm des pontinischen Canals, ins Meer ergießt. Molen sind daselbst aufgeworfen. Die Fischer beschlossen hier unter Wind zu kommen und, statt die ermüdende Seefahrt fortzusetzen, auf dem Canal nach Terracina zu fahren.

Die Brandung wälzte sich in hohen grauen Wogen in die Mündung des Portatore; die Barke taumelte darüber hinweg, und wir fuhren alsbald unter einer Zugbrücke in den mehr als stillen, völlig todten, sumpfschwarzen Wasserarm ein. Aus ihm gelangten wir sodann in die Linea Pia, welche in gerader Richtung nach Terracina führt. Sie ist auf beiden Seiten mit hohen Ulmbäumen eingefaßt, und um ihre Ufer blüht der reichste Flor von gelben Wasserlilien. Stellenweise war der Canal versumpft oder mit wucherndem Pflanzenwuchs buchstäblich angefüllt. Es stiegen daher drei Ruderer aus der Barke, und zogen diese, auf dem Lande fortgehend, an einem Seil weiter.

Zu jeder Zeit im Jahre wird die Linea Pia streckenweise gereinigt, und ebenso schnell füllt sie sich wieder mit dem dichten Gefaser der Sumpfgewächse. Die Reinigungsmethode ist sehr einfach: man treibt nämlich von Stelle zu Stelle ein Rudel von Büffeln in den Canal, und läßt von ihnen das Sumpfkraut niederstampfen. Diese Thiere streben natürlich sich zu befreien und das feste Land zu gewinnen, nicht weil sie das Wasser scheuen (sie sind im Gegenteil Sumpfthiere), sondern weil die Arbeit des

Stampfens und Zerreißens so dichter Pflanzengewebe auch ihre gewaltigen Kräfte bald ermüdet. Aber die sie begleitenden Treiber stoßen sie mit langen Lanzen in das Wasser zurück, und hinter dem Rudel fahren noch andere Peiniger auf dem Sándalo, den Speer in der Hand. So sah ich folgenden Tages an der appischen Straße bei der Station Mesa diese wilde Sumpfscene, und nichts Sonderbareres kann man sich vorstellen als jene im Canal zusammengedrängten schwarzen Unthiere, welche Nilpferden ähnlich scheinen, ihre mächtigen Häupter mit zurückgewendeten Hörnern schnaubend aus dem Wasser heben, und so schwimmend und stampfend dahergezogen kommen.

Je mehr wir uns Terracina näherten, desto belebter wurde der Canal. Viele belastete Sandalen fuhren auf ihm daher; auf manchen saßen Männer in guter bürgerlicher Kleidung, welche Reisende zu sein schienen und wol pontinische Landbesitzer sein mochten.

Wir stiegen aus dem Boot an der Brücke beim großen Militärhospital. Ich ging sofort zum Ufer, neben dem Gasthaus, um zu erfahren was aus der Riesenschildkröte geworden sei. Sie lag jetzt auf einem zweirädrigen Karren mit Stricken umbunden und sorgsam in eine Hülle von Bast gewickelt, wie als wollte man sie vor Erkältung schützen. Viel Volk stand umher, sie zu betrachten. Ihre starke Schale war vom schönsten Braun mit schwarzen Flecken; ihr Kopf wie eines Adlers Kopf, selbst das Maul hatte Schnabelform. So lag sie noch lebend, und blickte aus geöffneten Augen mit stoischem Gleichmut die Gaffer an. Vielleicht wollte sie sagen:

ein wie viel gräulicheres Geschöpf als ich, bist du, o Mensch, tausendmal grausamer und gefräßiger als der Hai, da du selbst die Ungetüme des Meeres ihrer Tiefe entreißest, um sie dann in deinem Magen zu begraben, dem großen Schlund und Abgrund der lebenden Welt! Nachts sollte die Schildkröte ihrem letzten Schicksal entgegengeführt werden, nach Piperno nämlich im Volskergebirg, wo man sie als Fastenspeise verkaufen wollte.

Römische Figuren.

1853.

Diese musivischen Blätter werden so bunt aussehen wie ein Carneval und wollen eigentlich als ein Kaleidoskop betrachtet sein. Indeß werden wir versuchen, die wirre Figurenwelt durch einige systematische Ordnung im Zaum zu halten, und deshalb sollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimische Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgeflitterte Herrlichkeiten in aufsteigender Linie vor uns spielen.

Das erste Stück spielt, wie billig, unter der Erde.

Eines Abends lockte mich, da es die Todtenwoche war, der Lichterschein in das Pantheon des Agrippa. Ein Priester predigte hier über das Purgatorium und ermahnte die Zuschauer fleißig zu beten, denn dies seien eben die Tage, wo das Fegefeuer geleert würde, und fromme Bitten vermöchten viel. „Che qui per quei di là molto s'avanza", sagt ja auch die Seele des Königs Manfred im Purgatorium. Der Priester sprach mit großer Wärme, mit sonorer Stimme und in der theatralischen Weise, wie italienische Geistliche zum Volke reden. Im Pantheon des Agrippa machte seine Predigt einen

geschichtlich überzeugenden Eindruck. „Denn", sagte der Mann, „wir wandeln hier auf lauter Staub; gedenkt nur der unzähligen Christen, welche einst Nero, Domitian, Decius und Diocletian den Thieren vorwarf, ans Kreuz schlagen und erwürgen ließ." Die Stimme des Priesters hallte in der großen, halbdunkeln Rotonda mächtig wider, und das Echo schmetterte von dem Gewölbe: Nero! Domitian! Decius! Diocletian! daß es schien, als riefen diese schreckenden Namen die Geister Roms selbst herunter. Ich saß am Grabe Rafaels, und indem ich durch das Dämmerdunkel auf die knieenden Gruppen und die weiße Gestalt des Predigers blickte, erschien mir der Mann wie ein Todtenbeschwörer.

Diese Pantheonscene bewog mich, die unterirdischen Grüfte Roms zu besuchen. Nun gibt es in der römischen Todtenwoche die Rappresentazioni oder Darstellungen von Martyrergeschichten und biblischen Scenen auf einzelnen Kirchhöfen, welche merkwürdig genug sind. Die Kapellen dieser bestehen in der Regel aus einer Oberkirche und dem eigentlichen Todtengewölbe. In der obern Kirche pflegt während der Todtenwoche ein schwarzbehängter Sarkophag zwischen Cypressen und Candelabern zu stehen, worauf ein Crucifix und ein Todtenschädel liegen. Priester singen Bittpsalmen, Trauernde oder Neugierige stehen, knieen oder drängen sich umher, Weihrauch umlagert sie wie eine Wolke.

Da ist die Todtenkapelle alla Morte am Ponte Sisto, und in deren Unterkirche wollen wir hinabsteigen. Wir sehen hier wunderbare Dinge. Alle Wände und Decken sind mit den sonderbarsten Reliefs bekleidet, mit phan=

tastischen Arabesken und Mosaiken bedeckt. Hier sind zierliche Blumen angebracht, dort Rosetten, hier Sterne und Quadrate, Kreuze und allerlei Ornamentik, wie sie nur morgenländische Phantasie erfinden mag. Alles ist auf das sauberste gearbeitet, zusammengesetzt aus — Menschenknochen. Man möchte seinen Sinnen nicht trauen. Man denke sich nur eine unterirdische, von Kerzen hell erleuchtete Kapelle gleichsam aus Schädeln und Gerippen erbaut, die mit Todtenknochen ganz und gar überkleideten Wände aber besetzt mit einer Guirlande von lebenden, atmenden Menschen, meist von Mädchen und Frauen und in Seide gekleideten Damen, welche reihenweise auf Stülen umhersitzen, blühende Gesichter, lachend, kichernd, angelehnt an Moder und bleichendes Gebein, in einer von Fäulniß durchzogenen Atmosphäre, umwallt von dumpfen Weihrauchwolken.

Ich setzte mich neben ein junges Mädchen, welches gerade unter einem grinsenden Gerippe saß und mit ihrer Nachbarin fröhlich und von sehr lebendigen Dingen plauderte. Nachdenklich und fast erschreckt betrachtete ich den Knochenmann und seine junge Beute, über welcher er beide Hände ausgestreckt hielt, denn das Mädchen saß so, daß es schien, es wäre dem Skelett geradezu in die Arme gesunken. Dies hier also ist der Todtentanz unsers Holbein in ganz wirklicher Lebendigkeit.

Ganze Gerippe stehen in den Nischen der Kapelle. Ein jedes hält in seinen Knochenfingern eine Schrift, einen moralischen Spruch von der Eitelkeit des Lebens, oder eine Bitte an die Lebendigen, der Seelen im Fegefeuer eingedenk zu sein.

Die saubere Kunst und der peinliche Fleiß, womit man die Knochen zur Decoration verwendet hat, sind ganz erstaunlich. Hier hat man einen Teil der Wand mit Kinderschädeln, dort wieder mit größern Schädeln bedeckt; hier sind lauter Schulterblätter zusammengesetzt, dort Brustknochen, Schlüsselbeine, Rippen, Fingerknochen, Gelenkknöchelchen zu Arabesken geordnet. Alles hat man ausgelesen, gesondert und zu Mosaikfiguren verwendet. Selbst die Candelaber sind aus Menschengebein phantastisch zusammengefügt.

Es ist merkwürdig, wie künstlerische Form und ästhetisches Gesetz das natürlich Schauderhafte beinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunst solche That gethan, daß sie aus Dem, was dem Lebendigen als das Grausigste erscheint und was die Erde in wolthätiger Nacht begraben halten will, formenreiche Bildwerke und graziöse Arabesken geschaffen hat, ist doch gar zu abschreckend und schauerlich. Dies scheint mir der höchste Gipfel fanatischer Verachtung des Lebens zu sein, die bizarrste Phantastik vom Triumf über den Tod und seine Schrecken. Wäre es möglich, daß sich eine solche Todtenkapelle des Jahres 1853 nach Christi Geburt unter der Erde so lange Zeit erhielte, wie sich Grabgewölbe der Etrusker und Aegypter erhalten haben, und vermöchte man sie nach 3000 Jahren wieder aufzugraben, so würde sie dann ohne Zweifel ein wichtiges culturgeschichtliches Denkmal sein, aus welchem die Nachwelt ihre Ansichten über den christlichen Cultus sich versinnbildlichen könnte. Aber auch uns lebenden Menschen ist ein Blick in eine solche christlich-römische Todtenkapelle

lehrreich genug; es ist ein Blick in das Wesen des Christentums selbst.

Die alten Aegypter trugen Abbilder von Mumien bei Gastmälern umher, auf daß der Fröhliche des Endes aller Dinge sich bewußt bleibe; sie gelten bei uns als dasjenige Volk, welches mehr als alle andern Nationen der Erde die Schrecken vor dem Tode überwunden hatte, und ihre Religion nennt auch unsere Philosophie die Religion des Todes. Aber schwerlich haben jene weisen Aegypter Aehnliches zu schaffen oder zu ertragen vermocht, als sich in diesen christlichen Kapellen zeigt. Auch das Christentum ist die Religion des Todes oder des Triumfes über ihn. In keiner mythischen Vorstellung der Religionen hat der Tod eine gleiche Rolle gespielt; die Passion, die Kreuzigung und Kreuzesabnahme, die Grablegung, die Auferstehung und die lange Reihe von Martyrern im Gefolge jener Christenverfolgungen des Nero, Domitian, Decius, Diocletian und anderer Kaiser, haben dem christlichen Cultus dieses leichenhafte Gepräge aufgedrückt, die ganze Lebensansicht bestimmt und die Musik, Bildnerei und Malerei gleichfalls mit Todesanschauungen durchdrungen. Der melancholische Tiefsinn des deutschen Gemüts, welches alles zu höherem Geistesleben zu verklären sucht, hat aus diesen Anschauungen die Todtentänze Holbeins geschaffen, die plastische Spruchweisheit Salomonis.

Wer aber mag zuerst auf den Gedanken gekommen sein, aus menschlichem Gebein Mosaik zu machen? Wenn ich diese Todtenkapelle betrachte, so ist es mir, als hätte die verrückte Phantasie unsers Hoffmann sie

gedichtet. Oder ich bilde mir ein, einen wahnsinnig gewordenen Kapuzinermönch zu sehen, welcher in dunstiger Mitternacht beim trüben Schein einer Lampe diese Menschenknochen zusammensetzt und jedesmal ein Gelächter ausstößt, wenn ihm eine Arabeske gelang. Ein Gerippe hilft ihm dabei. Es ist das Gerippe eines schon im Leben wahnsinnigen Künstlers. Da sitzen sie nun beide und sticken emsig die Knöchelchen zusammen und grinsen und schlagen eine Lache auf, sobald ein bleiches Menschenknochenbild fertig geworden ist — wenn nicht überhaupt all dies phantastische Knochenwerk ein paar wahnsinnige Gerippe in wüsten Nächten gemacht haben, was wol das Wahrscheinlichste ist.

Ich sagte zu einem neben mir stehenden Kapuzinermönch: „Padre, wenn einst alle diese Schädel und Gebeine ihr Zubehör suchen müssen, welche Verwirrung!" — „Ja", entgegnete der Mönch ernsthaft, „am Jüngsten Gericht, wenn die Todten auferstehen, wird hier ein großes Rasseln sein."

Auch die Todtenkapelle der Kapuziner auf der Piazza Barberini ist ähnlich verziert wie jene am Ponte Sisto. Nur gelang es dort der Kunst minder gut, das Schreckliche der Natur zu überwinden. Man hat hie und da Gerippe mit Kapuzinerkutten bekleidet, was einen fürchterlichen Eindruck macht. Ein nacktes Skelett ist weniger schrecklich, weil es immer natürlich bleibt, ein aus der Kutte grinsender Schädel ist ganz entsetzlich gespensterhaft. Ich sah an der Decke des Gewölbes zwei Gerippe schwebend angebracht, wie man wol an Kirchendecken liebliche Engel so darstellt. Es waren Kindergerippe, einst

Prinzessinnen des Hauses Barberini. Die Todtenerde, wie es heißt, aus Jerusalem mitgebracht, soll die Leichen schnell verzehren.

Von der Oberkirche unserer Kapelle am Ponte Sisto schallt das Domine! Domine! und Misericordia der oben singenden Priester dumpf und schauerlich, wie Stimmen aus dem Purgatorium von abgeschiedenem Volk „cantando Miserere verso a verso“. Auf einmal kommen sie herunter, mit schwarzen Fahnen, mit schwarzen Kreuzen, in schwarzen Kapuzen, mit Kerzen und Weihrauchfässern, stellen sich zu zwei Reihen in der Kapelle auf und singen das Misericordia. Der Kerzenschimmer und die Dampfwolken scheinen, indem sie flackern und wallen, den Gerippen Leben und Bewegung zu geben, und mir ist es, als ob diese Todten selbst den eintönigen Klagegesang singen: „In te Domine speravi — Beati, quorum tecta sunt peccata“; ich weiß nicht, was sie sangen, aber es erschreckte die schon lange beängstigte Seele. Einige Frauen in schwarzer Trauer sah ich weinen, di pentimento che lagrime spanda — nach Luft und Leben ringend wühlte ich mich hervor und trat aus dem Purgatorium heraus, „aufs neu zu schaun die schönen Sterne“.

Und nun seid gegrüßt, freundliche, lebenspendende Sterne! Wie stehen sie in stiller, klarer Nacht ewig unverwandelt am Himmel Roms und schauen in diese Katakombe der Geschichte hinunter, als die alleinigen Götter, welche hier dauerten. Welchen religiösen Taumel und Wahnsinn sahen sie nicht einst in diesen Straßen — Isispriester, Melittapriester, Korybanten und

Gallen, Klageprocessionen des Adonis, Chöre des Mithras, Juden, Christen, zum heiligen Fest nach den Katakomben wallend, oder brennend in den Gärten des Nero, wo nun die Kuppel Sanct-Peters zum Himmel aufragt.

Ich sah in der dunkeln Straße ein einsames Licht auf mich zuwandeln. Ich wartete, zu sehn, was es sei. Es war ein goldlockiger Knabe von vier Jahren, der, eine kleine Wachskerze in der Hand, gegangen kam. Er ging, das Licht vergnügt anblickend, an einen Palast, wo ein Haufen von Holzspänen zusammengekehrt war, und diesen zündete er an. Das Kind sprang mit dem Kerzchen an dem Feuer umher und schürte fröhlich das flammende Gespän zusammen. Es war ein gar reizendes Nachtbild. Ein Fremder kam hinzu und gab dem Kind einen Bajocco. Aber der Kleine ließ ihn fallen und wiederholte stets: „Nein, das ist meine Candela! ich will euch meine Candela nicht geben.“ Er hatte keinen Begriff davon, daß man Geld schenke, und als wir ihm sagten, er könne beides behalten, das Geld und die Kerze, nahm er den Bajocco und streckte uns zugleich zögernd und weinerlich seine Candela entgegen. „Welch ein rührendes Kind“, sagte der Fremde, „es ist die Unschuld selbst.“ Ja, es ist ein kleiner Lichtgeist, der mich aus dem schauerlichen Purgatorium geführt und von den Phantomen befreit hat.

In einem Teile der Oberkirche jener Kapellen, oder auch im Hofraum in eigens dazu aufgeschlagenen Gerüsten pflegen Wachsfiguren irgend welche Heiligen- und Martyrergeschichte oder eine biblische Begebenheit darzustellen. Das Volk strömt zu diesen Rappresentazioni mit der-

selben Neugierde und demselben Vergnügen, als man bei uns zu Lande in die Wachsfigurencabinette geht, welche in alten Zeiten größtentheils auch Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten, wie vor allen Dingen das ganz volkstümliche Urteil Salomo's. Ist die Hauptperson ein Heiliger oder Martyrer, so fehlt es nicht an Andächtigen, welche dort ihr Gebet verrichten und um Fürsprache für die Erlösung ihrer Verstorbenen aus dem Fegefeuer bitten. Mancher Bajocco und mancher Grosso fällt in die zinnerne Schale, die der Thürsteher an dem Wachsfigurencabinet neben sich stehen hat. In der Regel geht ein Chorknabe vor den Wachsfiguren auf und ab, eine große Büchse in der Hand, in welcher er die klappernden Groschen schüttelt, um zu Geldspenden einzuladen.

In der Kapelle alla Morte hatte man eine Scene aus der Geschichte der heiligen Agnes dargestellt. In transparenten Wolken erschien diese blondgelockte Martyrin, in einem Kleid von ätherischer Gaze herabschwebend; vor ihr knieten verehrend die Glieder ihrer Familie. Die Gruppirung der Figuren, die malerische Gewandung und die rosige Beleuchtung zeigten, wie viel Fleiß die Brüderschaft auf diese Repräsentation verwendet und wie sie ihre Ehre darein gesetzt hatte, hinter andern Darstellungen nicht zurückzubleiben, sondern sie alle zu übertreffen.

In der Todtenkapelle der Santa Maria in Trastevere hatte man die Begegnung Mosis mit Jethro in der Wüste als ein vortreffliches idyllisches Stück dargestellt und mit landschaftlichem Zubehör von Felsen und Palmen, wie mit einer guten Staffage von Schafen

ausgestattet. Aber die Krone aller Rappresentazioni war das Wachsfigurencabinet auf dem Kirchhof am Lateran.

Dort wurde der heilige Erasmus und sein Martyrium gezeigt. Der Heilige liegt rücklings auf einem Gestell mit aufgeschnittenem Bauch, die Eingeweide heraus, welche zwei Henkersknechte aufhaspeln und um eine Garnwinde winden. Erasmus sieht und hört nichts mehr, denn sein Kopf sinkt schon ersterbend zur Erde. Neben ihm steht ein Priester des Zeus, das Haupt bekränzt, in schönster Gewandung, und zeigt mit liebevoller Geberde auf das Jupiterbild in der Ecke, vor welchem eine Opferflamme brennt. Auf keine Weise ist dieser Heidenpriester als fanatischer oder diabolischer Mensch vorgestellt, sondern seine sanftmütige Miene sagt offenbar: „Siehst du, mein Freund Erasmus! jetzt werden dir die Eingeweide herausgehaspelt, weil du diesem höchsten Jupiter nicht hast opfern wollen; darum beschwöre ich dich, o mein Sohn, kehre um, solange es noch Zeit ist, und Alles soll vergessen sein." Dagegen ist der höchste Jupiter als eine Art von fratzenhaftem Kobold aufgefaßt. Die ganze Martyrerabschlachtung, vor deren Gräuel man nur durch Ironie sich retten kann, geschieht vor dem Tron des Kaisers Hadrian, welcher ihr ruhig und in majestätischer Haltung zuschaut, zwei lanzenhaltende Kriegsknechte neben sich. Er trägt einen schönen, kohlschwarzen Bart und den Lorbeerkranz. Ich war nicht wenig erstaunt, diesen im Ganzen christenfreundlichen Imperator hier in Rom als handelnde Person bei einer so kannibalischen Scene wiederzufinden, und muß nun zu seiner Ehre er-

klären, daß er solchen japanischen Hofvergnügungen, als wie das Bauchaufschneiden ist, niemals ergeben war.

Uebrigens waren die Figuren mit viel malerischem Verstande und offenbar von einem Künstler drapirt; ich erinnere mich kaum, bessere Wachsfiguren gesehen zu haben. So unmenschlich auch die Scene war, so beleidigte sie doch das Gefühl weit weniger als das entsetzliche Gemälde des Nicolas Poussin in der vaticanischen Bildergallerie, welches denselben Gegenstand darstellt. Denn dort macht der Betrachter keine Ansprüche an ein ästhetisches Kunstwerk. Dieses Bild aber ist wol das Aeußerste von Mishandlung der Kunst und von Verhöhnung aller ihrer sittlichen Gesetze; es setzt voraus, daß der Beobachter entweder ein Gladiator oder ein Metzger sei.

Die barbarische Lust der alten Römer an der Qual sterbender Thiere und Menschen scheint sich vielfach in die christliche Malerei hinübergezogen zu haben, nur noch ekelerregender und frivoler. Denn was kann die gebildete Empfindung mehr beleidigen als solches Gemälde oder die in San-Bartolomeo auf der Tiberinsel dargestellte Abschindung dieses Heiligen, oder endlich jene Fresken in Santo Stefano Rotondo, welche die Todesarten von Martyrern in blühenden Farben und guter Zeichnung mit himmelschreiender Wahrheit vorstellen? Würde ein Grieche die Bildermuseen des heutigen Italien und dessen Kirchen durchwandern, so möchte er das Urteil fällen, daß er zu einem Volk menschenfressender Cyklopen von ganz kannibalischer Religion gekommen sei, welche sich mit der Zeit auf Malerei verlegt hätten, daß aber unter ihnen

auch ebenso viel Bilder zu finden seien, welche die Grazien selbst gemalt zu haben scheinen.

Der Sinn der Römer für Figuren und jederlei scenische Darstellung oder Gruppirung ist groß und allgemein. Es gibt kaum ein Fest, wo man ihn nicht gewahrte. Die biblischen Scenen, Legenden, Weihnachts- und Passionsvorstellungen sieht man in vielen Kirchen. Es erstreckt sich das bis in die Buden der Fettwaarenhändler und der öffentlichen Straßenküchen. Auch diese haben ihre Heiligen und Patrone und ihre Feste, an denen sie miteinander wetteifern, ihre Buden mit Blumen, mit Buntwerk, Ampeln und Figürchen auszuschmücken.

Sobald die Fastenzeit vorüber ist, verwandeln sich die Läden der Pizzicaroli, der Verkäufer von Käsen, Würsten, Schinken und andern ähnlichen Dingen, in kleine Tempel, in denen irgendeine köstliche Wurst als Wurstgottheit, als mythische Göttin Salami verehrt zu werden scheint. Wie in den Todtenkapellen die Wände mit Schädeln und Menschengebein überkleidet sind, so macht der Pizzicarolo seinen Laden zu einer graziösen Wurstkapelle. Symmetrisch aufgeschichtete Käse bilden etwa die eine Wand, die andere wieder mächtige Speck- und Schmeerseiten, die weißen Kanten, welche mit Arabesken von Gold- und Silberpapierstreifen überkleidet sind, zierlich herauskehrend. An der Decke hängen zahllose Wurstmosaiken, und Würste schweben hier phantastisch unter bunten Blumen, Lorbeer- und Myrtenzweigen, nicht minder anmutig als die ätherischen Bacchantinnen auf Fresken Pompeji's oder die reizenden Jahreszeiten des Giulio Romano. Es sind ohne Zweifel höchst geschmackvolle Wurstfresken. In

der Mittelwand wölbt sich eine mysteriöse Grotte, und darin dreht sich zwischen Schinken und Würsten die Passion Christi. Sie ist in einem Tempelchen vorgestellt, welches umkreisend alle bezüglichen Figuren und Figürchen auf das beste sehen läßt. Ueberall flimmern Ampeln und Lichter, und von Freude, von Stolz und Fett stralend steht der kunstreiche Wurstbildner hinter seiner Fleischbank und scheint der hereindringenden Menge die großen Worte zuzurufen: „Anch' io sono pittore!"

Glückliches, kindlich heiteres, aber auch kindisches Volk! Haben sie doch Alles, die ganze Weltgeschichte und den Pulcinella, die Kunst, die Sonne des Südens, Blumen, Früchte und Wein in unerschöpfter Fülle. Seht also diesen Fetthändler, wie er die große Menschheitstragödie, das Weltleiden zu einem Puppenspiel travestirt und zwischen den Schinken sich drehen läßt, und was er für ein großer Triumfator über den Tod ist!

Dies Rom ist eine wunderliche Figurenwelt. Die ganze Entwicklungsgeschichte der Erde ist hier in Figuren zu finden, von den Museen des Vatican und des Capitol und den Kirchen herab bis auf die Springbrunnen des Bernini und die Marionettentheater. Wenn alle diese Figuren lebendig würden, so könnten sie das römische Volk austreiben, und es sollte eine lustige Gesellschaft sein, die dann Rom bewohnte, vom Apollo im Belvedere bis zu dem kleinen Pagliazzo auf der Montanara und dem armen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden. Aber das ist keineswegs ein burlesker Spaß für die Phantasie, sondern es ist für den Denkenden. Denn alle diese Figuren und Figürchen, Götter-

gestalten, Menschengestalten und Thierbilder sind ebenso viel geschichtliche Formen des Menschen selbst und alle aus seinem innersten Wesen durch große Processe von Entwicklungskämpfen vieler Zeitalter herausgeschaffen; am Ende kann sich auch die Marionettenpuppe neben Laokoon stellen und ausrufen: „Anch' io sono Laocoonte!"

Gegenwärtig spielen in Rom zwei Marionettentheater (Teatri delle marionette oder dei burattini), eins auf der Piazza Montanara, das andere auf der Piazza Sant' Apollinare. Jenes ist das echt volkstümliche Theater für die unterste Classe der Bevölkerung, dieses hat schon civilisirte Puppen, welche auch im Frack und Glacéhandschuhen spielen und ihre Vorstellung jedesmal mit einem prächtigen Ballet endigen. Die Puppen auf der Montanara dagegen sind noch nicht von der Cultur ergriffen, sondern gehen in mittelalterlichem Costüm, und ihre Art sich zu betragen ist reckenhaft und von einer wilden Ungeberde. Sie tragiren fast durchgehends alte Ritterstücke, bisweilen auch Geschichten von Aeneas und dem König Turnus, in der Regel aber spielen sie die mittelalterlichen Romanzen und den ganzen Ariosto von A bis Z, sodaß sie die romantischen Sagen im Volk lebendig erhalten, was kein kleines Verdienst ist.

Am heutigen Tage hängt am Arco dei Saponari, wo das Marionettentheater aufgeschlagen ist, ausnahmsweise ein großes papiernes Aushängeschild, auf welchem in langen Buchstaben zu lesen ist, daß man spielen wird den Cristoforo Colombo, wie er die Indien entdeckt hat, nämlich im Jahre 1399, wie solches der Wahrheit gemäß der Zettel besagt.

Die Piazza Montanara, eher Straße als Platz zu nennen, gegen den Fuß des Tarpejischen Felsens gelegen und zwischen ihm und dem Tiber, ist einer der Sammelplätze des römischen Volkslebens, namentlich für die untersten Schichten und die vom Lande her kommenden Campagnolen. Alles sieht hier erbärmlich und unsauber aus; die Bedürfnißartikel, welche dort auf den Bänken feilgeboten werden, zeigen, daß hier für Quattrini gehandelt wird. Wer wird jene zahllosen Cigarrenstummel kaufen, welche die Jungen von den Straßen aufgelesen haben und die nun in hölzernen Kisten zum Verkaufe ausliegen? Der arme Mann und der Arbeiter von der Campagna kauft sie für seine Pfeife oder als Kautaback. Es fehlt auch nicht der Straßenschreiber, welcher an der Ecke jenes Hauses hinter seinem Tische sitzt, Papier und Feder vor sich und das großmächtige Tintenfaß, aus welchem er mit derselben Geläufigkeit Liebesbriefe, Drohbriefe, Contracte, Beschwerden und Bittgesuche aufzusetzen weiß. In dieser Gegend hat also das Marionettentheater sein passendes Local gewählt: es findet sein Publikum an den Straßenjungen, den Bettlern, Arbeitern und Handlangern, welche Abends sich am Ariosto zu ergötzen ein Recht haben.

Nun thut sich das gähnende Tor der Seifensieder auf, in welchem es dunkel und ungeheuerlich ist, und schon dringen durch diese Höle Stimmen von lärmenden und quäkenden streitbaren Jungen, welche vor der Kasse und an der steinernen Treppe des Hauses lungern und sich drängen. Da es heute obenein Carnevalstag ist, so wird das Publicum sehr zahlreich sein. Das schmuzige

alte Haus steht in einem kleinen Wolfswinkel, welchen eine Lampe erhellt, wenn der Mond nicht hineinscheint. Unten findet sich ein zimmerartiges Loch, worin die Billets verkauft werden. Wir können dreierlei Plätze haben: im Paradiese für zwei, im Parterre für einen, und auf dem Palchettone für 3 Bajocchi. Da wir vermögende Leute sind, bezahlen wir den besten Platz.

Nachdem das Billet gelöst ist, gilt es, sich ins Haus zu schieben. Dies aber ist kein geringes Unternehmen, denn die enge Treppe ist von Schaulustigen, namentlich von Jungen, vollgepfropft, von denen jeder der erste sein will, und ein ohrenzerreißender Lärm wird verführt. Hundert Füße und Hände sind im Aufruhr, und keine anständige Tasche ist vor Fingerübungen sicher. Man wird durch eine enge Thür in das Haus geschoben, denn hier geht Alles im Schub hinein, und ebenso werden die Zuschauer nach Beendigung des Spiels, da Alles hinausstürzt im eigentlichen Sinne des Wortes wieder an die freie Luft gesetzt. An der Thüre aber steht gedankenvoll ein päpstlicher Jäger und bemüht sich um die Drangsale der Menschen, so oft es ihm einfällt.

Wir haben uns über einer Hühnerstiege auf den Palchettone gerettet, eine um die Wände laufende sehr enge Balustrade, und dort haben wir auf wackelnden Holzbänken Platz genommen. Wir beschauen das Haus in der Nähe. Ein Vorhang mit mythologischen Figuren, Apollo und einige Musen, welche nur noch halb kenntlich und in der elendesten Verfassung sind, verschleiert die Geheimnisse der Bühne. Von der Decke hängt ein

halber Bretterverschlag, der von den Lampen angeräuchert ist und in dessen Ritzen zahllose Düten hineingesteckt sind, die uns rätselhaft erscheinen. In diesem Verschlage trampeln die Zwei-Bajocco-Menschen umher, denn das ist das irdische Paradies. Unter uns liegt auf dem Boden das Parterre. Wenn Hercules, als er nach Rom kam, den Riesen Cacus auf dem Aventin zu erschlagen, dieses Parterre gesehen hätte, so hätte er wahrscheinlich eine Arbeit daran gewendet, und wir würden heute in der Schule nicht lernen: siebentes, er hat die Ställe des Augias gereinigt, sondern: er hat das Marionettentheater auf der Montanara ausgefegt. Denn dies Parterre hat wol, solange es besteht, niemals weder die Ehre noch die Wolthat eines Besens erfahren. Auf seinem erdigen Boden liegen Tausende von weißen Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen, welche nun eine natürliche Mosaik bilden. Auf den Bänken sitzt eine zerlumpte Jungenschaft, Roms Sprößlinge von der Wolfsmilch genährt, die raubsüchtige Brut des Romulus.

Betrachtet man die Physiognomien der Erwachsenen, diese bronzefarbenen, schwarzhaarigen Kerle, so glaubt man wahrlich in das Banditen- und Räuberasyl des Romulus gekommen zu sein. Indessen so urrevolutionär auch der Lärm ist, welcher von unterwärts aufsteigt, so friedlich ist der Zweck dieser Versammlung, denn sie Alle wollen sich von Puppen schöne Dinge vorspielen lassen, also ein höchst unschuldiges und kindliches Vergnügen genießen. Die ganze Versammlung hat einen Marionettenanstrich; denn nun kommen vom Carneval her

Masken ins Parterre, Pulcinelle, Pagliazzen mit Peitschen und aufgeblasenen Schweinsblasen, Wunderdoctoren und Charlatane. Sie nehmen unter Gelächter Platz; ein Zug von infernalischer Heiterkeit, ein ganz Höllenbreughelischer Charakter ist über das Parterre ausgegossen. Die Gesellschaft bedarf einiger Erfrischungen. Und siehe da, ein Verkäufer schlüpft mit Geschick durch die Bänke, auf beiden Händen einen Korb balancirend, in welchem Pfefferküchelchen, kleine Pasteten und die beliebten Kürbiskerne in Düten zu haben sind. Bald beginnt das ganze Parterre Kerne aufzuknuppern und die Mosaik des Bodens zu vermehren, während die Düten von den Jungen in die Ritzen des Paradieses gesteckt werden, wo sie wie Tropfsteinbildungen in einer Höle herabhängen. Der Lärm ist sinnbetäubend.

Es haben sich auch einige Damen, Wölfinnen und tarpejische Nymphen, auf dem Palchettone eingefunden; es ist Zeit zum Beginnen. Man ruft: „Anfangen! Anfangen!“ Die Musik beschwichtigt. Welche Musik! In der Ecke des Palchettone sitzen eingedrückt drei Musikanten, erzdurchtönende Männer, langausatmende Tubabläser. Wenn sie nicht von den Posaunisten Jericho's abstammen, so stammen sie sicherlich von den alten pelasgischen Tyrrhenern, welche die ersten Tuben nach Italien in die Stadt Tarquinii gebracht haben. Ihre Musik ist niederreißend, wahre Ruinenmusik. Trotz des Heulens, Pfeifens, Schreiens und trotz all des schrillen Spectakels blasen die Musikanten mit unerschütterter Standhaftigkeit, und es fährt bisweilen durch das Chaos der Töne ein armstarker schrecklicher Trompetenstoß.

Nun werden die Puppen spielen, und wir können die herrlichsten Geschichten sehen, den Kaiser Karl und die Paladine, den Orlando, den Medoro, den Lancelot, den Zauberer Malagis, den Sultan Abdorrhaman, die Melisandra, den Ruggero, König Marsilio und die schöne Königin Ginevra; wir können ganze Völkerschaften von Mohren und Sarazenen und die schrecklichsten Bataillen anstaunen.

Heute spielen sie die schöne Geschichte „Angelica e Medoro" oder „Orlando furioso e li Paladini". Der Vorhang geht auf und die Puppen erscheinen. Da kommt der tapfere Orlando und sein Schildknappe Pulcinella mit einem Schwunge gleichsam durch die Luft; jener ist vom Scheitel bis zur Sohle gepanzert, und das Schwert Durandal ist an seiner Hand befestigt. Der Pulcinella trägt die weißen Hosen, den weißen weitärmeligen Rock und die spitze weiße Kappe. Die Puppen sind zwei Fuß und darüber hoch, ihre Glieder höchst gelenk; sie leisten alle menschenmöglichen Bewegungen mit einer burlesk-komischen steifen Grandezza, wobei das Klopfen ihrer hölzernen Beine, auf welchen sie beständig balanciren, um sich aufrecht zu halten, das Aufhüpfen, Aufspringen und die puppenhafte Geberdung zu dem Pathos der von obenher unsichtbar declamirenden Stimmen eine ganz ergötzliche Wirkung hervorbringen.

Allmälig gewöhnt sich das Auge an die Maße dieser Gliederchen, indem es die natürlichen Verhältnisse herabstimmt, und wenn nun eine Marionette nicht gehorchen will und plötzlich eine nachhelfende Menschenhand herunterfährt, so erscheint diese dem Auge als

die ungeschlachte Hand eines Riesen und als etwas Unnatürliches.

Während die Puppen spielen und in bombastischen Ritterreden einander ausfordern oder sich verliebte Herzensergießungen machen, geschieht es bisweilen, daß es einem Jungen im Parterre einfällt mitzuspielen, und daß er ein Stück Holz auf die Bühne unter die Marionetten schleudert. Ich sah eines Abends, da man die Geschichte des bösen Ganelon gab, einen Buben diesem schändlichen Verräter ein Stück Holz nach dem Kopfe werfen, und ich glaube, er that das aus demselben heroischen Mitgefühl, welches den edeln Ritter Don Quixote so weit fortriß, alle Puppen eines Marionettentheaters mit seinem tapfern Degen zusammenzuhauen, weil sich seine Ehre dagegen sträubte, zu dulden, daß schändliche Verräter eine edle und tugendsame Dame auf ihr Schloß gefangen führten. Der Anteil an dem Stück zeigt sich immer auf das lebhafteste, und es fehlt nicht an kritischen und witzigen Bemerkungen, welche beweisen, daß der Zuhörer mit dem Gegenstande vertraut ist.

Den höchsten Jubel rufen immer die furiösen Scenen hervor, die sich natürlich häufen. Als Orlando über die Untreue Angelica's in Raserei gerät, schüttelt er sich mit einer so beispiellosen Wut, daß ihm Panzer, Beinschienen und Helm Stück für Stück abfallen, und er wie Amadis von Gallien im Büßerhemde dasteht. Hierauf schlägt er mit dem Degen eine Hirtencapanne, zwei Bäume und einen Felsen nieder, immer brüllend: a terra, a terra! Dazu brüllt auch Pulcinella: a terra, a terra! und rüttelt aus Leibeskräften an der Capanne.

In den Kampfscenen, deren so viel als möglich in jedem Stück vorkommen müssen, wird hinter den Coulissen stets die Trommel gerührt. Die kämpfenden Paladine oder Ritter und Mohren schlagen wol drei Minuten lang mit unbeschreiblicher Tapferkeit aufeinander; die Puppen werden dabei in der Luft mit großer Geschicklichkeit gegeneinander geschwenkt und ihre Arme an den Gelenkfäden so bewegt und gegeneinander geschlagen, daß die Degenklingen sich beständig treffen und ein fürchterliches Getöse machen. Ich sah Orlando mit immer gleicher Tapferkeit zehn Hirten erschlagen und ungezählte Mohren niederstechen. Ist es eine Schlacht, so rennen sich die Heere stoßweise an und hauen wütend ein; der unterliegende Teil stirbt jedesmal paarweise. Denn es fallen je zwei Puppen; auf diese immer wieder zwei und so weiter, bis ein gräuelvoller Leichenhaufe aufgeschichtet liegt, worauf sich dann der Paladin triumfirend oder der Pulcinella einen Witz machend hinstellt.

Der Pulcinella, welcher in einem gurgelnden Tone spricht, der zur komischen Rolle vortrefflich passend ist, liebt es, in der platten Mundart Trastevere's zu reden. Die Ausgelassenheit dieses Volkshumors ist so groß, wie oftmals die Feinheit der Einfälle. Er ist ein unveräußerliches Eigentum der romanischen Völker, der Italiener und der Spanier. Er zeigt, wie im Wesen der Volkspoesie das Tragische und Komische zusammengehen. Auch der Leporello ist nichts Anderes als der Pulcinella. Calderon hat die komische Volksfigur ganz vortrefflich und weit volkstümlicher aufgenommen als irgend ein anderer Tragödiendichter, vor allem in seinem

Faustschen Stück „Der wunderthätige Magus". In unserm Puppenspiel „Faust", welches vor dem Volk leider selten geworden ist, erscheint derselbe Pulcinella wieder, wenn auch im deutschen Kittel; im Goethe'schen „Faust" hat Wagner den ursprünglichen Charakter verloren und ist eine dem Volk unverständliche scholastische Figur geworden. Der Pulcinella ist eigentlich zum Mephistopheles erweitert, und namentlich ist der Teufel in der parodistischen Gartenscene ganz pulcinellenhaft. Nun besteht aber das Wesen der italienischen Figur nicht in der Ironie, sondern in der Parodie, welche hier wieder ein ganz bewußtloser Zug des ausgelassenen Humors überhaupt ist.

Die schöne Geschichte des Cristoforo Colombo spielt das Puppentheater bereits seit 14 Tagen unausgesetzt dreimal am Abend. Es ist ein ausgesuchtes Spectakelstück und reizt die Neugierde besonders durch die unerhörte Erscheinung der Indianer. Die Fabel ist aus allen zu einem Ritterdrama erforderlichen Bestandteilen zusammengesetzt. Diese Dinge sind: schändlicher Verrat, Liebe und Eifersucht, ritterliche Ausforderung und Kampf, und so viel Schlachterei als möglich. Der schändliche Verräter im Stücke ist Roldan, die einzige geschichtliche Person neben dem Colombo in diesem trefflichen Drama. Roldan ist zu den Indianern übergegangen, man sieht ihn sogar auf einem Trone sitzen, über und über mit Federn ausstaffirt, sodaß er einem Paradiesvogel ähnlich ist. Die Indianer sind ebenfalls mit prächtigen Federbüschen gekrönt, und tragen mitunter Federn auch an den Beinen, nach Art des Mercur.

Roldan redet sie Soldati an. Sie sind übrigens gut einexercirt und erscheinen in der Schlacht mit Flinten und Schießgewehren. Colombo dagegen trägt einen stattlichen spanischen Rock mit einer Halskrause und ein schwarzes Barett. Man hat ihn nicht als Paladin aufgefaßt, sondern als Admiral; daher ist ihm der Degen nicht an der Hand befestigt. Er handelt gar nicht, desto mehr aber seine Ritter Pisandro, Glorimondo und Sannazaro. Vor seinen Augen fordern sich zwei edle Damen, welche nach Ariostischer Weise Panzer tragen, zum Kampf, worauf die beleidigte Martidora ihre Feindin und deren Gemal erschlägt. Der Pulcinella ist Colombo's Schildknappe. Ein Engel erscheint ihm und gibt ihm einen Ring, mit welchem er Roldan und die Indianer so verzaubert, wie Ritter Hüon den Sultan von Babylon und die Heiden mit dem Horn verzaubert hat. Die gefiederten Indianer fahren beim Anblick des Rings in die Lüfte, aber Roldan bleibt regungslos an den Boden geheftet stehen. Hierauf erscheinen zwei Rüpelgeister, welche ihn auf Befehl Pulcinella's grausam durchprügeln. Dieser Act der Gerechtigkeit erregte ein unglaubliches Jauchzen unter dem Parterre, welches vor moralischem Wolbehagen nicht anders schrillte als eine Wolke von Mauerschwalben; dazu wurde auf der Trommel der Gerechtigkeit gerasselt, und ein Hornbläser hauchte in erschütternden Tönen seine Seele aus. Ich sah wieder einige Jungen dem schändlichen Verräter mit Papierdüten nach dem Kopfe werfen, um ihm so die gründlichste Verachtung des Parterre kund zu geben.

Nun folgt ein Zwischenact. Wer niemals einen solchen auf der Montanara erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von Lärm machen. Man glaubt in der Arche Noah zu sein und alle Thiergeschlechter schreien zu hören. Es ist das nächtliche Thierleben im Urwald, wie es Humboldt beschreibt, und dieses Gezeter von 300 Jungen begleitet mit einer wahrhaft göttlichen Ruhe ein pflichtschuldiger Hornbläser. Vom Parterre kriechen nun beständig Jungen nach dem Palchettone empor, um sich dort einzuschmuggeln: sie klettern wie Marder, Wiesel und Eidechsen. Bemerkt sie der wachthabende päpstliche Jäger auf dem Palchettone, so schlägt er ihnen mit der Faust auf die Köpfe, daß sie hinunterpurzeln. Hat er sich weggedreht, so sind sie wieder oben. Kaum aber ist der Vorhang zum Zwischenact gefallen, so kriechen einige Jungen an die Bühne und heben ihn von unten auf, um zu sehen, ob es nicht bald wieder losgeht.

Der Schluß des Cristoforo Colombo war eine der glänzendsten Schlachtscenen; denn beide Heere, Indianer wie Spanier, rückten mit Feuergewehr an, welches losgebrannt wurde. Auch eine Kanone wurde abgefeuert, worauf die Indianer alle paarweise, doch erst nach heldenmütigem Kampfe, niederfielen. Dies Schießen, Trommeln, Hornblasen, das Klappern der im Kampf zappelnden Marionetten und das gellende Kreischen des Parterre war das ausgesuchteste Schlachtgetöse, das je auf einer Bühne gehört worden ist.

In der Regel spielen die Marionettentheater drei mal des Abends. Sie beginnen mit Ave Maria; das

erste Stück ist das kürzere, dann folgt ein größeres, welches man Camerata lunga nennt. Wir wollen nicht mehr zur Camerata lunga bleiben, sondern nach dem zweiten Marionettentheater auf Piazza Santo Apollinare gehen.

Da führt uns der Weg über den Sant' Eustachio-Markt mitten in ein unabsehbares Gewühl von Menschen und in einen Orkan von schrillenden, pfeifenden, knarrenden und schnarrenden Tönen, die das Ohr zu zerreißen drohen. Nicht wie bei uns zu Lande beschenkt sich hier die Welt am Christabend, sondern sinnvoller am Tage, da die drei Magier dem Christkinde die Bescheerung brachten. Dieser Begebenheit zu Ehren wird mit dem 6. Januar hinter dem Pantheon jener Markt eröffnet. Mehrere Straßen hindurch gibt es nichts als Ausstellungen von Spielwaaren jeder Art, welche oft auf das sinnreichste zusammengestellt sind. Es scheint davon so viel vorhanden zu sein, daß man die ganze Kinderwelt versorgen könnte. Nun wogt durch diese Straßen eine Flut von Menschen; man trommelt auf kleinen Trommeln, man bläst auf Muschelhörnern, man kreischt mit Schnarren, und besonders wird auf kleinen Pfeifen gepfiffen, welche die Form von Kinderspielzeug haben, als Pulcinelle, Springmännchen, Hündchen und Vögelchen von Thon. Buben, die als Pulcinelle herausstaffirt sind, gehen bandenweise mit solchem Gepfeife durch die Straßen. Es ist ein dämonischer Lärm. Er steckt an, Alles pfeift und kreischt, und selbst mancher feingekleidete Herr widersteht nun dem Drange nicht länger und setzt auch die Pfeife an den Mund. Diese Tausende von schrillen

Tönen bringen eine Wirkung hervor, welche selbst einen Philosophen närrisch machen könnte. Seltsam! dieselbe Neigung, die den Menschen bisweilen plagt, sich in eine fremde Maske zu werfen, treibt ihn auch, seine Stimme und Sprache zu maskiren und in die wunderlichsten Laute ausbrechen zu lassen. Wie der im Zorn kreischende Mensch will er aus seiner Haut fahren.

Wir sind in Sant' Apollinare angelangt. Dieses zweite Marionettentheater, ehemals Teatro Fiano und in der Zeit der jüngsten römischen Republik durch die sarkastische Figur Cassandrino beliebt, welche sich jetzt in den politisch unschuldigen Pulcinella verwandelt hat, ist, wie ich schon gesagt habe, das civilisirte Puppentheater. Die Puppen spielen hier vor einem anständigen Publicum auf einer kleinen, zierlich ausgestatteten Bühne, welche sauber gemalte Coulissen jeder Art aufzustellen vermag und mit einem vollständigen Bühnenapparat ausgerüstet ist. Der Zuschauerraum in einem kleinen Saal besteht aus dem Parterre und dem Palchettone. Für einen Sitz in jenem zahlt man 3, für den Palchettone aber 5 Bajocchi. Der Preis verwehrt also der untersten Classe den Eintritt. Man sieht die mittlere und die halbgebildete Welt, welche das Vergnügen eines Marionettenspiels nicht verschmäht. Das Proscenium hat sogar Lampen, vor denen ein kleines Orchester in den Zwischenacten spielt, und der Vorhang ist neu und elegant.

Man gibt hier wol auch Ritterstücke, wie den bekannten Volfango fiero, aber in dem schönsten Costüm, da die Ritter vergoldete Harnische, die Damen sammtene und seidene Schleppkleider tragen; doch meist spielt man

Salonstücke in Glacéhandschuhen, Conversationsdramen, Localpossen und Heiratsgeschichten, in denen bisweilen reiche Engländer herhalten müssen. Der Pulcinella hat dasselbe Costüm wie sein Zwillingsbruder auf der Montanara, und ist auch seine Natur dieselbe, so hat er sich doch in höherer Gesellschaft Lebensart angeeignet. Ganz erstaunlich ist seine Gelenkigkeit, denn sitzend weiß er sogar die Beine übereinander zu schlagen und mit den Füßen zu schlenkern wie ein Engländer. Bei Hochzeiten oder bei andern festlichen Gelegenheiten lassen sich Herren und Damen des Stücks mit Anstand auf die Polster nieder und schauen einem Ballet zu, welches das Orchester mit Musik begleitet. Außerdem wird jedes Stück mit einem Ballet geschlossen.

Die Kunstfertigkeit und Grazie, wozu es diese Puppen gebracht haben, ist wirklich bewundernswürdig; denn nicht allein führen sie die schwierigsten Tänze ebenso feenhaft und anmutig aus, als die Cerrito oder die Pepita, sondern auch der Anstand ihrer Bewegungen und die huldreichen Mienen, mit welchen sie sich verneigen und grüßend die Arme bewegen, sind hinreißend. Man vermißt hier nichts, was einem Ballet der Oper zukommt. Diese Puppen tanzen mit den ausgesuchtesten Beinschwenkungen, und bald schweben sie in lustiger Polka, bald wiegen sie sich wie Schmetterlinge, bald drehen sie sich auf der äußersten Zehspitze, bald knieen sie zur Attitude nieder, und jedesmal endigen sie ihr Ballet mit einer großartigen malerischen Gruppe, zuweilen in bengalischem Feuer. In allem Ernst, es ist das non plus ultra von Gelenksamkeit, wozu es Puppen gebracht haben.

Wir haben also gesehen, daß dies melancholische und düstere Rom in seiner Physiognomie auch einen kindlichen Zug zeigen kann, und daß der Pulcinella auf all diesen Trümmern, Katakomben und Todtenschädeln lustig sein Wesen treibt, und so fröhlich ist wie das Heimchen auf dem Grase der zerstörten Kaiserpaläste und die grüngoldene Eidechse, welche an dem Grabmal der Cäcilia Metella sich emporschlängelt.

Ich wollte nun meine Freunde in das Volkstheater auf die Piazza Navona führen, aber ich höre die Stimme eines predigenden Kindes, und diese lockt mich in die alte schöne Basilika Ara Celi auf dem Capitol. Dort predigen Vormittags und Nachmittags kleine Kinder, Buben und Mädchen, mehr als eine Woche lang bis zum Fest der heiligen drei Könige, an denen die Kinderpredigten endigen. Aus einem Marionettentheater ist es kein weiter Sprung zu einer Predigt kleiner Mädchen von sechs oder acht Jahren. Auch ist der Mittelpunkt dieser Schauspiele eine Puppe, eine mit Edelsteinen und flimmernder Krone reich gezierte, der heilige Bambino von Ara Celi.

In einer Kapelle dieser Kirche ist die Grotte zu Bethlehem und die Verehrung der drei Könige vom Morgenlande auf das zierlichste dargestellt; es sind Wachsfiguren mit Staffagen von Schäferei und landschaftlichem Zubehör. Die Jungfrau sitzt in der Grotte und hält auf ihrem Schoos den Bambino, welchem die Könige die Geschenke knieend darreichen. Draußen kniet am Pfeiler eine stattliche Figur im scharlachnen Mantel, mit türkischen Pantalons und einem Kopfbunde; anbetend hält sie die Arme zum Bambinello erhoben. Ihr gegenüber steht

an dem andern Pfeiler ein großes und erhabenes Weib, welches dem knienden Halbtürken das Jesuskind zu zeigen scheint. Dieser Halbtürke ist kein anderer als der Kaiser Augustus, und das Weib ist die Sibylle. So hat man hier die Sage dargestellt, daß die Seherin dem Octavian in einer Vision das Jesuskind gezeigt habe, welches in die Welt gekommen sei, sie zu beherrschen. Sie ist eine der tiefsinnigsten Legenden des Christentums.

Der Grotte gegenüber steht auf der andern Seite des Kirchenschiffs ein Predigtpult, auf welches Kinder im Alter von sechs bis zu zehn Jahren steigen, eins nach dem andern, jedes etwa fünf Minuten lang predigend; und das geht etwa zwei Stunden vor einigen Tausend Menschen so fort.

Ein kleiner hübscher Junge stieg zuerst auf das Pult, schlug ein Kreuz und fing mit Geberden, wie Kinder handbewegend zu declamiren pflegen, eine wolgesetzte Predigt von dem in die Welt gekommenen Heile an. Sein Nachfolger, ein größerer Knabe im Chorhemd, verstand es noch besser. Er schrie mit komischem Pathos, donnerte seine Predigt gleich einem Kapuzinermönch herunter und gesticulirte trotz einem tragischen Schauspieler. Man sah ihm an, daß er ein angeborenes Talent zur Mimik besaß; kam in seiner Predigt das Wort Kopf vor, so faßte er nachdrucksvoll nach dem Kopfe, Auge, nach dem Auge, Ohr, nach dem Ohr. Als er einmal Harfenspiel sagte, machte er sofort mit beiden Händen die Griffe eines Harfenspielers. Diese kindliche Art, mit der Mimik die Dinge selbst in ihrer Leiblichkeit zu geben, fand den leb-

haftesten Beifall bei allen Zuhörern, welche die Predigt teils andächtig aufnahmen, weil Kinder die Wahrheit sagen, teils sich an ihr vergnügten wie an einem Marionettenspiel.

Keins der Kinder war im mindesten verlegen, die meisten schienen stolz zu sein, daß sie vor Tausenden sprechen durften, und mit dem zunehmenden Sicherheitsgefühl nach überwundenem Anfange schwoll ihre Stimme immer höher und wurden ihre Geberden immer theatralischer. Mancher Redner vor dem Parlament würde sich die Unbefangenheit eines solchen predigenden Kindes zu wünschen Ursache haben, und nur wenige möchten ein so großes, aus vielen Nationen zusammengesetztes Publicum vor sich sehen, als hier in Ara Celi sich beisammenfindet.

Auf die Knaben folgten Mädchen, zierliche kleine Fräulein mit Locken, im Federhütchen und im atlasnen Jäckchen. Sie machten einen Knix, schlugen ein Kreuz und begannen ihre Predigt. Es ist seltsam genug zu hören, wenn ein so kleines Ding von der Sünde Adams spricht, die der Herr von uns genommen hat, von dem Glauben an das Heil und das Wort, welches Fleisch geworden ist durch Jesum Christum, und von dessen Opfertod, wodurch er die Menschheit gereinigt hat. Es ist nicht anders, als ob die Puppen auf der Montanara zu reden anfangen, und die kleinen Marionettenpaladine mit dem ernstesten Pathos ungeheuere Dinge sagen, zur Ehre Christi gegen die Mohren das Schwert ziehen und die gesammte Heidenschaft herausfordern, oder als ob die Marionettendämchen in Federhut und Mäntelchen in die

herzbewegendsten Declamationen ausbrechen und bei den Sternen ewige Liebe schwören.

Betrachtet man diese predigende Kinderwelt, so möchte man glauben, daß auch ihre Predigten und die Dinge, welche sie darin sagen, marionettenhaft sein müssen, und daß es sich hier um einen ganz kleinen Puppencultus und kleine Gefühle handelt, die der Zuhörer mit dem Mikroskop besehen muß. Aber dem ist keineswegs so; es sind vielmehr sehr gewichtige Predigten im großen Stil, und keiner fehlt der grundgelehrte Anstrich der Citate. Und so hört man fast ein jedes Mädchen, unter denen auch Kinder von sechs Jahren predigen, einzelne Glaubenswahrheiten durch Anführung von Kirchenvätern bekräftigen und sagen: so sagt der heilige Paulus, così dice San Bernardo, dice Sant' Agostino, und so sagt der heilige Tertullian.

Ich glaube, irgendwo steht geschrieben: „Wenn die Propheten schweigen, werden die Kinder reden, und wenn die Kinder schweigen, werden die Steine sagen: Amen!" Geschahen doch selbst Wunder in Bremen, wo die Tische anfingen zu wandeln. Aber der ernste und wahrhaft religiöse Mensch wendet sich mit Erstaunen von diesem Kindercultus in Ara Celi und überdenkt die Metamorphosen des Christentums. Was würden Paulus und Petrus sagen, träten sie in jene Kirche und sähen sie, was aus ihrer Predigt geworden ist!

Eins bemerke ich noch, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin", welche die menschliche Natur in unserm ohnehin schon frühlebigen Jahrhundert so weit gesteigert hat, daß sie

die fünfjährige Evangeline zu einer Methodistenpredigerin, ja zu einem Genius des Christentums macht, in Ara Celi zu Rom in einer einzigen Stunde mindestens zwölf kleine Evangelinen sehen könnte, welche noch obenein sämmtliche Kirchenväter studirt haben.

Die Kinder nun, die das Jesuskind im Schoose der Maria wie ein Püppchen anlächelten, knieten am Schluß ihrer Predigt nieder und richteten ein Gebet an den Bambinello. Ein kleines Mädchen betete also: „Allerliebstes kleines Knäblein, schlag' doch deine kleinen Augen auf und wirf auf uns Sünder einen Blick der Gnade."

Das Ansehen, welches der Bambinello von Ara Celi in Rom genießt, ist sehr groß; es hängt mit einer Legende zusammen. Eines Tags, es war vor vielen Jahren, verliebte sich eine junge Engländerin in ihn bis zum Sterben. Täglich besuchte sie die Kirche, täglich wuchs ihre Sehnsucht, endlich beschloß sie, den Kleinen zu entführen. Sie verfertigte heimlich einen ähnlichen Bambino, einen Wechselbalg, trug ihn in die Kirche und vertauschte ihn mit der echten Puppe, welche sie mit sich nach Hause nahm. Aber in derselben Nacht fingen alle Glocken im Kloster und in der Kirche Ara Celi von selbst zu läuten an, die Mönche stürzten heraus und fanden den entführten Bambino mit gebogenem Knie an der Thüre stehen, im Begriff, sie aufzustoßen, denn er hatte sich aus den Gemächern der Engländerin auf und davon gemacht. Dies ist die Legende vom Bambino in Ara Celi. Seitdem kam er in große Liebe, und oft genug kann man ihn in seiner Kutsche fahren sehen, wenn er Krankenbesuche macht. Auch in der jüngsten Revolu-

tion Roms spielte er eine Rolle. Das Volk hatte nämlich die Wagen der Cardinäle zertrümmert und verbrannt, es schleppte selbst den kostbaren Wagen des Papstes aus seinem Verschluß und wollte ihn vernichten. Aber gemäßigte Männer, oder solche, die von den Priestern bearbeitet waren, erhoben sich dagegen. Sie wollten die Prachtkutsche des Papstes retten, sie machten also den Vorschlag, sie dem heiligen Bambino in Ara Celi zum Geschenk zu machen. Niemand unter den Republikanern wagte diesem Vorschlag zu widersprechen, und feierlich wurde der Bambino zum Eigentümer des Wagens erklärt. Zum Beweise, daß er wirklich davon Besitz ergriffen habe, führten ihn eines Tags die Mönche in dem Papstwagen öffentlich auf dem Corso spazieren.

Seht, die große Procession setzt sich in Bewegung, sie holt den Bambino aus dem Schoos der Mutter Gottes, führt ihn durch die Kirche und auf die große Treppe, wo er dem Volk gezeigt wird, und dann kehrt sie zurück, um den Bambinello zu verschließen. Es sind prächtige Köpfe unter den Franciscanern in Ara Celi, Gesichter, die in der Kutte stecken, wie ein halb eingesunkener Grabstein von römischem Travertin in der Erde steckt mit verwischter Lapidarschrift; andere sind eherne Köpfe, Dickköpfe wie Claudius, und Fettgesichter gleich Nero.

Die Kinderpredigten sind zu Ende.

Wir aber gehen in das recitirende Volksschauspiel, das Teatro Emiliani, das unterste von allen römischen Theatern für das Drama. Die dramatische Gesellschaft Emiliani hat, gleich der Marionettenbude auf der Mon-

tanara, ein passendes Local gewählt, nämlich die Piazza Navona. Auf diesem großartigen, schönsten Platze Roms, ehemals das Stadium Domitians, werden im August Volksfeste gefeiert, da man die Brunnen verstopft und den Platz unter Wasser setzt, worauf dann das Volk in Wagen umherfährt oder nach Vergnügen darin watet. Die Mitte des Platzes ziert der phantastische Springbrunnen Bernini's, ein ausgehölter Felsen, auf dessen Ecken die Flußgötter Ganges, Nil, Donau und Rio de la Plata in kolossaler Größe liegen, während seine Spitze der Obelisk vom Circus des Maxentius krönt. Zwei andere Springbrunnen sprudeln auf jeder Seite des Platzes. Um den Obelisk nun und zwischen den Brunnen, über die ganze Länge der Navona tummelt sich vom Morgen bis zum Abend das Volk; denn hier haben die Gemüsehändler, die Kastanienröster, die Fruchtverkäufer, Wirker, Strumpfer und Händler mit alten Eisenwaaren ihre Posten, und der Mittelstand kauft hier seine Bedürfnisse ein. Die große Volksmenge zieht deshalb Charlatane, Spielleute, Menageriebesitzer auf den Platz, und jener Trompeter dort sagt, daß man hier auch ein recitirendes Schauspiel genießen könne. Er kommt von Zeit zu Zeit weit in den Markt hinein, stößt in die Trompete und ruft mit hallender Stimme: „Ai biglietti, ai biglietti!“ Vor dem Theatergebäude, welches sich von den andern Häusern nur durch einen großen Theaterzettel unterscheidet, sitzen Verkäuferinnen von Pfefferkuchen und Kürbiskernen, welche in Haufen aufgeschichtet auf den Tischen liegen. Das Volk strömt nach der Kasse. Es ist der Mittelstand, der Hand-

werker und der Kleinbürger, die vermögend sind, drei oder fünf Bajocchi für einen Theaterabend auszugeben.

Das Haus hat ganz dieselbe räumliche Einrichtung wie jenes der Puppenkomödie, nur in etwas größerm Maßstabe. Auch hier ruft das Gebaren der Zuschauer im Parterre, welche die krächzende Musik mit Fußstampfen und Pfeifen zu begleiten pflegen, oder mit den Händen auf den Banklehnen den Takt schlagen, bisweilen die Montanara ins Gedächtniß. Indeß hier ist die Frauenwelt zahlreich vertreten, und nach löblicher italienischer Sitte überschreitet die Heiterkeit niemals die Grenzen des Schicklichen. Man kann Frauen auf den Bänken sitzen und geruhig ihre Kinder säugen sehen, während sie mit aller Lebendigkeit der Handlung auf der Bühne folgen.

Der Vorhang, mit einer Scene von Satyrn um den trunkenen Silen ausstaffirt, geht in die Höhe, und da wir nicht wissen, was heute gespielt wird, müssen wir es errathen. Es tritt ein alter Wucherer auf. Er gewinnt die Marketenderin eines Regiments, um deren Hand sich ein Cadet und ein Sergeant bewerben, zum Eheversprechen. Hierauf erscheint der Unterofficier, die lustige Person; er betrinkt sich allmälig mit Aquavita. Wie er nun auf der Scene allein bleibt, kommt ein blasser Mensch von ziemlicher Leibeslänge mit Schnauz- und Knebelbart und in hohen Reitstiefeln herein. Bei Seite sagt er, er sei gekommen, seine Soldaten zu beobachten, und das bringt uns auf den Gedanken, daß er, wenn nicht gar ein berühmter König, so doch mindestens ein großer Feldherr sein müsse. Indem er martialisch seinen Schnauz-

bart dreht und mit den Reitstiefeln umherpoltert, zieht er auffallend oft eine große Dose hervor, und fast unaufhörlich schnupft er Taback, welcher bereits die Aufschläge seiner Montur bedeckt. Der rätselhafte Mensch gibt sich dem Sergeanten für einen verarmten Veteran aus und fragt ihn, was er mache, wenn er in Geldverlegenheit gekommen sei. Hierauf zeigt ihm jener im Vertrauen seine Säbelklinge; die eiserne habe er versetzt und sich dafür eine hölzerne einsetzen lassen. Unterdeß kommt der Wucherer. Der alte Fritz — denn kein anderer ist jener martialische Veteran mit Schnauz- und Knebelbart — verkauft ihm seine goldene Dose für den Spottpreis von einem Friedrichsdor.

Im folgenden Act sitzt der betrunkene Sergeant eingeschlafen auf einem Stul: ein Tambour geht um ihn herum und erweckt ihn mit Trommelschlägen. Nun marschiren sechs päpstliche Jäger auf, welche den Wucherer arretiren; dann erscheint der alte Fritz in königlicher Uniform mit demselben Schnauz- und Knebelbart, mit einem großen Dreimaster und ungeheuren gelben Rockaufschlägen. Der betrunkene Sergeant hat sich zwar in Reih' und Glied gestellt, taumelt aber mehrmals auf den König, was vom Publicum mit großem Gelächter bemerkt wird, der alte Fritz aber nicht zu beachten scheint. Indeß verhängt er sowol über den Wucherer als über den Sergeanten die gebührende Strafe. Jenem soll auf der Stelle der Kopf abgeschlagen werden, und zwar soll diese Execution der Sergeant mit seinem eigenen Säbel vollziehen. Während nun der Wucherer nach vielen flehentlichen Geberden sich in sein Schicksal ergeben hat und niedergekniet ist,

den Todesstreich zu empfangen, hat auch der Sergeant nach vielem Sträuben sich in das Unvermeidliche gefügt. Er bringt das Schlachtopfer zuerst in die passende Lage, besieht dessen Hals und merkt sich die Stelle, in welche er einzuhauen hat, dann wirft er sich auf die Kniee und bittet die Madonna um Beistand bei dieser schrecklichen Action. Sobald er zum Schlage ausholt, ruft er plötzlich aus: „Miracolo! miracolo! Sehet, die Madonna hat meine Säbelklinge in Holz verwandelt!" Es folgt die großartige Verzeihung des alten Fritz; doch muß der Wucherer zur gerechten Strafe das Regiment drei Tage lang auf seine Kosten verpflegen.

Der alte Fritz wurde mit Ungestüm gerufen, erschien und bat in wolgesetzter Rede das verehrungswürdige Publicum, zum nächsten mal wiederzukommen, wo man die Ehre haben würde, den Artaxerxes, König von Persien, zu spielen, was denn mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Dieses schöne Schauspiel lehrt, in wie mythischer Gestalt der große König im Gedächtniß des italienischen Volkes lebt, welches noch heute die Deutschen unterscheidet als Austriaci und Prussiani. Die Prussiani kennt es nur aus der Geschichte des alten Fritz, von welchem gesagt wird, daß er ein zweiter Attila gewesen sei und die Austriaci bezwungen habe.

Die Schauspieler auf der Navona sind sehr mittelmäßig. Man findet wol auf den kleinsten wandernden Bühnen Deutschlands nicht schlechtere, als hier agiren, und namentlich ist das Frauenpersonal ausgezeichnet durch Häßlichkeit.

Jede Vorstellung im Teatro Emiliani schließt entweder ein Ballet oder eine Pantomime und ein lebendes Bild, wie Abels Tod, Ahasver, die römische Virginia, Salvator Rosa unter den Banditen, und andere Darstellungen.

Eines Abends kündigte der Theaterzettel ein besonders vielversprechendes Stück an, dessen Name ist: Ravanello spaventato da un morto parlante. (Der durch einen redenden Todten erschreckte Ravanello.) Das mußte also eine außerordentliche Begebenheit sein und eine ergötzliche Vorstellung werden. Es war die Geschichte des Don Juan im volkstümlich romanischen Gewande. Wie im Spanischen, und wie auch sein eigentlicher Name lautet, heißt er hier Don Tenorio, der Leporello aber heißt Ravanello. Donna Anna, Don Octavio und der Commendatore sind Figuren wie bei uns. In dieser volkstümlichen Fassung ist Don Juan keineswegs ein Faust der Sinnenlust, sondern schlechthin ein gottloser und frivoler Lebemann. Sein Charakter wird nur in einer Handlung entwickelt. Er tödtet den alten Comthur aus Rache, nachdem er dessen Zimmer Nachts erstiegen hat. Als er sich später auf dem Kirchhof findet, folgt dieselbe Scene der Einladung der zu Roß sitzenden Statue, wie sie in unserer Oper vorgestellt wird, nur fehlen die herkömmlichen Witze des Leporello.

Der Commendatore erscheint zum Bankett. Er ist vorgestellt als ein weißer Mehlteufel in höchst gräuelvoller Gestalt. Der erschreckte Don Juan ladet das Gespenst ein, Platz zu nehmen und sich zu bedienen. „Ich esse keine Speise", sagt der Geist. „Willst du Musik

hören?" fragt Don Tenorio. „Ja", sagt der Geist. Nun spielt die Musik einige Minuten lang, während Don Tenorio und das Gespenst sich sprachlos gegenüberstehen. Diese Scene ist von einer tiefen Wirkung und, wie man erkennen wird, höchst sinnreich, da die Musik gleichsam als himmlische Macht, als die übersinnliche Stimme Gottes und die Posaune des Gerichts Don Tenorio in die Seele dringen soll. Sobald sie schweigt, ladet der Comthur Don Tenorio seinerseits zu sich, das heißt in das Todtengewölbe zum Bankett, und da jener als ächter Caballero diese Einladung nicht ausschlagen darf, sagt er zu, sein Gast zu sein.

Er geht also in die Todtengruft, worin er sich allein befindet. Unter Särgen und Monumenten steht ein schwarzbedeckter Tisch, auf welchem man Teller und Flaschen sieht; das Gedeck ist mit Todtenschädeln decorirt. Plötzlich kündigen, wie in der ersten Geisterscene, laute Stöße unter dem Boden das Erscheinen des Gastgebers an, und die weiße Gestalt tritt, feierlich schreitend, auf. „Iß!" sagt der Geist. Der schaudernde Don Tenorio wendet sich hinweg. „Ich mag nicht essen", ruft er mit bebender Stimme. „Willst du Musik?" „Ja!" sagt Don Tenorio. Wieder eine wirksame Pause, da nur die Musik spielt. Die Musikanten, vier Hornbläser und ein Bassist, thaten ihr Möglichstes, um etwas ganz Infernalisches von Tönen zusammenzubringen, und so erkannte man deutlich die Wirkung der Scene auf die Gemüter der Zuhörer.

Sobald die Musik schwieg, begann der Geist seine Stimme zu erheben und nach Art eines Kapuzinermönchs

eine eindringliche Ermahnungsrede an Don Tenorio zu richten, indem er ihn aufforderte, in sich zu gehen, das Heil seiner Seele zu bedenken und sich zu Gott zu wenden. Der aber verweigert die Bekehrung in cavaliermäßigem Trotz. Nun folgt der Handschlag, das Ergreifen und Festhalten der Hand Don Tenorio's, und es öffnet sich augenblicks eine Fallthüre, aus welcher schreckliche Flammen von Kolophonium hervorbrechen. Nicht so bald ersieht Don Tenorio diese Fallthüre, als er auf sie zuschreitet und mit der Tapferkeit des römischen Curtius sich mitten in das Kolophonium hineinstürzt.

In der letzten Scene sieht man die Hölle selbst mit bengalischen Flammen, oder den entsetzlichen weit aufgesperrten Höllenrachen. Jetzt stürzt Don Tenorio herein; halbnackt, an den Armen gefesselt und mit gesträubtem Haar, wälzt er sich am Boden, während ihn einige Kobolde von der höllischen Inquisition zwicken. In solcher Pein ruft der Verdammte: „Schon tausend Jahre schmachte ich hier, ist keine Rettung?“ Hinter der Scene brüllen die Dämonen: „Keine! keine!“ Der Vorhang fällt.

Dies ist Don Juan in seiner volkstümlichen Behandlung; aller Nachdruck geht auf die moralische Wirkung, das Possenhafte verschwindet fast gänzlich, und der Ravanello ist eine ganz unbedeutende Figur geworden; denn die Färbung von Humor, welche das Stück anfangs zeigt, verliert sich schon in seiner Hälfte.

Wir sehen, daß dieses Teatro Emiliani ziemlich interessante Dinge von tragischem Kaliber vorzuführen im Stande ist, und so wollen wir es uns nicht nehmen

lassen, die erschütterndste Tragödie der italienischen Poesie auf ihm spielen zu sehen, nämlich „Francesca da Rimini".

Die weltberühmte Episode des Dante'schen Gedichts hat sowol Maler als auch Dichter zur Behandlung gereizt und dramatische Versuche veranlaßt, die sich alle als undramatisch erwiesen haben. Selbst Byron sagt in seinen Tagebüchern, daß er den Gedanken faßte, eine Tragödie „Francesca da Rimini" zu schreiben. Es ist zu bedauern, daß er es nicht gethan hat; wenn er auch kein Bühnenstück geliefert hätte, so war er doch der Poet dazu, große Leidenschaften groß aufzufassen. Die Einfachheit der Handlung erschwert den dramatischen Fortschritt, sie fordert einen empfindenden Dichter, welcher die Sprache des Herzens versteht. Silvio Pellico ist der Einzige, der ihr nahe gekommen ist. Seine „Francesca da Rimini" hat eine gute innerliche Entwicklung bei sehr edel gefaßten Charakteren, wenn auch die dramatische Wirkung nicht groß ist. Das Stück ist in Italien classisch und wird auf kleinen wie auf großen Bühnen gespielt. Hier in Rom spielten es in diesen Tagen zwei Theater nebeneinander, Valle als ernstes Trauerspiel, und Teatro Emiliani als Posse.

Sehen wir es also auf der Navona. Die Schauspieler tragiren es hier im römischen Dialekt, das ist in der platten Mundart von Trastevere. Es wird travestirt oder trasteverirt. Es ist, als gäbe man „Iphigenia" plattdeutsch, oder den „Faust" in der niederländischen Uebersetzung des Bleeschhauer. Bei uns wäre eine solche Carricatur des Tragischen unmöglich. Wo würde sich wol

eine noch so kleine Bühne finden, welche es wagen sollte, „Maria Stuart" als lachenerregende Travestie vor dem Volk zu spielen? Man travestirt bei uns die Tragödien nur durch schlechtes Spiel, nicht aber aus Absicht zu ergötzen.

Auf der Navona traf alles zusammen, um die größtmögliche Lächerlichkeit zu erregen, der platte Dialekt und das schon von Natur entsetzliche Spiel der Schauspieler, namentlich der Francesca selbst. Indem sie die tragischen Rollen, welche der Dialekt lächerlich macht, ernst spielten und von dem Kothurn immer wieder auf die Socken fielen, glichen sie jenen Schauspielern von Pyramus und Thisbe. Der alte Guido von Ravenna hatte sich einen Buckel gemacht und spielte in sammtenen Hosen und in Hemdärmeln als Kobold. Die unglückliche Francesca glich einer von Gesundheit strotzenden Milchmagd, und Lanciotto und Paolo hatten Figur und Art von zwei ledernen Raufbolden, welche schimpfend und schreiend die Plempen ziehen. Sie spielten jedoch mit vollem Ernst und in unveränderter Handlung des Stücks, nur war jede erhabene Sentenz ins Trasteverinische nicht allein dem Wortlaut, sondern auch dem Gedankenausdruck nach herabgestimmt. Dieselbe Tragödie war stehen geblieben, aber sie war nach dem Recht des Carneval in eine Hanswurstjacke gesteckt, und die Muse der Tragödie hatte sich gleichsam das Gesicht beschmiert und sich mit Kohle einen Schnurrbart angemalt.

Der Fremde, welcher in die Unterschiede des reinen Italienisch und des Trasteverinisch nicht eingeweiht ist, lacht nur über die Verhunzung des Tragischen selbst, der

Römer aber lacht über den Dialekt. Es ist ein ganz localrömisches Vergnügen. Als einmal der alte Herr von Ravenna zur Francesca sagte: „State mosca!“ brach das Publicum in ein schallendes Gelächter aus. Ich fragte einen neben mir sitzenden jungen Menschen, der sich in Lachkrämpfen wand: „Warum lacht ihr denn eigentlich?“ „Mosca“, sagte er, „o mein Gott! so sagen sie ja in Trastevere statt zitto (stille).“ Statt „niente“ (nichts) sagt der Dialekt nientaccio, wie überhaupt das accio und uccio ein vorherrschendes Anhängsel in Trastevere ist, und jedesmal erregte das ein schallendes Gelächter.

Der Dialekt liebt, wie jede platte Mundart Italiens, das ne anzuhängen und die Verbalendungen are und ire zu verschlucken, er sagt deshalb andane und partine, statt andare und partire. Ebenso verwandelt er das l gern in r, und sagt also statt del teatro: der teatro. Indeß verstellte man auch die Ausdrucksweise ins Platte; Lanciotto sagte einmal zu Paul: „Warte, ich will dich zerhacken wie eine Wurst.“ Bei Silvio Pellico schließt das Stück: Es ist genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, schaudert; im Dialekt hieß es: daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, das Zipperlein kriegt. Die Stelle im Dante, wo Francesca und Paul die Liebesgeschichte von Lancelot und Ginevra lesen, wurde so travestirt, daß gesagt wurde: „Wir lasen eines Tags die schöne Geschichte von Chiarina und Tamante.“ Dies ist nämlich eine Liebesgeschichte aus Corsica, welche als fliegendes Blatt durch ganz Italien verbreitet ist und hier überall verkauft wird, wie bei uns die neuen Lieder.

„Was würden wol Dante und Silvio Pellico dazu sagen, wenn sie diese Tragödie auf den Brettern in solcher Form sähen?“ so fragte ich einen meiner Nachbarn. Der Mann sah mich verwundert an, und nachdem er begriffen zu haben schien, was ich meinte, sagte er: „Eh! si vuol ridere.“ Ich habe nun in Wahrheit kaum etwas Lachenswürdigeres gesehen als jene Scene, in welcher Lanciotto den Bruder und sein Weib ersticht, und wie diese beiden Liebenden nun niederfallen, Paul zur Francesca, welche hier Checca heißt, sagt: „Checca, verzeihe mir — ach, sie ist caput! — nun bin ich auch caput“, und wie der Signor von Ravenna, buckelig, in sammtmanchesternen Hosen und in Hembärmeln an den Leichen steht und zu Lanciotto sagt: „Genug Blut, daß die Sonne, wenn sie wiederkehrt, davon das Zipperlein kriegt.“ Der Vorhang fällt.

Man kann im Theater Emiliani auch Medea im dialetto romanesco vorstellen sehen, oder sich an der „Didone abbandonata“ ergötzen, worin Aeneas als der mythische Ahnherr der Römer dem Volk mit heroischen Erinnerungen schmeichelt. Doch sei dessen genug.

Damit aber der Leser die trasteveriner Sprache vor sich habe, gebe ich hier den Anfang des Theaterzettels:

Teatro Emiliani
In Piazza Navona
Invito Strasordinario

Per la sera der giorno de Giuvedine 27 Gennaro der mille ottocento cinquantatrene. A Benefiziamento della

prima donna Pantomimica assoluta Marietta Descarsi. Man wird, wie der Zettel sagt, geben den

Purcinella Impicciato in tra' una Mucchi de Sorci, dopo na nova pantomimica tutta de spettacolo, fadica d'un regazzino granne de 5 anni e questa se chiama Er Naufragiamento de Tom-Pusse.

In der Camerata Lunga wird man an demselben Abend geben das erste Stück von neuem, dann ein Balletto in punta e tacco, hierauf den Capo d'Opera der Sor Pietro Metastasio Didone abbandonata, endlich die Pantomimica er balletto. Darum, so schließt der Zettel, kommt und lacht und macht auch die Schauspielerin lachen, deren Benefiz es ist, und sie wird euch zum Lohn Alles geben, was sie in der Brust verschlossen hat (tutto quello che tie chiuso nder petto).

Dante nennt in seinem Buch „De vulgari eloquentia" den römischen Dialekt den häßlichsten von allen Dialekten Italiens.

Die beiden Marionettentheater auf der Montanara und auf Sant Apollinare und das recitirende Theater Emiliani sind also die eigentlichen römischen Volkstheater mit ganz localem Gepräge. Dazu kommt noch im Winter das große Theater Alibert für Spectakelstücke und mit dem Beginn der schönen Jahreszeit das Volkstheater im Mausoleum des August.

Alle übrigen Theater haben nichts eigentlich Nationelles mehr. Nur Capranica steht noch in der Reihe der Volkstheater, macht aber schon den Uebergang zu den größeren. Man gibt hier Tragödien und Komödien, Ritter- und Räuberstücke, Singspiele, Pantomimen, Ballete,

jeder Art. Die stehende lustige Person ist der Stenterello, eine toscanische Figur ohne stereotype Maske, überhaupt nur der Lustigmacher, welcher auch in den Rührspielen nicht fehlen darf. Er ist der Pulcinella der recitirenden Volksschauspiele in ganz Ober- und Mittelitalien, und selbst das Teatro Emiliani hat ihn neben demselben aufgenommen. Einen guten Stenterello haben, gilt für das toscanische Volkstheater dasselbe, was ein erster Tenor und eine Primadonna für die Oper sind. Die Theaterzettel kündigen ihre Stücke jedesmal mit dem Zusatz con stenterello an, wie auf den Marionettentheatern die Stücke immer angekündigt werden: con pulcinellà.

Außer Capranica spielen noch die Theater Torre d'Argentina, Valle, Tordinona oder Apollo. Das Apollotheater ist das Opernhaus; in der Wintersaison brachte es den „Trovatore" von Verdi. Valle ist das größte Theater für recitirendes Schauspiel; eine gute turiner Gesellschaft spielt hier seit Ostern und begeistert das Publicum durch die im tragischen Fach ausgezeichnete Signora Ristori. Man spielt hier, wie bei uns, viele französische Bühnenstücke, bisweilen auch Dramen Kotzebue's, und höchst selten gehen Goldoni, Silvio Pellico und der censurwidrige Alfieri über die Bühne. Alle diese Theater entziehen sich dem Bereich der Figurenwelt dieser Blätter.

Wir wollen also den Vorhang fallen lassen und die Puppen sammt und sonders wieder in die Schachtel legen. „Ebenso", sagte einst Don Quixote, „geht es in der Komödie und in der Darstellung dieser Welt, wo

Etliche Kaiser spielen, Andere Päpste, und kurz, ebenso viele Figuren, als nur in der Komödie auftreten können; wenn es aber zu Ende ist, wenn das Leben nämlich aus ist, zieht der Tod allen die Kleider aus, nach welchen sie sich unterscheiden, und in ihren Gruben sind sie alle einander gleich."

Und so sehet hier, meine Freunde, eine römische Figur, die ihre Rolle ausgespielt hat, und jetzt auf dem Paradebette zwischen brennenden Kerzen öffentlich ausgestellt daliegt, starr und todt, neugierig begafft von dem herzudrängenden Volk, von Menschen des niedrigsten Standes, die, als jener Mann lebte, ihm nicht in die Augen zu sehen wagten und scheu den Hut zogen, wenn er in seiner Prachtcarrosse vorüberfuhr. Es ist ein Cardinal. In einem Zimmer des Palasts der Consulta liegt er über dem Paradebette an der Wand in seiner roten, fürstlichen Gewandung. Wie wenig Prunk um diesen Mann, der einst den römischen Staat gelenkt hat und dessen Lebensgeschichte mit den größten Weltereignissen sich verzweigte.

Das Zimmer ist klein und nicht zu sauber. Betrachtet die Behänge seines Paradebettes, sie sind von schwarzem Tafft, sie haben schon manchem Cardinal gedient, denn sie sind alt und abgebraucht, schmuzig, zerrissen und hie und da geflickt. Ein paar Kerzen brennen. Ein Priester murmelt an einem Pult Gebete. Ab und zu strömt das Volk herein: Arbeiter von der Straße, Weiber und Kinder, und sie gaffen dem Todten mit dumpfer Gleichgültigkeit in's blasse Angesicht. Er liegt da wie eine rote umgestürzte Porphyrsäule eines Tempels. Sein Haupt

ist groß und wie aus Stein gehauen, steinalt und von spärlichem Haar umsilbert; seine bleichen Züge drücken noch festen Willen und ruhige Ergebung aus.

Ueber diesem Haupt schwebte im Jahre 1846 die Papstkrone, der Gegenstand langgenährter Hoffnung. Als Gregor XVI. gestorben war, zweifelte Niemand an der Wahl dieses berühmten Staatsmannes, des Ministers Gregors, Erzbischofs von Genua, Großpriors der Malteser und Abts von Farfa, der einst Nuntius in Paris gewesen war. Viele Cardinäle waren seine Creaturen, sein Anhang in Rom sehr groß. Als nun das Conclave beisammen war und man zur ersten Abstimmung schritt, fielen auf ihn die meisten Stimmen. Er zweifelte nicht an seiner Wahl, in der Stille seines Herzens trug er schon den Namen, den er sich als Papst hatte geben wollen. Aber die Papstwahl ist wie das Spiel einer Lotterie, und jener Cardinal zog eine Niete. Ein Mann, welcher einst an seine Thür in Genua geklopft hatte, demütig um seine Gnade und seine Beförderung bittend, der arme Graf Mastai Ferretti, gewann die Papstkrone, und der Greis Lambruschini fiel vor ihm auf die Kniee und küßte die Füße Seiner Heiligkeit.

Da liegt nun Lambruschini, der stolze unbeugsame Genuese, der einst Niemand neben sich geduldet und eigentlich statt Gregors geherrscht hatte, ein Mann von großer Energie und eine despotische Natur, von der unerbittlichen Strenge eines Mönchs, unzugänglich den Leidenschaften der Welt, nur auf die Herrschaft der Kirche bedacht, noch einer der Wenigen aus der alten Zeit und alten Schule. Fünf Päpste hatte er erlebt, der sechste nahm ihm die

Krone. Und welche Stürme der Geschichte von der französischen Revolution bis auf die jüngste von 1848 hatte er nicht erfahren, welche Erscheinungen, welche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten, Gewaltherrscher und Enttronte waren nicht einst an ihm vorübergegangen! Im Papismus alt und grau geworden, das Haupt der Kirchenabsolutie, mußte er auch noch die letzte Revolution erleben, die Pio Nono mit den Reformen selbst hervorrief; wie ein Verbrecher mußte der alte Mann, schon an der Schwelle des Grabes, aus Rom entfliehen. Ich sah ihn oft bei Kirchenfesten, wenn er vor Alter zusammengesunken, gebeugt und zitternd, ehrwürdig wie ein Patriarch, in der Procession einherwankte oder in die Sixtinische Kapelle geführt ward. Aller Augen waren dann auf ihn gerichtet und es lief ein Murmeln durch die zuschauende Menge: „Das ist Lambruschini!"

Hier nun steht der zerlumpte Bettler und Handlanger von der Straße frank und frei an seinem Paradebette und gafft ihn an: „Ecco Lambruschini!" So liegt er, ein gleichgültiger Gegenstand, von den Weltdingen und der Geschichte abgetrennt, eine Figur, die ausgespielt hat und nun zu den andern Puppen gepackt wird, schon vergessen. Diese Oeffentlichkeit, diese gleichgültige Beschau einer Leiche hat etwas Erschreckendes, sie zwang mich, dem todten Cardinal im stillen Nachsinnen eine Leichenrede zu halten, indem ich an seine hohe Stellung, an seine große Thätigkeit und an sein großes Zeitalter zurückdachte und sein greises Todtenantlitz mit Ehrfurcht betrachtete.

Aber was kümmert sich auch das Leben um Kaiser,

Könige, Päpste und Cardinäle, und was bedeuten solche Erscheinungen in Rom! Hier unter den Ruinen der Weltgeschichte wird Alles, was draußen durch Größe blendet, fahl und bleich oder klein wie ein Marionettenspiel; denn hier modert eine Welt von Purpur, und die Luft ist voll von Namen todter Kaiser und todter Päpste.

Also weiter in das Puppenspiel des Lebens! Aber wohin soll ich meine Freunde nunmehr führen? Auf den Corso, wo rote und goldgestickte Teppiche aus allen Fenstern hängen, wo tausend schöne Frauen von den Balconen herablachen und einen ganzen Frühling von Blumen herunterstreuen, wie Pfirsichbäume, wenn sie der Zephyr bewegt und ihre Blüten umherstreut? Oder sollen wir nach Sant Antonio in die Diocletiansthermen, wo die langen Züge von buntbebänderten Pferden geweiht werden, wo wir die Equipage des Papsts und sein schönes weißes Maulthier bewundern, oder die Carrosse des Herzogs Buoncompagni-Ludovisi anstaunen können, deren herrliches Gespann, 16 Rosse zumal, der Wagenlenker vom Bock regiert? Doch nichts von alle Dem, sondern hier drängt sich uns mit unabweisbarer Allgegenwart die glänzende Erscheinung auf, welche Grasso Lucido heißt.

Aber nein! unsere Aufmerksamkeit nimmt jener wunderliche Zug von Wesen in Beschlag, welche paarweise und feierlich daherschreiten und dem tiefsten Mittelalter anzugehören scheinen, wie dessen Gestalten von Giotto oder Ghirlandajo und Sandro Botticelli gemalt sind. Diese Männer sind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rotes Gewand gekleidet; eine Kapuze, welche spitz zuläuft,

verhüllt ihr Haupt und läßt nur die Augen wie durch die Augenlöcher einer Maske sehen. Alle sind sie barfuß. Ein Strick umgürtet ihre Lenden; einige tragen Kreuze, aber jene beiden roten Gespenster, die den Zug eröffnen, halten vor sich in beiden Händen einen Menschenschädel und Menschenknochen. So schreiten sie einher und murmeln Gebete. Es ist die Brüderschaft der roten Sacconi. Wahrlich, ihr Anblick ist von unsaglicher Bizarrheit und versetzt in die ältesten Jahrhunderte zurück. Aber es gibt auch Brüderschaften von andern Farben, und wenn wir Abends Rom durchwandern, können wir wol mehr als einem Zuge solcher Art begegnen, diesen in schwarzen Kapuzen, jenen in himmelblauen, anderen in weißen oder gelben Gewändern. Das sind römische Figuren, die man täglich sieht, und wenn sie jene menschenöden und altertümlichen Stadtviertel Roms, die Regionen Monti, Campitelli oder Trastevere durchschreiten, oder wenn die Kapuziner selbst in ihren braunen Kutten und silbergrauen Bärten mit angezündeten Wachskerzen feierlich hinter dem Kreuze oder einem Sarge voraufgehen, erfüllen sie die öden Plätze und Straßen mit schauerlicher Schwermut.

Der Cultus Roms, ja das ganze innere Leben der Stadt hat wesentlich den Charakter der Procession, denn Rom ist die Stadt der Processionen. Und selbst wenn es nicht kirchliche Umzüge sind, die zumal im Sommer mit dem Mai und Juni ihren Anfang nehmen, so sind es ungezählte andere Züge von Genossenschaften, welche paarweise über die Plätze hinwandeln und überall ein feierliches Wesen verbreiten.

Seht, dort ziehen Mädchen, von Nonnen geführt, paarweise durch die Straße. Sie alle tragen ein schwarzes Kleid und ein weißes Brusttuch, ein weißes Kopftuch mit schwarzem Bande; vorauf ziehen die Kleinen, dann in aufsteigender Linie geht es so fort bis zu Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Es sind Zöglinge irgend eines Instituts, welche spazieren gehen. Sie begegnen sich mit einem Zuge von Jünglingen, die von Geistlichen spazieren geführt werden. Auch sie sind paarweise in aufsteigender Linie geordnet. Alle tragen schwarze Röcke und einen schwarzen Hut, selbst die kleinsten sind also ballmäßig angezogen, und wol 30 bis 50 Knaben sieht man beisammen, ein komischer Anblick, da Frack und Hut ihnen ein zwerghaft veraltetes Ansehn geben. Wenn sich jene schwarzen Mädchen und diese schwarzen Jünglinge begegnen, werfen sie sich sehnsüchtige Blicke zu und gehen stumm aneinander vorüber. Denn ach! sie sind stumm und ihre Ohren hören nicht, nur mit den Augen und mit den Händen telegraphiren sie sich ihre Unglückszeichen.

Es ist unmöglich, alle diese Vereine und Körperschaften zu nennen, welche so paarweise und in socialer Uniform Rom durchschreiten. Es sind Hunderte von pädagogischen Provinzen in dieser Stadt des geistlichen Socialismus, Hunderte von kirchlichen Phalansterien, welche die Phantasie Goethe's oder Fouriers zu Schanden machen.

Seht, da kommt wieder ein anderer Zug von Jünglingen, schwarz uniformirt in kaftanartigen Röcken mit aufstehenden Kragen, welche ein roter Streifen verziert.

Ein paar Mohren aus Afrika sind darunter, andere haben dunkelgelbe Gesichter. Sie sprechen in diesem Zuge Sprachen aus allen Zonen, europäische und asiatische und afrikanische, sie reden chinesisch, persisch, hindostanisch, malabarisch, abyssinisch, koptisch und orangutisch. Das sind Schüler der Propaganda, spazierende junge Missionäre. Aber die dort, die rotgekleideten, flachshaarigen Jünglinge, welche eben vorüberkommen, paarweise wie die andern, sprechen alle deutsch, denn es sind Zöglinge des Collegium Germanicum. Und so sehen wir noch andere Collegien, bald hellblau gekleidete Jünglinge, bald weißgewandige und bald schwarze, Engländer oder Schotten, Nazarener und Nobili — wer möchte sie alle benennen!

Fürwahr, dieser Grasso Lucido, welcher uns schon einmal und immer wieder begegnete, ist doch gar zu zudringlich; aber er gedulde sich noch eine Zeit, denn wir haben noch ein wunderbares Schauspiel zu sehen. Folgt mir, Freunde, nach dem Lateran, und denkt euch, es sei der sonnengoldigste Junitag. Dort wird eine der größten Processionen über den Platz ziehen, alle Mönchsorden werden erscheinen und viele Körperschaften sich beteiligen, viele reizende Mädchen mit kleinen silbernen Kronen auf dem Haupt und mit Gewändern und Busentüchern, die nicht genäht, sondern mit tausend Stecknadeln zusammengesteckt und gleichsam in Mosaik gestickt sind, werden in der Procession auftreten; auch das riesengroße Kreuz werden Kuttenmänner tragen, ohne es mit Händen zu berühren, sondern es wird auf der Brust des Trägers in einem ledernen Behälter stehen und so ge=

schickt balancirt werden, als wäre dies die Production einer Kunstreiterbude. Diese unermeßliche Procession wird mitten durch jenes Lazaret am Lateran schreiten, mitten durch die Reihen von Betten gehen, in welchen kranke Frauen und Mädchen liegen, und diese werden den Segen empfangen. Habt ihr je so etwas gesehen oder nur gehört, meine Freunde? daß kranke Mädchen Besuche empfangen, nicht von einzelnen guten Freunden, sondern vom römischen Volk und allen Quiriten? Seht, es stehen die Thüren des Lazarets sperrweit offen, grüne Buxuszweige und Blumen sind davor gestreut. Schweizerhellebardiere sind am Eingang aufgepflanzt, stattlich und rotgelb wie Königskerzen und wie Feuerlilien. Aber sie wehren den Eintritt Niemand, und schon strömen Hunderte hinein und wir mit ihnen.

Welch ein Anblick! und wo sind wir? Wir treten sanft auf; wir dürfen uns an keinem Bette aufhalten, sondern nur vorüberschreiten. Seht, wie luftig und schön ist der Saal und wie reich ist er ausgeschmückt. Heute feiert die Krankheit ihr Fest und borgt von der Freude und von der Gesundheit Schminke und Putz; denn in diesem Rom will Alles einmal Figur machen, der Glückliche und der Reiche, der Bettler und der Krüppel, ja selbst die Todten müssen ihre Feste haben. Seht die Betten zu beiden Seiten in langer Reihe, wie sind sie sauber und weiß, mit purpurroten Teppichen und Goldfransen und künstlichen Blumen ausgeziert! Jedes Bett sieht aus wie ein Gedicht von Matthisson oder von Geibel. In jedem sitzt aufrecht oder liegt schmachtend eine Frau oder ein Mädchen, schneeweiß angethan mit der saubersten

Krankenjacke. Viele sehen aus — zum Davonlaufen, aber viele zum Krankwerden schön. Seht dort das Mädchen, wie ihr Gesicht von Genesung verklärt ist, und von dem unwiderstehlichen Zauber der Ermattung glänzt! Ihre schwarze Augen funkeln wie illuminirt von Erinnerungen. Bald werden sie wieder Blitze sein. Ihr wollt stehen bleiben, gute Freunde? Das ist nicht erlaubt, denn seht, an diesem Bett steht der schmuckste junge Rittersporn mit geschultertem Gewehr als Ehrenhold, und er sieht aus, als stünde er an einer Pulvermine Schildwache. Und dort wieder, wo das junge Mädchen aufrecht sitzt, dessen Wangen rosige Fieberröte so schön anhaucht und dessen Blicke wie Feuerfliegen in die Irre schweifen, dort stehen gar alte gelbgekleidete Hospitaldienerinnen wie Parzen Schildwache. Fort also, fort, denn dieser Aufenthalt ist gefährlicher als die Malaria in der Mondnacht. Das war eine Lazaretscene aus diesem wunderbaren Rom!

Wer kann aber nun dem Grasso Lucido entrinnen? Eine Volksgruppe steht auf irgendeiner Straße, eine declamirende Stimme erschallt aus ihrem Kreise. Wir eilen herbei: was gibt es hier? Il legittimo Grasso Lucido. Ein ganz frischer, blutroter Maueranschlag dort an der Ecke — wir eilen ihn zu lesen, denn was mag es geben? Il legittimo Grasso Lucido. Wir sitzen im Café Ruspoli — ein Zettelträger verteilt Zettel — was gibt es? Il legittimo Grasso Lucido. Dieser legitime Grasso Lucido hat also auch ein unbestrittenes Recht, die Augen aller Welt auf sich zu ziehen, ja er ist nichts Geringeres als die im Jahre 1850 nach Christi Geburt mit einer silbernen Medaille patentirte Glanzwichse, welche

gar keine corrosiven Zumischungen von Vitriol oder andern Säuren enthält, sondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchsten Maß geschmeidig, sondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weise dauerhaft macht.

Sehen wir also einer solchen Vorstellung des Grasso Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort stehen neben einem Tisch, welcher mit blechernen Wichsbüchsen überladen ist, zwei dieser Straßensophisten und reden stundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Grasso Lucido. Sollte man dem größten Philosophen die Aufgabe stellen, etwas zum Lob einer Glanzwichse zu sagen, so würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende sein; aber dieser Mann dort, in schmierigem Rock und langer Sammtweste, welche beide gleichsam mit Glanzwichse überzogen sind, spricht über die Materie des Grasso Lucido ohne Aufhören mehrere Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Argumenten und genialen Ansichten von dem, was eigentlich der Grasso Lucido sei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menschlichen Gesellschaft, zum verschiedenartigsten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches sein Einfluß auf das menschliche Gemüt sei.

In der ersten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Grasso Lucido beinahe überzeugt; allmälig aber beginnt er die Einzigkeit und ungeheuere Wichtigkeit des Grasso Lucido zu begreifen und gerät in Verwunderung, wie er bisher ohne ihn nur habe existiren können. Immer-

fort aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Gerechtigkeit, als dieser Mann über den Grasso Lucido. Er verdient, daß man ihm in Padua einen eigenen Katheder über den Grasso Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrerer gelehrten Akademien, und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Grasso Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, hast du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser ächte und in ganz Europa einzige Grasso Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt und so weich macht wie ein Stück Sammet?“ Der Professor bejaht es, daß er dies im neunten Bande von dem Grasso Lucido geschrieben habe, und ergießt sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products.

Er demonstrirt zuerst, was der Grasso Lucido an sich sei. „Man will behaupten“, sagt er, „daß in diesem Grasso Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien — ich frage euch nun! kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt ihr wirklich, daß es einen Mann gebe, der sich mit Schwefelsäure den Magen anfüllen könne? Seht her, ich will euch den Beweis liefern, denn ich will vor euern Augen diesen Grasso Lucido essen, und er wird mir weder den Tod geben, noch Uebelkeit zuziehen, vielmehr einen solchen Wolgeschmack erregen, als wäre es die allersüßeste Polenta.“ Hierauf verschlingt der Professore vor Aller Augen

eine ziemliche Quantität von Grasso Lucido, die Zuhörer aber sind bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Präparat kein Vitriol enthalten sei. „Kauft also", ruft der große Philosoph, „profitirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Grasso Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10."

Um nun zu beweisen, daß der Grasso Lucido alle ledernen Dinge blank mache, und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der größten Gemächlichkeit und mit einem Lächeln des Wolbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge stralt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passirt, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, solange er lebt, gewichste Stiefel getragen. „Seht", sagt der Professore, „dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins, und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ja, ein kaum gebornes Kind könnte ihn mit leichtester Mühe blank machen." Der Junge geht mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von dannen, und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem blanken Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln.

Dies war eine Vorstellung von dem Grasso Lucido, welcher uns in den Stand setzt, nicht allein in der feinsten Gesellschaft anständig zu erscheinen, sondern geradezu auf einen Ball zu gehen.

Der Ball wird weder beim Duca Torlonia, noch

beim Duca Braschi gegeben, sondern ist weit mehr interessant und sehenswert als ein Tanz in fürstlichen Prunkgemächern im Costüm der Zeit Ludwig's XIV. Es ist ein sogenannter Modellball in einem großen wüsten Saal in der Via Claudiana.

Es gibt in Rom eine eigene Menschenclasse, deren Leben so absonderlich und seltsam ist, daß es den Novellisten vielleicht mehr reizen sollte als das jener Blumen-Marien und Grisetten in Paris, welche die französische Literatur gegenwärtig zu Idealen der schönen Weiblichkeit und zu Musen der Poesie erhoben hat. Die römischen Figuren, welche hier einen Ball halten werden, sind nämlich Modelle der Künstler, Männer und Mädchen, die das traurige Loos erdulden, viele Stunden des Tags als Figuren leblos dazusitzen. Sie erwerben ihren Unterhalt durch die schönen charakteristischen Formen ihres Leibes. In allen nur denkbaren Gestalten erscheinen sie. Heute ist das Mädchen, welches Modell steht, die Venus von Medici, morgen Diana, Ariadne, Madonna, eine Bacchantin, eine büßende Magdalena, eine Psyche, eine Göttin, eine Sklavin, eine Mirjam, eine Vestalin; heute nackt und morgen sittig verschleiert, mit bunten Gewändern drapirt, bald als Türkin, bald als Griechin, wieder im Costüm von Albano, im Costüm der Campagna und als Römerin. Immer ist das arme Geschöpf eine Figur, deren Aufgabe es ist, so sehr Statue zu sein als möglich, und in der vom Künstler vorgeschriebenen Stellung auszuharren; denn einer Puppe gleich werden dem Modell Lage und Stellung des Leibes und der Glieder angeordnet, versucht, geändert, auf's neue

gerichtet, bis die Figur in die regelrechte Position gekommen ist.

Es gibt außer den größern Akademien, in denen zu bestimmten Tagesstunden Act gezeichnet wird, auch Privatakademien, welche Besitzer von geeigneten Sälen eröffnen und wo gegen ein Eintrittsgeld Modelle gezeigt werden. Der berühmteste dieser ist Nicola in der Via Claudiana, ein Mann, welcher eine erstaunliche Fertigkeit im Modellstehen besitzt und in der Kunst der plastischen Darstellung jeder beliebigen Figur es mit dem besten Schauspieler aufnehmen darf.

Ein solcher Saal gewährt einen sonderbaren und fremdartigen Anblick; ich habe ein Bild davon noch niemals angetroffen, und doch sollte eine solche Scene in guter Ausführung ein gar interessantes Genregemälde liefern. In einem öden Raume sitzt auf erhöhtem Postament das Modell, sei es Mann oder Mädchen, gleich einer Statue regungslos. Um sie her ein drei- oder vierfaches Amphitheater von Zeichnenden, ihrer vielleicht hundert, Menschen aus allen Ländern, Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Polen, Russen, Dänen, Belgier, Italiener. Ein jeder hat einen kleinen Tisch und eine kleine Lampe vor sich. Ein jeder zeichnet das Modell, je nachdem er sitzt oder steht, von vorn oder von hinten oder von der Seite; der in Blei, dieser in Kreide, jener in Aquarell, der eine schülerhaft, der andere stümperhaft, der dritte vortrefflich. Der eine zieht es in's Gemeine, der andere idealisirt es, und so verhundertfacht sich mit einem mal die Schaupuppe gleich einer Schrift in einer Abschreiberofficin. Man erinnert sich wol unwillkürlich

an eine Druckerei, wo in einem gleich wüsten und angerauchten Saal die Setzer mit niedergebeugtem Kopf, ein jeder an seiner Lampe, stehen und abwechselnd zur Schrift aufschauen, abwechselnd zum Satz niederblicken. Indem die tiefste Stille herrscht und alle diese Zeichnenden dieselbe stumme auf- und niedergehende Bewegung des Kopfes machen, alle Blicke aber auf das bunt aufgeputzte leblos-lebendige Modell gerichtet sind, welches wie ein Götzenbild dasitzt, entsteht in dem unbeschäftigten Zuschauer eine gemischte Empfindung des Lächerlichen und des Mitleids mit dem gequälten Geschöpf. Denn dieses scheint von hundert Blicken gleichsam unablässig durchbohrt zu werden und zu einer neuen, unerhörten Todesstrafe verdammt zu sein, nämlich sich zu Tode sehen und zu Tode zeichnen zu lassen.

Schon zwei Stunden sitzt das Schlachtopfer in derselben Stellung; das Gesicht ist von Anstrengung gerötet, die Züge sind erschlafft, die Augen matt, ihr Auf- und Niederschlagen verrät allein die atmende Seele. Was denkt dieser aufgeputzte Körper? Gar nichts. Indeß manchmal fliegt ein Lachen über ihren Mund, sie beißt die Lippen zusammen, um nicht in ein unsterbliches Gelächter auszubrechen und ihre ganze Position über den Haufen zu werfen. Sie kommt sich selbst lächerlich vor, oder die Zeichnenden kommen ihr im höchsten Maße albern und lächerlich vor; vielleicht hat sie einen blondhaarigen Pfuscher gesehen, welcher in einer komischen und ungeschlachten Stellung mit Begeisterung zeichnet, und dessen Figur und Erscheinung der jungen Römerin lachenerregend ist.

Solchen Modellen zu Ehren gibt der Besitzer der Akademie in der Carnevalszeit einen Ball, auf welchem sie im Costüm erscheinen und wozu Künstler und Bekannte eingeladen werden, und auch der Fremde eine Karte erhalten kann.

Wenn man die römischen Nationaltänze in aller ihrer Mannichfaltigkeit und Anmut kennen lernen will, so muß man sie auf einem Modellball von Mädchen und jungen Männern tanzen sehen. Der Reiz wird noch erhöht durch den Wechsel der Costüme, die man hier beisammen sieht, und unter denen die aus der Campagna und von Albano und das reichste von allen, die Tracht von Nettuno, besonders in die Augen fallen. Dazu wirkt auch die Musik, Mandolinen und Tamburins, eigentümlich national. Man sieht die Jugend Roms auch im October in den Osterien und auf dem Felde ihre Nationaltänze tanzen; denn zur Zeit der Weinlese ziehen Scharen von Mädchen und jungen Männern vor die Tore, besonders vor die Porta Angelica, und man sieht sie dort auf der schönen Wiese unter dem Monte Mario, auf Wegen und in Schenken das Tamburin schwingen und tanzen. Abends kehren diese Mädchen mit Gesang heim. Indem sie durch die Straßen fahren oder zu Fuß einherkommen, einen blumenbekränzten Thyrsusstab voraustragen, ein gellendes und sehr lebhaftes Lied singen, und einige auch Fackeln in den Händen halten, möchte man wähnen, einen Zug von Mänaden oder Bacchantinnen vorüberziehen zu sehn.

Nun finden wir in der Via Claudiana einen großen Saal, welchen der Ballgeber mit besonderm Fleiß geschmückt

hat. Von der Decke herab läuft in vielen Gewinden nach allen Richtungen eine Blumenguirlande zu den Wänden hin; sie trägt einen Kronleuchter. Es fehlt nicht an Gold- und Silberpapierstreifen und allerlei buntem Ampelwerk. Die Decoration hat etwas Ländliches; der Boden des Saals ist schwarz wie die Erde und ziemlich ungleich. Auf einem kleinen Orchester stimmen schon die Musiker Mandoline und Hackbrett, rings an den Wänden aber sitzen die Modelle, diesmal in höchster Regsamkeit und Festfreude. Viele kamen eben vom Corso, wo sie in demselben Costüm auf gemieteten Stülen an den Palästen saßen und Blumensträußchen empfingen oder austeilten. Die Mütter begleiten ihre Töchter auf den Ball als Schutzgeister; wie überhaupt kein unverdorbenes Mädchen unter den Modellen (denn es gibt deren auch solche), ohne die Mutter neben sich zu haben, im Privatatelier Figur macht.

Die Ballgesellschaft ist ziemlich bunt, denn auch Masken untergeordneter Art finden sich vom Corso ein, und bald wird der Saal von Fremden jedes Landes angefüllt, welche die Modelle wollen tanzen sehen. Der natürliche Anstand und die gefällige Weise des Benehmens dieser armen Mädchen ist überraschend; der von Natur feine Takt des italienischen Volks erstreckt sich durch alle Schichten der Gesellschaft. Wenn dieser Ball, auf dem in ausgelassener Lust Modelle tanzen, bis an die helle Morgensonne währte, so würde der Zuschauer sich niemals durch eine Frivolität beleidigt, noch überhaupt die Schranken des Wolanständigen überschreiten sehen.

Es herrscht die volle frische Tanzlust der Jugend,

welche allein diese jungen Leute zu beseelen scheint, und es ist ein Genuß, ihren graziösen Bewegungen wie dem Ausdruck von Leidenschaft und höchster Befriedigung zu folgen. Wer noch keinen südländischen Nationaltanz sah, sondern nur die charakterlosen modischen Tänze oder die Abgeschmacktheit der Ballete kennt, erfreut sich an dieser Pantomimik eines lebendigen Tanzes, wie ihn das Volk aufführt. Die gut zustimmende Musik der Mandolinen mit ihren etwas capricösen, krausen Klängen, das bunte Costüm von Purpur und Gold, von Grün und Rot, die schönen jugendlichen Formen der Tänzer und Tänzerinnen, die edelgebildeten klaren Römergesichter — das alles gibt eine vortreffliche Zusammenwirkung, und oft sind diese verschlungenen Tanzarabesken, dieses Verketten und Auflösen, diese anmutigen Neigungen, dieses Winken, Enteilen, Sichsuchen, dieses Hinschweben mit wechselnder Stellung gleich einem reizenden Figurenrelief anzusehen.

Man tanzt vielerlei Tänze, einheimische wie fremde. Der römische Nationaltanz ist der Saltarello, welcher nur von einem Paar zugleich ausgeführt wird. Er bewegt sich nicht in großen Linien, sondern in kleinen sehr raschen Tacten und wird besonders mit dem Oberkörper getanzt. Er hat eine große pantomimische Lebendigkeit und etwas Bacchantisches, weniger Grazie in der Bewegung als Leidenschaft in den Schwingungen der hüpfend sich drehenden oder einen Halbbogen beschreibenden Körper. Die Mädchen tanzten auch die in aller Welt verbreitete Polka und versuchten sich selbst im Schleifer, welcher ihnen niemals gelang, denn dieser bewegt sich in horizontalen Linien, während das italie-

nische Naturell viel eher die aufhüpfende und sprungweise Bewegung liebt. Der deutsche Tanz ist ein Tanz der Gemeinschaft und des Nebeneinander, der italienische eine Darstellung der schönen Körperform, ein Gegenübertanz und darum dramatisch.

Während also die jungen Römerinnen in einer ihrer schönsten Pantomimen erscheinen und eine gelungene Attitude bilden, wollen wir schnell die Girandola aufsteigen lassen, um so auch unsern ganzen bunten Figurentanz, welcher doch mit einem Todtentanz begann, wie sich gebührt, mit bengalischem Feuerwerk zu beschließen.

Ehedem stieg die Girandola am Tage nach der Beleuchtung des Sanct Peter vom Mausoleum des Hadrian auf, jetzt aber vom Monte Pincio, über der Piazza del Popolo, gegen welche die Façade dieses herrlichen Spaziarganges gekehrt ist. Man sagt, daß sie auf dem hohen Castell einen weit prächtigern Anblick gewährt habe, und das ist wol glaublich, weil sie von dort aus gleichsam über die Stadt selbst sich erhob. Indeß macht die Girandola auch auf dem Monte Pincio eine über alles Vorstellen zauberische Wirkung.

Sobald ein Schuß vom Castell das Zeichen gibt, donnern die Kanonenschläge auf dem Pincio, und nachdem erst einige Raketen aufgestiegen sind, schießt rauschend und sausend, wie eine vulcanische Eruption, unvermutet und gewaltsam der Feuerstrom der Girandola hinter der Façade des Pincio hervor. Eine Riesengarbe oder eine ungeheuere Palmenkrone sprühenden Feuers fliegt, von der Erde gleichsam ausgestoßen, zischend und knallend auf, breitet sich fächerartig über den Himmel

aus, und scheint ihn halb bedecken zu wollen. Das geblendete Auge hat nicht Zeit, in diesem Stralenphänomen das Spiel der Einzelnheiten zu verfolgen, die ganze erhabene Erscheinung rauscht schon zu Häupten des Betrachtenden, der am Obelisk der Piazza del Popolo steht, und indem sie sich auflöst, scheint der Himmel Myriaden Sterne auf uns herabzuregnen. Es ist kaum ein Betrachten zu nennen, es ist eine urplötzliche Flammenvision, welche dahinfährt und in kürzester Zeit verschwindet; die Erinnerung hält sie nur wie die Magie einer Traumerscheinung fest.

Die Girandola ist verschwunden — der Nachthimmel glänzt wieder tief und klar, und die weiße Dampfwolke wallt langsam über die Porta del Popolo. Nun beginnen einzelne Stoß- und Knallraketen hinter den Bäumen des Pincio aufzuplatzen, lichtlos und gleichsam nur als geisterhafte Ankündigungen neuer Erscheinungen. Eine knallt hinter den marmornen Sphinxen, welche am Eingange des Monte Pincio liegen, und indem bei diesen heftigen Schlägen einzelne Blitze aus dem Dampfgewölk aufzucken, erscheinen die dunkel und geheimnißvoll hingelagerten Sphinxe wie dämonische Wesen, die aus der Tiefe heraufgestiegen sind.

Bengalisches Feuer zündet jetzt die Façade einer gothischen Kirche oder eines Tempels an, welcher mit erleuchteten Conturen, als ein Zauberpalast feenhaft über den schwarzen Pinien des Pincio schwebt. Der Tempel verlischt nach und nach; dann fliegen Raketen, Leuchtkugeln, Sterne in blauem, rotem und weißem Licht ohne Aufhören empor und zerplatzen zum Sternregen. Ohne

Ende zischen Feuerschlangen in den Lüften und erhellen den Platz, und in dem Widerschein all dieser sausenden Lichter steht der Obelisk des Sesostris, einst in dem fernen Heliopolis der Sonne geweiht, fremd und seltsam und zeigt die Hieroglyphen seiner rätselhaften Bilderschrift. Es ist ein trefflicher chaldäischer Apparat für die Magie dieser Feuererscheinungen, welchen die Sphinxe und der Obelisk hergeben, und aus den durchglühten Dampfwolken ragen, zauberisch beleuchtet, die Pinien und die Cypressen und die bunten, bizarren Figuren des Pincio, die Säulen mit den Schiffsschnäbeln, die melancholischen dacischen Kriegssklaven mit den phrygischen Mützen, die speerhaltende Roma und so viele andere im Lichtnebel hervorschimmernde Marmorfiguren. Nun ist die Roma von Raketen umrauscht und von Kanonenschlägen umdonnert, und ganz übergossen mit purpurner Flammenglut, ein schönes Bild der ewigen Stadt, welche unter allen Kämpfen der Geschichte in ihrer Majestät sich behauptet hat, von der ersten Eroberung durch die barbarischen Gallier bis auf die jüngste durch ihre Nachkommen.

Ein neuer überraschender Zauber — Feuercascaden ergießen sich von den Seiten der Façade den Monte Pincio herunter, es sind rauschende, phosphorescirende Wellen, es ist das wirkliche Getön eines Wasserfalls, es sind die Cascaden von Tivoli — wie prächtig und wie natürlich! Auch sie sind erloschen; doch enden nimmer die Sternraketen, welche angenehm unterhalten und das Auge beschäftigen, und nun folgen wieder Feuerräder, Sprühlichter, Garben; das saust, zischt, knallt,

knattert, züngelt, raschelt — die ganze Atmosphäre ist in feurigen Dampf gehüllt, und die Geister der Elemente scheinen als Tausende von Feuerkobolden, als geflügelte Lichtdrachen, Feuereidechsen, Feuerfliegen, Leuchtkäfer, Feuerschlangen den tollsten Hexencarneval in den Lüften zu halten, oder auf feurigen Besen durch den Himmel zu fahren.

Nun wieder Stille und Nacht. Auch die Façade der gothischen Kirche ist mit all ihren bunten Lichtarabesken erloschen. Jetzt aber steigen neue sonderbare Wesen aus den märchenhaft schwankenden Pinien und Cypressen, Lorbern und Blumengebüschen des Monte Pincio auf — es sind leuchtende Geschöpfe, die sich langsam erheben, es sind Fische, die allmälig aufschweben und über die Porta del Popolo den Sternen zuziehen. Diese wunderlichen Luftballons, in denen Lichter brennen, steigen zu dreien, zu fünfen, einzeln, gruppenweise aus dem Gebüsch auf und schweben in verschiedenen Richtungen fort, einige hoch, daß sie Sternen gleichen, andere träge und niedrig; so durchschwimmen sie das smaragdene Luftreich. Hie und da hascht ein Luftgeist einen Fisch und trägt ihn in die Weite; hier wieder fängt einer Feuer und verlodert. Auch diese Erscheinung geht vorüber — die letzte Salve von Kanonenschlägen donnert hinter der Roma, eine kleinere, letzte Girandole von Raketen — ein Kanonenschuß, und Alles ist erloschen.

Aber wer kann nach Hause kehren, in das dumpfe Gemach sich einzusperren, da der Mond in seiner Fülle an diesem tiefblauen, unergründlichen Himmel schwebt und

diese ernsten Riesenmassen der ewigen Stadt mit magischem Lichtnebel beleuchtet!

Man muß Rom im Mondenschein durchwandern, dann beschwört man die Todten; sie sprengen ihre Gräber und beginnen alle Ruinen zu beleben und zu umwandeln, Könige und Kaiser, Helden und Weise, Päpste und Tribunen, Cardinäle und Nobili des Mittelalters.

Steigen wir noch auf die Kaiserpaläste hinauf, deren gigantische Pfeiler, Bogen und Splitter aus dem schwankenden Buschwerk gen Himmel ragen. Zu Füßen liegt im Mondzauber das Colosseum, das Symbol der kolossalen Kaisergeschichte, wie eine riesige Schale von Stein, in welche dieses Rom das Blut der Welt aufgesammelt hat, neben ihm der Triumfbogen des Konstantin, die Grenzmarke zwischen Heidentum und Christentum, weiter der Triumfbogen des Titus, der Grenzstein zwischen Judentum und Christentum, und wie weit der Blick dringe, überall tauchen Trümmer der Geschichte auf — Alles ist still, wie gebannt und wie gefeit. In den Ruinen der Kaiserpaläste schreit die Eule. Was geschah hier im Lauf der Zeit! Wer wandelte hier in diesen Kaiserhallen! Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian, die Antonine, Heliogobalus — die Götter der Erde und ihre Dämonen. Hier ward aufgeführt jegliches Schauspiel der Leidenschaft, Tugend und Laster, Großmut, Narrheit, Weisheit, teuflische Bosheit, jede Empfindung, für welche die menschliche Brust Raum enthält, hat hier Gestalt gewonnen. Hier ward die Welt regiert, verschwelgt, verpraßt, in einer Nacht vergeudet. Jedes Alter und jedes Geschlecht hat hier

geherrscht, Greise und Weiber, Männer und Kinder, Sklaven und Eunuchen haben hier Gesetze dictirt. Nun ist Alles todt und still, bis auf den Klagegesang der Eule, die um die wüsten Steinbogen flattert. Auf der andern Seite blickt man in die ewige Stadt hinab — tausend Lichter funkeln in ihr, aber sie schweigt. Hundert Kuppeln, Türme, Säulen, Obelisken ragen aus der blauen Mondnacht gen Himmel — dann und wann regt sich die Stimme einer Glocke — zauberische tiefe Stille, wie als wölbte sich die Zeit über diesem Rom in eherner Ruhe.

Aus dem Labyrint der Häuser ragen zwei Säulen in die Nacht auf und heben über die Stadt zwei Figuren von Erz, die Herrschergestalten Roms, seitdem die Kaiser todt sind. Das sind die Apostel Sanct Paul und Sanct Peter, die sich auf jene kaiserlichen Säulen des Antonin und des Trajan niedergelassen haben, der eine mit dem Schwert in der Hand, als Eroberer der Erde, der andere mit den beiden Schlüsseln in der Hand, als Eroberer des Himmels, dessen Pforten er öffnen und schließen kann. So stehen diese beiden Zionswächter Roms in der stillen Nacht auf ihren luftigen Höhen, und halten über allen Trümmern und Palästen der Stadt ihren Dialog.

Vielleicht sinnen sie jetzt auf eine feierliche Rede oder einen Marienlobgesang, denn bald werden sie nicht mehr allein über Rom emporragen, bald wird sich vor ihren Augen eine dritte Säule und auf ihr eine dritte Figur erheben, eine schöne Jungfrau mit der Stralenkrone über dem halben Monde schwebend. Denn seht,

auf dem Spanischen Platz liegt schon die alte heidnische Säule, überbaut von einem Bretterhause. Schon sind ihre Fundamente gelegt und feierlich gesegnet; schon arbeiten die Künstler an dem Schaft, ihn zu glätten, und andere in den Werkstätten an der Figur der Madonna Immaculata, welche Pius IX. auf jene Säule wird erheben lassen.

Es war am 8. December 1854, als Rom sich plötzlich in Nicäa verwandelte. Zweihundertfunfzig Bischöfe und Prälaten, aus allen Ländern der Welt zusammengeströmt, gleichsam ein Volk von Greisen, eine Versammlung von Patriarchen katholischer Christenheit, Männer gleich Methusalem und Noah, waren nach Rom gekommen. Und wo man ging und stand, wandelte man wie unter wieder aufgestandenen Aposteln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpsten. Ja, wer einige Jahre zuvor die Tricoloren der jungen Freiheit in den Straßen wehen sah und nun plötzlich in diese überall auftauchenden steinalten, silberhaarigen Medusenhäupter der Erzbischöfe von Portugal und Spanien, von Brasilien und Irland, von Oesterreich und Indien, von Frankreich und von Schottland blickte, der mußte glauben, ein Zauber sei ihm angethan, und er sei plötzlich über viele Jahrhunderte hinweg in ein lateranisches Concil zurückversetzt worden.

Da war es am 8. December 1854, daß Pius IX. ein Dogma verkündete, jenes der unbefleckten Marienempfängniß. Dies war der jesuitische Abschluß der Reformen des einst geistreichen und liberalen Papsts. Ueber diesen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche sie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene

Jungfrau aufsteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie schnell sich im Leben Alles wandelt.

Die Madonna vom Spanischen Platz, vor dem Palast der Propaganda, wird sich bald zu jenen beiden Apostelfiguren gesellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Ist sie doch die jüngste Madonna und gleichsam eine Stieftochter der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schwester steht bereits auf einer der herrlichsten Säulen Roms, fast drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Aposteln befreundet. Das ist die Madonna von S. Maria Maggiore, auf der großen Säule von der Basilika Constantin's am Forum. Sie ist die Tochter der Restauration der katholischen Christenheit, aufgerichtet im Jahre 1614, eine stattliche Frau von Erz, die den Dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Wie wird sie sich wundern, wenn ihre jüngste Schwester vor ihr aufsteigen wird in einer so schutzflehenden Gestalt!

Ich habe nun meine Aufgabe gelöst. Ich versprach meinen Freunden ein buntes Figurenschauspiel Roms in aufsteigender Linie und siehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten mit jenen Männern und Frauen, welche Pius IX. in diesen Jahren selig gesprochen hat, auf Wolken und Engelflügeln gen Himmel steigen. Doch ein solcher Ikarischer Flug ist gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct Peter und Sanct Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen ist doch immer fester und sicherer, als es Wolken sind.

Aber, so fragte mich ein Freund, was meinen Sie wol: wird dereinst eine Zeit kommen, wo Sanct Peter und Sanct Paul von ihren Säulen herabsteigen und aus

den Toren Roms entweichen, und wo dann der Heiland ihnen begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?" Welche Torheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, so sagte der weise Apollonius von Tyana, dem Sophokles glauben, der am schönsten gesagt hat:

Nicht älter werden nur die Götter,
Und sterben nicht, da alles Uebrige
Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.

San Marco in Florenz.

Das Dominicanerkloster San Marco in Florenz hat außer seinem historischen Interesse noch ein künstlerisches in hohem Grade. Das erste verdankt es Savonarola, das andere zwei vorzüglichen Meistern in der Malerei, Angelico von Fiesole und Fra Bartolommeo. Der Platz, auf welchem es liegt, ist auch noch heute wie zu den Zeiten Lorenzo's von Medici, einer der Sammelpunkte des florentiner Kunstlebens, der dritte neben den Uffizien und dem Palast Pitti; denn dort vereinigt sich die Gallerie der Akademie der schönen Künste mit der berühmten Schule der Kupferstecher.

Zur Zeit Lorenzo's stand in der Gegend von San Marco jener Garten der Medici, in welchem sich die erste Sammlung von Antiken befand, unter der Aufsicht des alten Bildhauers Bertoldo. Dort versammelten sich die hervorragendsten Talente von Florenz, und Alles was in Künsten und Wissenschaften aufstrebte oder bereits groß war und die Gunst Lorenzo's genoß. Wie die Maler in die Kapelle Brancacci gingen, um nach Masaccio's Fresken zeichnen zu lernen, so kamen die Bildhauer in den Garten

Medici, um die Antiken zu studiren, und mit Angelo Poliziano, mit Pico von Mirandola und Marsilius Ficinus Gespräche zu führen. Aus diesem Garten sah man oftmals Lorenzo, den Perikles von Florenz, in das Kloster San Marco gehen, um sich dort in eine Zelle einzuschließen und des süßen Heidentums zu entnüchtern. Da wurde das geistreiche Gespräch über die Weltseele Platon's mit einer heuchlerischen Betrachtung über die Nachfolge Christi vertauscht. Savonarola aber hielt sich murrend entfernt und kam nicht zum Vorschein, wenn ihn Lorenzo rief.

Das Kloster war den Mediceern wert; sie hatten es eigentlich geschaffen. Seine Geschichte ist in Kürze diese. Der Gründer des Dominicanerordens schickte im Jahre 1220 zwölf Schüler nach Toscana; von ihnen wurden Convente errichtet, deren angesehenstes das in Fiesole war. Von ihm stammt das Dominicanerkloster San Marco. Ursprünglich war dieses von Silvestrianern im Jahre 1299 gegründet worden, aber zur Zeit der großen florentiner Pest in Verfall geraten. Nach San Marco zogen Dominicaner von Fiesole, und zwar auf Veranlassung des Cosimo Medici, welcher kurz zuvor aus seiner venetianischen Verbannung heimgekehrt war. Cosimo rief aus Fiesole den berühmten Prior Antoninus, den größten Heiligen seiner Zeit. Er war der Sohn des florentinischen Advocaten Nicolò Pierozzi, und im Jahre 1389 geboren. Schon in seinem sechzehnten Jahre war er in den Orden der Dominicaner zu Fiesole getreten und geraume Zeit darnach Prior geworden. Cosimo bewog ihn nach San Marco überzusiedeln, was auch im Jahre 1436 geschah, nachdem Michelozzo Michelozzi mit

dem Umbau des alten Klosters der Silvestrianer beauftragt worden war. Er riß dasselbe fast ganz nieder, und führte einen stattlichen Neubau auf. Auch für Cosimo wurden hier zwei Zellen eingerichtet wie für einen Mönch; man zeigt sie noch heute wie die Zelle Savonarola's als historische Merkwürdigkeit. „In dieser Einsamkeit", so sagt der Padre Marchese, „ließ Antoninus mit der Freiheit eines Freundes und mit dem Ansehen eines heiligen Lebens den ehrgeizigen Alten jene Wahrheiten hören, welche die Schmeichelei den Mächtigen immer verschweigt; und sicher ist es dem Heiligen zu danken, wenn Cosimo Medici nicht ein gemeiner Despot wurde."

Im Jahre 1443 wurde der Bau beendigt, und Cosimo gründete die berühmte Bibliothek in San Marco. Antoninus wurde drei Jahre später Erzbischof von Florenz. Er starb, von aller Welt wegen seiner Tugenden bewundert, und nachdem er sich um die Reform des Klerus eifrig bemüht hatte, schon im Jahre 1459.

Zwei weite Klosterhöfe zieren San Marco. Ihre Lünetten sind al fresco gemalt und enthalten Darstellungen aus dem Leben Antonin's, von Gherardini, Dantini Poccetti und andern Malern. Doch der größte Schatz des Klosters besteht in den Wandmalereien Fiesole's, des ältesten Meisters aus der Schule des Giotto. Fast alle Zellen, der Capitelsaal, die Corridore und einige Lünetten in den Höfen enthalten Gemälde von seiner Hand.

Mit Fra Angelico begannen die merkwürdigen Reactionen, welche das im Reformiren so eifrige Kloster gegen den modernen Geist der classisch-italienischen Malerei unternahm. Die Lebensgeschichte des berühmten Malers

ist aus Vasari bekannt. Ausführlicher hat sie Vincenzo Marchese beschrieben, ein Dominicaner von San Marco. Dieser Gelehrte wurde wegen seines Buchs: „Unedirte Briefe des Fra Girolamo Savonarola und Documente denselben betreffend", von einigen inquisitionslustigen Brüdern seines Ordens des Liberalismus angeklagt und da man ihn nach Rom zu schicken drohte, ging er im Januar 1851 nach Genua. Er steht an der Spitze der Gesellschaft, welche die neue Ausgabe Vasari's in der „Raccolta artistica" besorgt.

Im Jahre 1845 veröffentlichte er „Die Denkwürdigkeiten der ausgezeichneten Maler, Bildhauer und Architekten der Dominicaner nebst einigen Schriften, welche die schönen Künste betreffen". Schon im 16. Jahrhundert hatte Razzi eine Geschichte der berühmten Dominicaner geschrieben, welche auch das Leben einiger Maler, Bildhauer und Baumeister dieses Ordens enthält. Marchese scheint dessen Idee wieder aufgenommen und ausgeführt zu haben. Die Lebensbeschreibungen, welche er in seinem Werke gibt, beginnen mit Fra Ristoro und Fra Sisto, berühmten Architekten des 13. Jahrhunderts, welche die schöne Dominicanerkirche Santa Maria Novella in Florenz erbauten. Am ausführlichsten hat er das Leben der Maler Fra Angelico und Fra Bartolommeo beschrieben. Sein Werk schließt mit einem Capitel über das Unternehmen Savonarola's, die Künste zu reformiren.

Im Zusammenhang damit steht das Prachtwerk der florentiner Kupferstecherei, welches unter der Leitung Perfetti's begonnen wurde: „San Marco, das Kloster des Predigerordens in Florenz, illustrirt und gestochen, haupt-

sächlich nach den Malereien des Beato Giovanni Angelico mit dem Leben desselben Malers und einem historischen Abriß desselben Klosters vom Padre Vincenzo Marchese" (Florenz, auf Kosten der Artistischen Gesellschaft, 1850).

Hier verherrlicht Marchese mit großer Uebertreibung Fra Angelico wie einen Propheten, welchem die Aufgabe gestellt war, die absterbende religiöse Malerei zu erneuern. Durch seine Gemälde sollte er dieselbe moralische Reform des Menschengeschlechts erzielen, welche Antonin und Savonarola durch ihre Schriften und ihr öffentliches Wirken bezweckt haben.

Man weiß nicht genau, wo Fra Angelico geboren war. Marchese glaubte, er sei beim Castell Vicchio im Mugello zu Hause gewesen, einige Millien von Vespignano, dem Vaterlande Giotto's. Er nimmt als Geburtsjahr 1387 an. Sein Name war Guido. Zuerst lernte er in Florenz Miniatur malen, wie sein Bruder Benedetto, welcher in dieser Kunst vorzüglich geschickt war. Sehr bald entwickelte sich bei ihm eine entschieden religiöse Richtung, welche sich im Gegensatz zu den kräftigen realistischen Bestrebungen der florentiner Kunst immer mehr ausbildete. Marchese vergleicht diesen liebenswürdigen Künstler kühn mit Thales, der durch die Inspiration seiner Verse und Rhytmen Lykurg den Weg zu seiner Gesetzgebung bahnte; denn so habe Fiesole seinem Freunde Antonin durch seine Bilder den Weg zur Reform gebahnt.

Im Jahre 1407 traten beide Brüder in den Dominicanerorden zu Fiesole und lebten hier einige Zeit, bis der päpstliche Zwiespalt auch diesen ergriff. Guido oder Fra Giovanni, wie er nun hieß, wanderte deshalb nach

Foligno und Cortona, wo er vieles in der Richtung des Giotto, Spinello und Simon von Siena malte. Nach etwa vierjähriger Abwesenheit kehrte er nach Fiesole zurück.

Dann wurde er im Jahre 1436 nach dem neugegründeten Kloster San Marco gerufen, um dieses mit Malereien auszuschmücken. Das geschah in derselben Zeit, als Masaccio die Kapellen in der Kirche del Carmine malte, als Brunelleschi die Domkuppel baute, Ghiberti die Thüren des Battisterium fertigte, und Donatello und Luca della Robbia miteinander in der Bildhauerkunst wetteiferten.

Weil dem Fra Giovanni, obwol er im Malen bereits eine große Fertigkeit hatte, noch Zeichnung, Perspective und Ausbildung im Helldunkel fehlten, studirte auch er zuerst die Malereien Masaccio's und lernte von diesem genialen Künstler, der um so vieles jünger war als er selbst.

In diese Zeit fällt das große Wandgemälde, welches er im Capitelsaal in San Marco malte. Es ist eins der herrlichsten, die im 15. Jahrhundert überhaupt geschaffen sind; sein Meisterwerk, die letzte Blüte der Schule Giotto's; sein Gegenstand die Passion und zu beiden Seiten verehrende Heilige. Ganz trefflich ist der Charakter der beiden Schächer ausgedrückt. Der Kopf Christi hat gelitten; seine Züge sind nicht mehr ganz kenntlich. Zu Füßen des Kreuzes steht links eine Gruppe von der ergreifendsten Erhabenheit: die Mutter, welche in Ohnmacht sinken will, die Arme und das Haupt herunterhängend; Magdalena kniet vor ihr und faßt sie mit beiden Armen um die Brust, die blonden Haare lang auf-

gelöst über den Rücken. Johannes und eine der Frauen unterstützen Maria. Schwerlich kann der höchste tragische Affect einfacher dargestellt werden. Das Erhabene wirkt hier unmittelbar durch die Größe der innern Natur. Man findet weder bei Perugino noch bei Francia, Meistern, welche zu rühren verstehen, eine gleiche Hoheit. Die Alten sind überhaupt darin nicht mehr zu erreichen. Ihre ruhig große Auffassung des Seelenlebens ist ihr bleibender Ruhm; sie sind episch und volkstümlich, die spätern musikalisch und dramatisch. Die Darstellung der Leidenschaften wird nachher immer reicher, aber auch immer heftiger und einseitiger. Auch die übrigen Figuren sind bedeutend; ganz naiv und verbindungslos zu beiden Seiten aufgestellt, wirken sie allein durch den persönlichen Ausdruck. Es sind Heilige, Kirchenväter, Bischöfe oder Stifter von Orden, Dominicus, Bernard, Franciscus, Ambrosius, Thomas von Aquino, Augustin. Die Farbe ist sehr geistig, wie das die Weise Angelico's ist.

Obwol er noch viele andere treffliche Gemälde ausgeführt hat, so hat er doch in keinem mehr eine solche Größe und Kraft erreicht; denn diese fehlt seinen Empfindungen, welche durch zu große Zartheit bisweilen schwächlich werden. In der Accademia delle belle arti, die eine sehr beträchtliche Anzahl von Bildern Fiesole's besitzt, gelten zwei als die vorzüglichsten: die Kreuzesabnahme und das Jüngste Gericht. Jene ist herrlich durch Tiefe des Gefühls und Lieblichkeit der Farben, dieses aber eine nicht bedeutende Composition. Am schwächsten ist Angelico in der Darstellung der Hölle, denn seine Natur war zu kindlich, als daß er diabolische Gestalten hätte schaffen können.

Seine Teufel erregen nur Lachen, nicht Grauen. Er stellte die Hölle in sieben Abteilungen dar nach Dante und malte auch in der Tiefe Lucifer, welcher mit seinen drei Rachen Judas, Brutus und Cassius zerreißt. Auch Angelico malte noch unter dem Einfluß Dante's, des Genossen Giotto's, und des Giotto der Poesie.

Die Göttliche Komödie hat überhaupt alle Maler von Giotto an begeistert; ihr Einfluß ist sehr groß gewesen. Sie entzündete die Phantasie der Künstler und erfüllte sie mit erhabenen Anschauungen und dichterischen Gedanken; ihre Gemälde waren schon in den Compositionen des Dante'schen Gedichts vorgezeichnet und viele Scenen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses durften nur in Farben übertragen werden, um wirksame Bilder zu sein. Ich möchte behaupten, daß ohne Dante die religiöse Malerei Italiens weder so schnell noch zu solcher Höhe sich hätte entwickeln können.

Die Herrschaft seines Gedichts über die Malerkunst dauerte das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch, solange als die religiöse Malerei blühte. Auch Michel Angelo, der enthusiastische Bewunderer Dante's, richtete sich nach ihm, wie vor ihm Luca Signorelli in seinem Jüngsten Gericht im Dom zu Orvieto, welches schon Fra Angelico dort zu malen angefangen hatte. Man findet Darstellungen nach Dante von vielen Meistern und in vielen Kirchen, wie namentlich die Hölle und das Paradies Orgagna's, in der Kapelle Strozzi der Santa Maria Novella. Nächst der Göttlichen Komödie haben aber auch die Triumfe Petrarca's großen Einfluß auf die Malerei gehabt; das zeigt unter vielen andern Bildern derselbe

Orgagna in seinem Triumf des Todes, im Campo Santo zu Pisa.

Fiesole malte in San Marco auch die Herabkunft Christi in den Limbus, aus welchem er die Patriarchen herausholt, ein Bild von großer Farbenzartheit. Nicht minder merkwürdig ist seine Verehrung der Magier, eins seiner wenigen Gemälde, worin er eine gewisse weltliche Heiterkeit und Mannichfaltigkeit entwickelt. Dieser Gegenstand ist unendlich oft und mit der größten Liebe behandelt worden. Es gibt auch für religiöse Maler wenige Stoffe, welche ihn an Reiz übertreffen, an Reichtum des poetischen Lebens geht er allen vor. Die Gegensätze sind überraschend, heiter und naiv: das Kind eines Handwerkers in einem Stall, Ochs und Esel an der Krippe — diesem Kinde kommen die Herrscher der Erde zu huldigen, lange, reichgeschmückte Züge von Trabanten und Edelknappen hinter sich, welche Gold und Juwelen tragen. Einer dieser Könige ist immer ein Greis von ehrwürdigstem Ansehen, und indem dieser vor dem kleinen Kinde kniet, wird die Poesie der Scene noch durch den Contrast der Lebensalter verstärkt. Der zweite König hat in der Regel ein Mohrengesicht, der dritte eine jugendlich schöne und ritterliche Gestalt, sodaß die alten Maler in allen dreien die Weltteile dargestellt zu haben scheinen. Dazu kommt die geheimnißvolle Ferne, aus welcher diese fabelhaften Könige gekommen sind, das Dunkel der Nacht, der Stern, welcher oftmals Veranlassung gibt, dem Zuge noch ein Paar Astronomen hinzuzufügen, und so wird das Ganze zu einem phantastischen Märchen aus dem Orient, an welchem man den Einfluß der Kreuzzüge verspürt.

Die toscanische Malerei ist reich an Darstellungen dieser Art. Zwei solche herrliche Bilder von Domenico Ghirlandajo und von Filippino Lippi sieht man in den Uffizien; zwei andere, Meisterwerke von der höchsten Schönheit, verdanken wir den Schülern Angelico's, Gentile da Fabriano und Benozzo Gozzoli. Das Bild Gentile's befindet sich in der Accademia delle belle arti, das Benozzo's in der Kapelle Medici im Palazzo Riccardi. Dort malte Benozzo Fresken, die neben seinen bewunderten Gemälden im Campo Santo Pisa's zu den besten Leistungen seiner Zeit gehören. Seine seltene Universalität erkennt man schon hier; er umfaßte alle Richtungen der Malerei, Landschaft, Architektur, Genre und Thierleben, was alles er in seinen Gemälden verbindet. In jener Kapelle Riccardi malte er die prächtigen Züge der Könige; zu Roß, zu Fuß oder auf dem Kameel ziehen sie in unabsehbaren Scharen durch lachende Gefilde, über Berg und Tal.

Fiesole, von welchem Gentile und Benozzo lernten, steht in seinem Bilde hinter ihnen zurück. Es hat nicht jene festliche Pracht und heitere Fülle, welche seine Schüler darzustellen wußten. Viele andere Bilder, welche er in San Marco malte, verdienen noch genannt zu sein, wie das Gebet im Garten, die Taufe, die Krönung der Jungfrau, worin man wieder den Einfluß Dante's erkennt, sein Christus als Pilger; doch mag dessen genug sein. Sie zeigen alle dieselbe Schlichtheit der Mittel, dieselbe Kindlichkeit des Gemüts, die tiefste Religiosität. Selbst seine Farben, ein vorherrschendes Weiß, lichtes Blau und sanftes Rot, muß man kindlich nennen. Seine reizendsten

Bilder sind oft die im Kleinen, fast miniaturartig ausgeführten; sie sind von großer Zierlichkeit und bewundernswürdiger Feinheit, wie unter andern die Engelgestalten auf einem Altaraufsatz in den Uffizien und die Figuren auf dem Reliquarium in S. Maria Novella.

Fra Angelico starb in Rom am 18. März 1455; Nicolaus V., der ihn dorthin gerufen hatte, um im Vatican zu malen, ließ ihm ein Grabmal in der Minerva errichten. Die Inschrift vergleicht ihn mit Apelles, mit dem sehr viele Maler verglichen zu sein die Ehre haben. Er war der letzte große Meister aus der Schule Giotto's gewesen. Die Naturalisten Maselino und Masaccio machten dieser ein Ende und schufen die moderne Richtung der Malerei. Die Antike führte zur Darstellung des Nackten und zum Wolgefallen an den natürlichen Formen der Menschengestalt, die durch Tizian, Giulio Romano, Correggio und Michel Angelo ihren vollendeten Ausdruck finden sollten.

Da ging von demselben Kloster San Marco, welches in Fiesole einen so begeisterten Verfechter der religiösen Malerei gefunden hatte, noch einmal eine Reaction gegen die Modernen aus. Dies geschah durch Savonarola.

Er bekämpfte die Mediceer, welche den Sinn für die Antike mächtig gefördert hatten, gerade mit ihren eigenen Waffen. Sie hatten eben die platonische Akademie gegründet, und waren voll von Bewunderung des Heidentums, aber auch Savonarola war ein platonischer Mystiker, wie Lorenzo, Pico, Polizianus, Marsilius Ficinus und viele andere. Der Prior von San Marco hielt platonische Predigten über das Wesen des Schönen und donnerte gegen

die Nacktheiten der Kunst von jener Kanzel herab, welcher gegenüber nun die Grabsteine seiner Freunde liegen, des Pico di Mirandola und des Angelo Poliziano. Marchese führt eine Rede Savonarola's an, worin er das Schöne ganz platonisch als die Seele und die Idee des Guten darstellt. Kraft dieser Theorie erhob er einen fanatischen Krieg gegen die Antike und die auf das Weltliche gerichteten Künste, die nach seiner Meinung das Menschengeschlecht verderben. Die Gewalt seiner Beredsamkeit erschütterte viele Künstler, die bisher heitern Mutes gemalt und gemeißelt hatten, und man sah den trefflichen Sandro Botticelli, Cronaca, Robbia, Bartolommeo, Lorenzo di Credi und viele andere reuig zu den Füßen des Priors ihr Heidentum abschwören. Nur Mariotto Albertinelli und der bizarre Piero di Cosimo ließen sich's nicht anfechten, sondern blieben Heiden und eifrige Gegner Savonarola's und seiner moralischen Sekte.

Am 21. Februar 1497 trug man in feierlichem Aufzuge unter dem Schall von Pauken und Trompeten alle möglichen Sinnbilder der Weltlust auf den Platz der Stadt. Dort erhob sich ein vielarmiger Baum; daran waren die Bildnisse der schönsten Florentinerinnen aufgehängt, ferner Meisterwerke der Malerei, schöne Nacktheiten, Sculpturen von Göttern und Göttinnen, Notenbücher, Harfen, Lauten, Cymbeln und Geigen, Karten, Kleider von Sammet und Seide, die köstlichsten Arbeiten von Gold und Elfenbein, auch die Gedichte Petrarca's und Boccaccio's sah man an den Zweigen hängen. Die Diener jenes fanatischen Gerichts, welches hier über die Weltlust ergehen sollte, hatten die Häuser durchsucht, oder man hatte aus

bußfertiger Furcht Kunstwerke und Kostbarkeiten jeder Art freiwillig ausgeliefert. Ein venetianischer Kaufmann, der gerade in Florenz anwesend war und über das moralische Wesen des Schönen niemals nachgedacht hatte, kam auf den vernünftigen Gedanken, daß es besser wäre, diese vortrefflichen Handelsgegenstände zu verkaufen als zu verbrennen. Er bot also für die gesammte Welteitelkeit die mäßige Summe von 20,000 Scudi. Hierauf ließ die Signorie den Mann ohne weiteres ergreifen, auf einen Stul setzen und von einem platonischen Maler abconterfeien; sein Porträt wurde auf die Spitze des Scheiterhaufens gestellt. So verbrannte man diesen Baum mit allen seinen Schätzen unter dem Jubel des Volks. Das geschah auf demselben Platz, auf welchem der große Schwärmer selbst ein Jahr später verbrannt wurde.

Der Tod Savonarola's machte die Künstler seines Anhanges trostlos. Viele gaben das Malen auf, unter ihnen auch Baccio della Porta, welcher aus Gram der Welt entsagte und im Jahre 1500 die Kutte der Domicaner nahm. Sechs Jahre lang blieb Baccio oder Fra Bartolommeo, wie er sich seither nannte, in Schmerz versunken und rührte keinen Pinsel an. Dann ermannte er sich wieder und begann auf das ausdrückliche Zureden seiner Ordensbrüder seine religiösen Malereien. Es war das um die Zeit, als Rafael zum zweiten male nach Florenz kam. Er schloß Freundschaft mit Fra Bartolommeo und lernte von ihm Zeichnung und Farbe; unter dessen Einfluß entstand seine nicht vollendete Madonna del Baldachino, welche den Charakter Bartolommeo's deutlich erkennen läßt. Dieser selbst bildete sich nach Michel

Angelo und nach Leonardo da Vinci, und weit gefehlt, daß er in der sanften und zärtlichen Art des Fiesole malte, wurde er das gerade Gegenteil seines Vorgängers in San Marco. Denn die Schule Giotto's war überwunden. Bartolommeo bewies, wie sehr das Studium der Plastik die Malerei beeinflußt hatte; seine Figuren sind oft großartig wie die des Michel Angelo und beinahe statuenhaft, wie namentlich sein Evangelist Marcus in der Gallerie Pitti.

Er starb im Jahre 1517. Er hat uns ein Porträt Savonarola's hinterlassen, welches die fanatische Beschränktheit dieses Propheten der Renaissance charakteristisch wiedergibt. Denn einen so hohen Flug auch die Gedanken dieses merkwürdigen Menschen nahmen, blieb er doch stets ein Mönch, und zwar ein Dominicaner.

Zu derselben Zeit, als Fra Bartolommeo in San Marco lebte, saß dort in einer Klosterzelle ein anderer glühender Verehrer Savonarola's gefangen, der Miniaturmaler Fra Benedetto. Man weiß nichts von den Malereien dieses sonderbaren Menschen; aber er hat uns ein originelles Gedicht hinterlassen, welches er in der Einsamkeit seines Gefängnisses verfaßte. Es ist das älteste epische Gedicht auf Savonarola, dessen Leben und Tod es erzählt. Sein Titel: „Die Ceder des Libanon." Marchese hat es neuerdings herausgegeben: „Cedrus Libani, oder Leben des Girolamo Savonarola, geschrieben von Fra Benedetto von Florenz im Jahre 1510." „Viele Zeitgenossen", so sagt Marchese, „haben das Leben Savonarola's beschrieben, wie Burlamacchi und der Graf Francesco di Mirandola; aber obwol sie Savonarola

kannten, durften sie doch nicht seinen nächsten Umgang und seine innige Freundschaft genießen, wie sie dem Fra Benedetto in drei Jahren vergönnt war, die er mit dem Meister in San Marco zubrachte." Savonarola selber hatte ihm das Dominicanerkleid angezogen, und dieser sein Schüler litt und that viel für ihn und verteidigte ihn nach seinem Ende mit einer Liebe und einer Beharrlichkeit, welche ihm zuerst das Exil und dann viele Jahre der Gefangenschaft in seinem Kloster zuzogen — eine merkwürdige Persönlichkeit, deren Typus allein in jenen Paladinen des Mittelalters ohne Furcht und Tadel zu suchen ist, die mit unsterblichen Versen Ariosto und Tasso besungen haben.

Mit Recht legt Marchese diesem Gedicht eine historische Wichtigkeit bei, weil es die Ereignisse getreu und treuherzig erzählt, deren größten Teil der Dichter mit eigenen Augen gesehen hatte. Ich halte es deshalb der Mühe wert, aus ihm einige Stellen zu übersetzen, will aber zuvor vom Leben des naiven Dichters selbst Kunde geben.

Fra Benedetto war im Jahre 1470 in Florenz geboren. Sein Vater Paolo war Goldschmied, seine Mutter, wie er selbst sagt, eine witzige und mutige Frau. Anfangs führte er ein lockeres Leben, dann wurde er durch Savonarola's Predigten so begeistert, daß er in den Orden von San Marco eintrat. Drei Jahre lebte er im Kloster, bis sich am 8. April 1498 der wütende Volkssturm gegen den Reformator erhob. Fra Benedetto kämpfte neben andern Mönchen und Anhängern Savonarola's mit großer Tapferkeit. Zufällig befand sich auch Baccio

della Porta an jenem Abend im Kloster; erschreckt durch das Geschrei des Volks und das Toben des Kampfes versteckte er sich. Aber Benedetto hatte sich auf das Dach der Kirche gestellt, in welche man Feuer warf, und er schmetterte mit Steinen so viel Feinde zu Boden, als er bezwingen konnte. Savonarola erblickte ihn und rief ihm zu, die Waffen wegzuwerfen; auch als sich der Prophet freiwillig den Feinden ergab, wollte Benedetto sein Schicksal teilen, doch Girolamo verbot es ihm.

Nun erzählt er, daß unter den Anhängern seines Meisters Malatesta Sacromoro von Rimini den Verräter machte. Denn dieser bewog Savonarola sich dem Volk auszuliefern, nachdem jener ihm vergebens geraten hatte, Paulus nachzuahmen, an einem Seil sich herabzulassen, und seine Rettung in der Flucht zu suchen.

Man schleppte Savonarola und Dominicus in den Palast der Signoren, Silvestro aber hatte sich im Kloster verborgen. Aber auch diesen verriet Malatesta am folgenden Tage. Alle drei wurden am 23. Mai verbrannt.

Benedetto entwich zuerst nach Viterbo, darauf empfand er Gewissensbisse, Savonarola's Andenken auch nur eine Weile lang verleugnet zu haben; er kam nach Florenz zurück und begann nun die Lehren seines unglücklichen Meisters mutig zu verteidigen, obwol er die Rache der Gegenpartei auf sich laden mußte. Er schonte Niemand, selbst den Papst Alexander VI. griff er mit Kühnheit an. Die Folge davon war, daß man ihn zuerst aus dem Kloster stieß und dann wieder darin einkerkerte. Ob er hier bis an sein Lebensende schmachtete, ist ungewiß. Er

schrieb im Gefängniß Verteidigungen Savonarola's, theologische Schriften und die „Ceder des Libanon".

Dieses naive Gedicht ist in Terzinen verfaßt und in elf Capitel geteilt. Man erwarte keine poetische Schönheiten von ihm; es ist nur merkwürdig durch die Treue, womit es die Zustände zeichnet und ein Bild des Lebens jener Zeit entwirft. Die Katastrophe selbst ist kräftig und zweifellos wahr geschildert.

Nach einem gebetartigen Eingange erzählt der Verfasser seine eigenen Lebensumstände:

Von nied'rem Stamm und in der Stadt der Blume
Ward ich geboren tausendvierhundertundsiebzig,
Im Viertel della Croce uns'res Herrn.
Mein Vater übte eine heil'ge Kunst,
Metall'ne Vasen schön er machen konnte.
Paul war sein' Nam' und Jahre hatt' er achtzig.
Domenica, so hieß die Mutter mein,
War eine Frau von Witz und Mannesmut,
War fromm und haßte alles müß'ge Ding.
Sothaner Baum und sogenannter Stamm
Erzeugeten vollkomm'ner Pflanzen neun,
Die jüngste war ich und die schlechteste.
Natur und Himmel hatten mich erschaffen
Geschickt zur Musica auf Instrumenten,
Im Singen lustig und gewandt im Spielen.
Wollt' ich erzählen nun, wie viel und was
Ich hab' genossen jugendlich Vergnügen
Bei Tanz und Hochzeit und bei Jagd von Thieren,
Mit tausend Worten könnt' ich das nicht sagen.
So war's von aller Art und wenn auch ekel,
Daß tausendmal mein Herz der Welt ich gab;
Zum Dienen flink und scherzig im Gespräch,

Die Lust von Diesem und die Lust von Jenem,
Von Körper klein, doch kühn und wol verwegen.
Mein' Kunst war das Miniiren mit dem Pinsel;
Nicht mocht' ich was die Ordensbrüder schätzen
Und den Religiosen gern mich widersetzen.

Darauf beschreibt Benedetto die Verdorbenheit der Zeit; Friede herrschte in aller Welt, aber der Dämon säete Uebel aus, das Volk war voll von schändlichen Lastern, Wucher und Gewaltthätigkeit herrschten überall. Es regierten Alexander VI., groß durch Habsucht und Wollust, und jeder Pfaffe nahm ihn zum Muster:

Da hat der Herr zu dieser Zeit gesendet
In meine Stadt hin einen treuen Diener,
Von Namen Hieronymus genennet.
So groß war seine Wissenschaft und Liebe,
Daß Jeder blieb nachdenklich im Gemüte,
Und rechtlich wandelte und voller Scham.
Der Mann entsprossen von Ferrara war,
Und war vom Orden der Predicatoren,
Sein Hafen waren Kreuz und Crucifixus.

Der Dichter erzählt weiter, daß ihn eines Tages seine Mutter, von Savonarola's Beredsamkeit ergriffen, aufforderte, dessen Predigten anzuhören. Obwol ihm ein solches Ansinnen hart ankam, gab er doch endlich nach und ging in die Kirche San Marco. Da setzte er sich ganz beschämt und still unter die Zuhörer und erregte die Verwunderung des Volks, welches den lustigen Vogel hier nicht vermutete. Er läßt jetzt Savonarola auftreten und eine Predigt halten, wie Lenau in seinen Savonarola-Romanzen thut.

Als mein Prophet nun kam, Savonarola,
Stieg auf die Kanzel er bescheidentlich,
Und achtsam stund ich da bei seinem Worte.
Der waffnete sein Haupt wol mit dem Kreuz
Und rief: Solang ihr dies habt, sollt ihr wandeln,
In Reue kleide sich nun männiglich.
Doch ihr, die ihr die ganze Welt betrachtet
Und sehet sie in Friedenswonne tronen,
Gebt Acht! auf ihre Ruhe nicht vertrauet.
Denn diese Zeit wird bald der Sturm durchtoben.
Ich seh', Italia, ob deiner Sünden
Auf dich die Fluten und die Pest schon zielen.
O Rom! o Priester ihr voll böser Lust,
Durch dich, o Klerus, kommt der grimme Sturm.
Des Uebels Form, das ist der Mönch und Pfaffe.
Thu' Buße nun, dies fordert jetzt der Herr
Von dir, durch mich des Herren niedern Diener.
Italien schläft und Rom will nicht erwachen.
Erwache denn von meinem großen Schrei'n,
O Sündenmensch — mein Wort ist ohne Trügen,
Nach deinem Wole dürst' ich, wie der Hirsch
Nach Wasser dürstet. Bald siehst du ertränket
All' die Tyrannen, schimpflich bald erobert
Italien, mit Schande, Hohn und Schmach.
O Rom, bald wirst du sein gefangen,
Auf dich seh' ich das Rachebeil schon fallen;
Die Zeit ist kurz und flieht mit jedem Tag.

In diesem Ton geht es weiter fort. Es ist die Predigt über die Arche Noah. Benedetto dringt sie so scharf ins Gewissen, daß er gleich den Weg zwischen die Füße nimmt und an einen von Menschen verlassenen Ort sich begibt. Da hebt er ein Zwiegespräch mit sich selbst an, welches sehr naive Selbstanklagen enthält —

Und weinend ging ich fort, und wie ein Wind
Nahm ich von mir mein leichthin locker Wesen,
Und warf dahin mein windig Saitenspiel.

Seine bisherigen Spießgesellen verspotten ihn und nennen ihn einen Hypochonder. Sie fordern ihn zu Lustbarkeiten auf, sie zeigen ihm, daß er von aller Welt geliebt sei, viele Freunde habe, und daß ihm zum Leben nichts fehle. Nicht genug, daß seine Kameraden ihn peinigen, da kommen endlich auch seine in Gefahr gebrachten Sinne, welche er als Personen auftreten läßt:

Das Auge sprach: Ich weiß nicht was du denkest;
Zu schweifen frei, so hast du mich gewöhnt,
Und Freiheit will ich, denn die paßt mir wol.
Sprach das Gehör zu mir: Ich bin gewöhnet
An Spiel und Sang und lustiges Parliren,
Als wie an süße Düfte dein Geruch,
Drum uns zu lassen ist fürwahr nicht klug.
Geh' besser denn zu Rat mit deinem Sinne,
Gar übel ist's der Knechte Knecht zu werden.
Oft hört' ich sagen den Geschmack zu mir:
Wenn du ein wenig meine Art verstehst,
Wird dir die Möncherei zum Ekel sein.
Sprach das Gefühl: Nicht besser kann ich sein
In Zukunft, als ich bin. Drum laß mich so,
Denn leider ach! ich fühl' mich stets versengt.

Aber Savonarola stärkt Benedetto in seiner Bekehrung. Der macht nun den Anfang eines heiligen Lebenswandels damit, daß er einige Monate lang das Amt des Krankenpflegers und Todtengräbers im Hospital übernimmt. Die Dämonen quälen ihn zwar unausgesetzt,

doch bekämpft er sie wacker und tritt endlich im fünfundzwanzigsten Jahre seines Lebens in den Orden ein.

Wie Bartolommeo den Savonarola in Farben gemalt hat, so zeichnet ihn Benedetto in Versen:

Von Körper war er klein, doch gar gesund,
Von Gliedern war er zart in solchem Maß,
Daß seine heil'ge Hand ihm leuchtend schien;
Stets freundlich war er, nie verstört,
Von wachen Blicken und durchdringend schön,
Das Aug' gesenkt, und dunkel angenehm,
Und dunkel war sein Haar, sein Bart war dicht,
Der Mund gar fein und länglich sein Gesicht,
Die Nas' ein wenig ihm gebogen war.

Es folgen die Prädicate seiner Seele, die man sich schon denken kann, und eine kurze Angabe seiner Wirksamkeit; darauf eine ganz Klopstock'sche Episode, worin der Dichter die Teufel gegen Savonarola sich verschwören läßt:

Der stolze Lucifer, der Fürst der Hölle,
Wie er ersah, was Frucht der Priester fand,
Da bellt er laut als wie ein reißend Thier,
Und brennend in dem grimmen Höllenpfuhle,
Mocht' also gute Werke er nicht leiden,
Und heult' und schrie und sprach gewaltiglich
Also: Auf mein Geheiß sei nun bereit
Vor meinem Blicke schnell jedweder Teufel,
Wenn baldig nicht mein Reich vergehen soll.
Auf dieses Wutgeschrei und diesen Ruf
Die Teufel horchten dem Gebet in Eile,
Und vor ihn tretend sprachen sie: O Herr,
Gehorsam sind wir dir, und sind zur Hand,
So sprich: Wer darf zertrümmern deine Macht?

Lucifer erzählt hierauf, was alles er seit seinem Sturz aus dem Himmel verübt habe, wie er Adam um das Paradies gebracht und alle Creaturen unter seine Herrschaft gebeugt habe, wie das Volk des Moses auf sein Veranstalten der Götzendienerei sich ergeben, wie er, nachdem Christus in der Welt erschienen, alle Teufel ausgesendet habe, um den Glauben auszurotten:

Und ihr, o Lügner, schmuz'ge Hundebrut,
Habt mir den Glauben nicht erstickt. Es sagt
Der Ein': heut' thu' ich's noch, der And're morgen!
Nun eben hör' ich, wie man in Florenz
Savonarola glaubt, dem großen Mann,
Der in dem Worte Gottes herrscht und lehrt.
Es war Florenz, ach! uns're Dienerin,
Von Sodom voll, von Wucher und von Spiel,
Nun fliegt's, Dank eurer Wachsamkeit, gen Himmel.
Geht eilig denn, ihr dummen Teufel, hin
Und tilgt mir aus den Priester und sein Licht.

Auf Lucifer's Befehl fahren die Teufel mit erschrecklichem Halloh von dannen. Ihr Werk zeigt sich bald in der Verfolgung des heiligen Mannes, besonders von Seiten der Minoriten in Santa Croce, welche ihm auf jede Weise die Predigt stören und das Volk gegen ihn verhetzen. Darauf beschreibt Benedetto den Sturm auf San Marco am 8. April 1498:

Am heil'gen Sonntag war's, dem Tag Palmarum,
Da hob Florenz sich auf mit wildem Schrei'n,
Zu fah'n den Priester lebend oder todt,
Und mit Gewaffen tobten sie in Wut,
Zum Klostertempel seine Feinde kamen,

Tod dem Verräter! schrieen sie. Viel waren
Der Freund' in diesem Tempel und Convent,
Der heil'gen Pflicht gewohnt, wie stets gekommen,
Die Vesper anzuhören. Kaum erkannten sie
Des Feindes Menge wie sein gräßlich Wüten,
Als Einer hier, der And're dort entfloh.
Ach! alle fast verließen den Propheten;
Und dieser war zum Sacrament gegangen
Mit vielen Brüdern. Doch kaum war es Nacht,
Da fiel mit Waffen ein die ganze Schaar,
Achthundert, die zu Raub die Schwerter trugen,
Und ihnen folgt' der wilde Pöbel nach,
Der sackt' sich ein das beste Klostergut.
Noch sangen des Propheten treue Kinder
Beim Sacrament getrost die Litanei,
Erwartend ihren Martertod — und ich,
Beim großen Schrecknißß war ich auch zugegen.
Viel eh' wollt' ich den Todesstoß ertragen,
Konnt' sich des Tods der Meister nur entschlagen.

Er erzählt weiter, wie nur einige zwanzig Freunde Savonarola's die Anstürmenden zurückschlugen, den Führer tödteten und die ganze Rotte drei mal hinauswarfen. Drei mal kehrte das wütende Volk wieder.

Und Feuer legten an der Kirche Pforten
Und an die Klosterthüren jetzt die Feinde.
Umschlossen dicht war der Prophet; umgeben
Von seinen Brüdern mit dem Sacrament,
Und jeden zwang das Weh zu bittern Tränen.
Da wandt' er sich zu den verzagten Seinen
Und sprach: Zu fürchten wahrlich ist nicht Not,
Denn Alle wird der Herr uns hier beschirmen.
Einstürmt indeß der Schwarm mit Lanz' und Schwertern,

Gewaltsam in die Kirche sprangen sie
Den Löwen gleich und grausam wilden Thieren.
Und ich, mit wenig Andern noch, vom Dach
Hinunter stürzten wir das Hochgemäuer,
Und ihr Gewaffen brachen wir und Schilde,
Daß Steine schien der Himmel selbst zu regnen,
Und so zurücke warfen wir das Volk.
Nicht wußt' der Priester, daß ich widerstand
Den Feinden noch mit der bewehrten Rechten,
Noch daß ich ihn zu schirmen, kühnlich stritt.
Hinunter stieg ich von dem Dach zu Tale,
Mich sah der Heil'ge da, der betend stand
Und tadelt mich mit sanftgesproch'nem Wort.
Mein Sohn, so sprach er, höre mein Gebot,
Nimm du das Kreuz und wirf das Messer fort,
Denn solches Thun, nicht liegt's in meinem Sinn.
Und ich, wie ich die Rede angehört,
Ob jener Feinde, war's mir bitter leid,
Weil sie ihn suchten lebend oder todt.
Da ließ ein Jeder ab von seiner Wehr,
Denn Niemand wollt' dem Heil'gen widerstehn —
Der rief an einen Ort die Brüder alle,
Und so versammelt wie sie jetzo waren,
Erhob zu ihnen er die milde Rede.

Es folgt die Trost- und Ermahnungsrede des Reformators, welcher den Brüdern ankündigt, daß er sich freiwillig in die Hände seiner Feinde geben wolle, nachdem Malatesta mit falschen Worten ihm dazu geraten hatte.

Ich sah mit eig'nem Aug' wie er sich gab
Mit dem Genoß Dominicus dem Feinde,
Und wie er freudig stand mit sanfter Miene,
Bedräut vom grimmen Volk mit wildem Hohn!
Denn mit Geschrei ward er hinausgestoßen,

Mit Feuerfackeln war er dicht umgeben,
Mit Lichtern, Lanzen, Schwert und Schild und Bogen.
— — — — — — — — — — —
Nicht weiß ich, ob so groß der Hölle Lärmen
Als das war jener Nacht, in welcher man
Ihn führte nach Florenz zur Signorie.
Drauf es geschah, daß an dem andern Tage
Der Malatesta gab den schon gesuchten
Silvestro auch dem Feinde in die Hände.
Und weil entzündet war der Grimm der Bösen,
Jeronimus, Dominicus, Silvester
Tortur und Marter mußten sie erdulden.
Gestattet hat der himmlische Regierer,
Daß sie begriffen nicht des Dieners Rede,
Dem sie mit Hohn anthaten übles Leid.
Der folgte ganz des Amos Art und Weise
Und sprach, da ihn die Uebelthäter fragten:
Bist du Prophet? — Prophet, das bin ich nicht.
Von mir ist sein Proceß mit Fleiß berichtet
Im Trialog, den ich vordem geschrieben,
Zehn Jahre sind's: nun hab' ich ihm erwählt
Zum neuen Titel: Das Razionale.
Da deckt' ich auf die ungeheuren Lügen,
Und so ausführlich bin ich dort gewesen,
Daß mir die Schrift der Qual genug bereitet.
In jenem Büchlein hab' ich wollen nennen
Die Bösewichter sonder Scheu mit Namen,
Denn wissen soll die Welt von ihrer Tücke.
Und ward ich gleich um dieser Rede willen
Verfolgt und eingekerkert und verstoßen,
Doch will, solang ich athme, ich nicht schweigen.

Nun erzählt Benedetto, wie nach dem Tode Savonarola's seine Anhänger sein Andenken abschworen und schimpflich seine Fahne verließen.

Nicht Einer blieb fürwahr in seiner Treue,
Ich selber auch zu wanken hab' begonnen.
Mein Frost war kurz und wieder kam die Glut.
Bestürzt war ich geblieben noch drei Tage,
Dann wie die Drossel, die dem Hanf entgangen,
Wich gen Viterbo ich mit bitt'rem Schmerz.
Da war zur Ruh' gekommen mein Gemüt,
Und in der Brust entglomm ein heftig Feuer,
Das gab der dunkeln Seele wieder Licht.
Und war ich ohne Wert und sonder Wissen,
Doch für den Meister, den ich so geliebt,
Setzt' ich entgegen mich gleich scharfem Dorn,
Und stach die Wölfe jedes Orts und Ranges.
Die haben sich voll Wut auf mich gekehrt
Und Netze viel und Stricke ausgebreitet,
Doch immer biß ich sie mit meiner Zunge.
Nie konnt' der Feind mein mutig Herz besiegen,
Doch mit den Martern, die sie reichlich gaben,
Den Leib zu bänd'gen mocht' ihm wol gelingen.
Der muß durch Schuld von meinem Sündenleben
Verlassen nun in Kerkernacht vertrauern,
Dem Ziel der Pfeile ist er gleich zu achten.
Doch halt' die Wahrheit nimmer ich verborgen,
Und preise den Propheten in dem Herrn,
Deß Prophezeien nun sich klar erfüllt.
Ein jeglich Leid will ich getrost erdulden
Um meine Schuld und den verbrannten Meister.

Das letzte Kapitel enthält eine Lamentation über das Ende des Propheten und erzählt die Art seines Todes. Dann schließt das Gedicht, welchem ohne Zweifel noch ein anderer Teil folgte, mit einem Aufruf an Savonarola, seines Versprechens sich zu erinnern und des armen Verfassers sich anzunehmen.

Marchese, welchem wir die Herausgabe jenes alten Gedichts verdanken, hat keine besondere Geschichte Savonarola's geschrieben, aber sein Leben dem schon genannten Prachtwerk der Fresken in San Marco beigefügt. Es ist von Interesse, zu wissen wie ein heute lebender Dominicaner über den ehemaligen Prior seines Klosters spricht. Er sagt am Anfang: „Der Leser wird sehen, wie ein Mann den schrecklichen Untergang fand, welcher vielleicht der größte seiner Zeit und vieler andern Zeiten war. Er wird erkennen, wie ihn weder der Adel seines Geistes und die Heiligkeit seines Lebens, noch die Hoheit seines Zweckes zu schützen vermochten. Er wird erfahren, welche Hoffnungen mit ihm starben und welches die bittern Früchte seines Todes waren, und wie Galgen und Scheiterhaufen nicht genügten, in den Gegnern den heftigen Durst nach Rache zu löschen, welche noch gegen seinen Leichnam und sein Andenken wütete. Und dennoch leuchtet sein Name heute, da der Neid niedergeschlagen ist, zur Stunde noch in Ehren und ist allen Denen teuer, welche unzaghafte Freunde der Wahrheit sind. Dieser große und unglückliche Mann ist Fra Girolamo Savonarola."

Wichtig als Beitrag zu einer Geschichte Savonarola's sind die von demselben Marchese veröffentlichten Briefe und Documente, welche diesen verunglückten Reformator betreffen. Man findet darunter einige an seine Mutter, Elena Buonaccorsi, an seinen Freund Dominicus, an seine Schwester Beatrice, an Pico di Mirandola, unter den Documenten auch das Schreiben Ludwigs XII. an die Regierung von Florenz, worin dieser König um Aufschub des über Savonarola verhängten Urteils bittet.

Am Ende seiner Einleitung in die Sammlung sagt Marchese: „Hier schließen wir unsere geduldigen Forschungen über das Leben und den Tod Savonarola's mit dem Wunsche, daß endlich ein gewichtiger, fleißiger, maßvoller und streng katholischer Geschichtschreiber aufstehen möge, welcher frei von allem Unwesen politischer und religiöser Secten, uns einmal das wahre und männliche Angesicht jenes Großen zeigen möge, welcher in einer schwierigen und verderbten Zeit einen Ruhm erlangte, den die Verleumdung von vier Jahrhunderten nicht vermindern konnte."

Der Wunsch Marchese's ist in Erfüllung gegangen, da Pasquale Villari, Professor der Geschichte in Pisa, sein vortreffliches Werk: „Die Geschichte des Girolamo Savonarola und seiner Zeit", veröffentlicht hat.

Toscanische Melodieen.

(Nach Texten aus dem Volk.)

An ***

diese Feldblumen.

Wir sind Kinder der Secunde,
Und vergehen bald;
Ueber Woche nicht und Stunde
Haben wir Gewalt.

Holde Geister sind wir jener
Freude die erblüht,
Als die längsten Freuden schöner,
Wandernd im Gemüt.

In des Lebens Pilgertume,
Seinem Leid und Glück,
Ist ja auch die schönste Blume
Nur der Augenblick.

Rom, 10. April 1863.

I.

Ich schick' dir die Vögel als Boten,
Denn and're Diener hab' ich ja nicht;
Sie setzen sich auf die Bäume und Rosen;
Sie sind so müde von all' dem Fliegen;
Sie setzen sich auf die Bäume von Pisa;
Ich schick' dir viel Grüße, du schönste der Rosen;
Sie setzen sich auf die Bäume von Livorno,
Ich lasse dich grüßen, du Blumengesicht.

II.

Wenn dein Bildniß wäre gemalet,
Und zum König der Heiden gesandt,
Mit seinen Schätzen hätt' er's bezahlet,
Er gäb' dir die Kron' in die Hand;
Und ließe verkünden die Lehren
Vom Herren Jesu in seinem Reich,
Und daß sie sich sollten bekehren,
Und dich lieben zugleich;
Alle Heiden sich sollten bekehren,
Und dich lieben zugleich.

III.

O Sonne, o Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Ich hab's heut' nimmer geseh'n.

O Sonne, dort drüben am Hause
Zwei Weiden, zwei Weiden weh'n;
Vor ihrem off'nen Fenster
Zwei Lorbeerrosen steh'n.

O scheidende Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höh'n,
So grüße mein herziges Liebchen,
Die dunkeln Augen mir schön.

IV.

Ich gehe des Nachts, wie der Mond thut geh'n,
Ich suche, wo den Geliebten sie haben;
Da hab' ich den Tod, den finstern, geseh'n,
Er sprach: such' nicht, ich hab' ihn begraben.

V.

Ich bin klein, und hab' noch nicht zehn Jahre,
Bin geschrieben schon in's Buch der Liebe.
Nahmen mir das Kleid, das schöne, klare,
Gaben ein braun Kleid mir gar zu trübe;
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber.
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wären gleich von ihr viel hundert Arten.
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber;
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wenn von ihr gleich tausend Arten wären.

VI.

Ich will ein Haus mir bauen,
Das soll von Seufzern sein;
Den Kalk mit Tränen lösch' ich,
Mit Tränenflut allein.

In's Haus will ich mich schließen,
So lange wohn' ich da,
Bis meine erste Liebe
Ich wiederkommen sah.

Und will in's Haus mich schließen,
Und klagen ungestört,
Will alle Sterne zählen,
Bis Er mir wiederkehrt.

VII.

Liebe Schwalbe, kleine Schwalbe,
Du fliegst auf und singst so früh,
Streuest durch die Himmelsbläue
Deine süße Melodie.

Die da schlafen noch am Morgen,
Alle Liebende in Ruh',
Mit dem zwitschernden Gesange
Die Versunk'nen weckest du.

Auf! nun auf! ihr Liebesschläfer,
Weil die Morgenschwalbe rief;
Denn die Nacht wird den betrügen,
Der den hellen Tag verschlief.

VIII.

Klagen ist der Mond gekommen
Vor der Sonne Angesicht.
Soll ihm noch der Himmel frommen,
Da du Glanz ihm nahmst und Licht?

Seine Sterne ging er zählen,
Und er will vor Leid vergehn:
Zwei der schönsten Sterne fehlen,
Die in Deinem Antlitz steh'n.

IX.

Ich sah am Fenster drei Mädchen,
Die Blicke mir zugewandt;
Sie haben mir plötzlich drei Pfeile
Der Liebe hinunter gesandt.

Die eine traf mir die Stirne,
Die and're das Haupt mit Schmerz;
Das allerschönste der Mädchen,
Es traf mich mitten in's Herz.

Einen Glückwunsch send' ich der Guten
Und schönen Dank zurück;
Der Aeltesten aber der Schwestern
Empfehl' ich mein Herzensgeschick.

X.

O Rose, o Rose, o Rose so klar,
Wie dich so schön doch die Mutter gebar!

Sie gebar dich so schön, sie steckt dir in's Haar
Eine Blume, und stellt' dich an's Fenster,
An's Fenster, um Liebe zu kosen.
Sie gab dir in's Haar eine Rosen,
Eine Rose in's Haar, und stellt' dich an's Fenster,
Den Bräutigam dir zu erlosen.

XI.

Er.

Sprich, o Mädchen, wer wird erben
Deine Schönheit vor dem Sterben?
Laß mich diesen Schatz erwerben,
Weil ich doch so lieb dich habe.

Sie.

Keiner, keiner soll ihn erben,
Mag die Schönheit nur verderben,
Und zergeh'n in lauter Scherben,
Will sie tragen bis zum Grabe.

XII.

Eh' du, Liebliche, die Augen
Lachend zu den meinen lenkst,
Eh' du wieder sie mit einmal
Auf den Busen sinnend senkst:
Woll's mit Zeichen mir verkünden,
Daß ich mag mein Herze binden,
Und mit Kraft es zügelnd halten;
Denn es möchte sonst vor Lust,
Vor den großen Liebgewalten
Mir entspringen aus der Brust;
Daß derweil ich's möge binden,
Eh' mir's jauchzend will entschwinden.

XIII.

Ich sah ein lichtes Wölkchen
In blauen Lüften weh'n,
Das that aus Liebe wandern,
Zur Sonne reisen geh'n.

Und seh' ich dich, o Jüngling,
Spazieren dort und hier,
So denk' ich auch, du thust es
Allein aus Lieb' zu mir.

Und trittst du aus dem Hause,
Dann werfen dir im Nu
Die Rosen auf der Straße
Dir Blumenschlingen zu.

XIV.

Willst du todt seh'n deinen Sklaven,
Laß dein Haar unaufgerollt,
Laß es fließen um die Schulter,
Lockenströme wie von Gold.

Goldne Fäden sind die Locken,
Schön das Haar, und wer es trägt,
Goldne Fäden, feine Seiden,
Schön das Haar, und wer es strählt.

XV.

Steht mein Liebster auf dem Hügel,
Komm' ich, bellt sein Hund nach mir;
Hündchen, Hündchen, laß dein Bellen,
Komm' zum Herrn, und nicht zu dir.

Deinen Herren will ich haben,
Liebes Hündchen, sei nur gut;
Haben will ich deinen Herren,
O was bellst du so in Wut!

XVI.

Zwei herbe Limonen hab' ich geseh'n,
Sie reiften durch Liebe der Sonnen:
Zwei Schlangen sah ich durch's Wasser geh'n,
Sie schwammen in Liebe und Wonnen.

Durch's Wasser wollt' ich wol schießen,
Als wie der bewegliche Aal;
Für einen von deinen Grüßen,
Da grüß' ich dich tausend Mal.

XVII.

Und ob du mich ließest
So Nächte wie Tag,
Und ob du mich fliehest,
Ich folge dir nach.

Und ob du auch eilest,
Und wanderst so sehr,
Weit über dem Meere,
Ich folg' dir auf's Meer;

Mit Nöten und Kummer
Durch Meere und Welt,
Durch Welten und Meere,
Wohin dir's gefällt.

XVIII.

Ob du, Täubchen, deinen Flug genommen
Durch die Lüfte, bis zum Himmelszelt;
Ob du schweifest durch die weite Welt,
Mußt doch einmal in die Hand mir kommen.

XIX.

Wenn's die Bäume könnten klagen,
Wenn die Blätter Zungen wären,
Und die Welt Papier zum schreiben,
Tint' das Wasser in den Meeren,
Federn, Blumen nicht zu zählen,
Möchte doch manch Blatt mir fehlen,
Meine Liebe dir zu sagen.

XX.

Will dich lehren was von Liebe,
Stehe auf am Morgen früh,
Eine Lilie aus dem Garten
Von dem Stengel breche sie.

Setz' an's Feuer sie ein Stündchen,
Laß sie länger kochen nicht:
Und dann wasche mit den Händchen
Dir dein liebes Angesicht.

XXI.

Junger Knabe, der du gehest
Auf und ab am Fenster hier,
Laß dein Wandern nur, o Knabe,
Denn ich singe nicht zu dir.

Meine Weise gilt dem Liebsten,
Der ist gangen aus dem Tal;
Seine Schönheit blühet schöner,
Als die deine tausend Mal.

Heller blühet seine Farbe,
Als die Au, die er verließ;
Auf die Erde ist er kommen,
Und er kam vom Paradies.

XXII.

Richten will ich Tisch und Gastmal,
Laden die unselig lieben;
Und mein Herz geb' ich zu essen,
Und zu trinken ihnen Tränen.
Seufzer, Klagen sind die Diener,
Die Verliebten zu bedienen;
Und der Schenk soll schwarzer Tod sein;
Weint ihr Steine, seufzt ihr Mauern!
Heil'ger Tod, das soll der Schenk sein;
Steine, seufzt, und rufet Ach! nur.

XXIII.

Die Turteltaube ist blieben allein,
Nun sucht sie den Bulen der Liebe;
Kommt sie an's Bächlein, taucht sie darein,
Ist es ein klares, macht sie es trübe.

Dann schlägt sie das Herz mit den Flügeln,
Und eilet hinweg, und klaget: o Liebe!
Und schlägt sich an's Herz mit den Flügeln,
Und jammert und klagt: unselige Liebe!

XXIV.

Blaues Sternlein, du sollst schweigen,
Das Geheimniß gib nicht kund,
Sollst nicht allen Leuten zeigen
Unsern stillen Liebesbund.

Mögen and're steh'n in Schmerzen,
Jeder sage, was er will;
Sind zufrieden unsre Herzen,
Sind wir beide gerne still.

XXV.

Am ersten Tage des Maien
Der Blumen ging ich mich freuen;
Ein Vöglein kam den Busch entlang,
Von Liebe das Vöglein sang.

O Vöglein, du kommst von Firenze,
So sag' mir von Lieb' in dem Lenze:
„Die Liebe beginnt mit Schallen und Tönen,
„Die Liebe, sie endet in Jammer und Tränen."

XXVI.

Streust du Dornen auf die Gassen,
Gehe nicht mit nackten Füßen;
Klagen soll nicht hören lassen,
Wen Verstand und Sinn verließen.

Ist der Winter angekommen,
Tau des Himmels ist gefallen;
Doch mir Armen kann nicht frommen
Keine Jahreszeit von allen.

Erde hat ihn aufgesogen,
Fiel herab der liebe Segen;
Nur für mich kommt nichts geflogen,
Weder Tau, noch Blumenregen.

XXVII.

Fensterlein, Nachts bist du zu,
Thust auf dich am Tag mir zu Leide:
Mit Nelken umringelt bist du;
O öffne dich, Augenweide!

Fenster aus köstlichem Stein,
Drinnen die Sonne, die Sterne da draußen,
O Fensterlein heimlich und klein,
Sonne darinnen und Rosen daraußen.

XXVIII.

Seh' ich die Straße dich kommen, Geliebte,
Deine Schritte dann zähl' ich zumal.
Du machest die Schritte, ich mache die Seufzer,
So Schritte, so Seufzer, und Zahl um Zahl.

Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Schritte der Füßchen, die Seufzer der Brust?
Sage, Geliebte, sind ihrer mehre,
Die Seufzer der Qualen, die Seufzer der Lust?

XXIX.

Briefchen schrieb und warf in den Wind ich,
Sie fielen in's Meer, und sie fielen auf Sand.
Ketten von Schnee und von Eise die bind' ich,
Die Sonne zerschmilzt sie in meiner Hand.

Maria, Maria, du sollst es dir merken:
Am Ende gewinnt, wer dauert in Streit,
Maria, Maria, das sollst du bedenken:
Es siegt wer dauert in Ewigkeit.

XXX.

Selig ist das Sternlein drüben,
Das dem Mond zur Seite geht;
Wol ein Engel mag es lieben,
Der in seinen Diensten steht.

Traurig ist's zu sein geboren
Freudenlos und ohne Glück,
Von den Menschen nicht erkoren,
Und verstoßen vom Geschick.

O du Schicksal: ohne Liebe!
Welche Hand ist's, die mich hält?
Nicht geliebt von keiner Liebe,
Als vom Unglück in der Welt.

XXXI.

Eine Quelle sprudelt nicht zwei Flüsse,
Kann nicht zwei auf einmal machen fließen;
Eine Kerze brennt nicht in zwei Flammen,
Kann nicht zwei auf einmal lodern machen.

Eine Glocke hallt nicht in zwei Klängen,
Kann nicht zwei auf einmal machen klingen;
Eine Schöne brennt nicht mit zwei Herzen,
Kann nicht zwei auf einmal selig machen.

Selig machen kann sie zwei Verehrer,
Den durch Worte, diesen durch Gewährung;
O so mache selig denn, Geliebte,
Ihn durch Worte, mich durch die Gewährung.

XXXII.

Liebe Rose, Blume der Rosen,
Willst du mich meiden, so sag' es mir klar;
Dich liebt' ich seit frühesten Tagen,
Ich liebt' dich durch Monden und Jahr.

Ich liebt' dich durch Stunden und Monde,
War es in Trauer, war es in Scherz;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir zurück mein Herz.

Dich liebt ich durch Monden und Jahre,
Mit Herz, mit Mund und mit Blick;
Liebe Rose, Blume der Rosen,
Nun gib mir die Jahre zurück.

XXXIII.

Amor, Amor, lieber Seemann,
Mir dein Schiffchen leih'st du schon,
Auf die Meerflut muß ich fahren,
Denn mein Mädchen ist entfloh'n.

Wenn ich sie ersegelt habe,
Sie gefangen nehm' ich mir;
Um den Nacken will ich grimmig
Eine Kette binden ihr.

Um den Hals will ich ihr knüpfen
Schöne Dinge hier zur Hand;
Eine Lilie, vier Sterne,
Und ein Kreuzchen von Demant.

XXXIV.

Wenn ich wüßt', du würd'st mein eigen,
Ein Matrose wollt' ich werden,
Wollt' dich malen auf die Segel,
Und dich zeichnen auf mein Schiff.

O was sagten die Matrosen,
Säh'n die Liebe sie des Schiffers
Abgemalt auf allen Segeln?

O was sagten dann die Leute,
Gingen sie vorbei und sähen,
Abgemalt des Schiffers Liebe
Auf der dunkeln Segelbarke?

Die Insel Capri.

1853.

Votum fecit, gratiam recepit.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies classisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen

Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen wild und schartig, in den Aeter hinaufgreifend und von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer war zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über einer hölzernen Brücke und durch das alte Tor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnißlosigkeit und Kindlich-

keit vor sich. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Procession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Buße zu thun war, denn die Procession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies ein Zug von Bacchuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und

Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so enge sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Procession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Caps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf

von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhalten hat. Vielleicht waren es Osker vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wol schon vor Zeiten zwei Orte; Strabo sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine."

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stammes, wie Tacitus und Virgil sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Zeit, etwa im 8. Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars noch ver-

stärkt wird. Aber die Griechen, obwol auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen classisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst hier am Strande aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten Augustus; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiberius nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen Augustus das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier heitre Tage zu, wie Sueton erzählt. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet;

Reisende und Mannschaft legten weiße Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu andern Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waaren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Uebungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Aepfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns Derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisirten (griechischen) Vers:

«Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.»

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von

welchem Dichter er wol glaube, daß der Vers sei. Als dieser stockte, fügte er einen zweiten hinzu:

«Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?»

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies hat Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird seine menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Die kleine Insel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte nur ein düsterer Monolog dieses schrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtniß der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Tränen Christi" heißt. Sehr hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mann wie Tiberius geweint hat.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, dieser Kaiser auf einem bronzenen Rosse sitze, er selbst von Erz, mit brillantenen Augen, und auch sein Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn so sitzen sehen, aber die Spur des Orts bald wieder verloren. Ich hörte diese Sage aus dem Munde des alten Franciscaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und fand sie auch im Buche Mangone's über Capri. Sie erinnert an den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiberius ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahre 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf Jahre lang, bis er, bei kurzer Abwesenheit, am Berg Misen erstickt wurde. Er hatte das Eiland zu einem prachtvollen Lustgarten umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen Capri in Verbindung mit den großartigen Felsen ein schönes Ansehen gegeben haben. Heute ist die Insel mit Trümmern von Bauten überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten.

Als Tiberius todt war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht Capri's verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tibers Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der

Insel gewesen, hatte hier zum ersten mal den Bart abgelegt und die Toga genommen, und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus sein Weib Crispina und seine Schwester Lucilla die Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Loos der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel, und fiel im 9. Jahrhundert an die blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri in den Besitz des tapfern Roger von Sicilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie seither von den Normannen, den Hohenstaufen, den Anjous, und Aragoniern besetzt und durch Capitäne regiert.

Im Jahre 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sicilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Commandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister Napoleons in Sanct Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher

Capri zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könnte erstiegen werden. Am 4. October 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capri's aufzuklären. Eindruckslos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtniß an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu vernehmen. Aller Orten hört man ihn, weil er mit dem Local verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für Den, welcher für dunkle Scenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.

Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Contrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönert und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer wieder sich aufdrängenden Vorstellung des finstern Despoten Tiberius.

Die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was mein Erstaunen erregt. Es

gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün, und so stellt sie ein Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form bezwungen ist. Die Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Aehnlichkeit der Natur Capri's mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Insellandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses.

Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesäet, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wolgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden. Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Auch der schönste Strauch

Capri's, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich hier an alle Gemäuer und Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Oelbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig, wie in Campanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siciliens verleiht, ist die Fülle von Cactusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wol zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr

originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiberius. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und schöne Blumen, zumal blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; da sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Die von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arcaden eines Tempels; sie erinnern mich an die kleinen Häuser in Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capri's der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern zerstreut in ihren Masserien, um die Höhen oder an den Füßen der Felsen. Ein jedes dieser Landhäuser scheint das Asyl der Glückseligkeit und des Friedens zu sein.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind in der That das friedlichste Volk der Welt, milde von Sitten, bitter

arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im Allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die Andern sind in der Regel Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Der Pächter zahlt jährlich 80—120 neapolitanische Ducaten Zins, die er sammt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Oel und den Früchten erzielen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß er verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der unglücklichen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist ein Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe seinen Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, sodaß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capri's ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise

aus, und werden dann in Scharen ergriffen oder in Schlingen gefangen. Capri hat sonst keine Jagd und kein jagbares vierfüßiges Thier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche Nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders Nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Thier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vor dem Wogenschlage nicht sicher, und gibt nicht Raum genug. Deshab werden

die Kähne beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strande, und drei große vermitteln den Verkehr zwischen der Insel und dem Festlande. Jeden Dienstag und Freitag kehren diese aus Neapel zurück, wohin sie Tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Treiben auf dem Ufer, weil auch Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um dasjenige in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da Einer nach dem Andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zu fieberhafter Thätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strande harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Gemüse, Melonen, Zwieback, oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch mancher Blumenstrauß von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Canzone vom Quai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus demselben Boote ausgeschifft worden ist.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern in Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel

vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana-Capri's und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im October wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Ducaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Ducati als Erforderniß zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Ducati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Ducaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Ducati und heiratet nicht? — Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige.

Auch an den Strand Capri's treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und

bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wol kaufen wirst.

Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidencultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowol droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstüle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri. Ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tages bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstul geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos“ beginnt:

22*

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein naiveres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt in Capri und jener Neapels kann es nimmer geben.

Die Mädchen in Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und

blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webstul in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Perugino's und Pinturicchio's ähneln, und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capri's und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen in Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen in Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfchen tragen.

Es kam vor 14 Tagen ein neapolitanisches Schiff

und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämmtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit deu Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonue und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehn mal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notirte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Contract gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden,

so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuf von Herculanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Aegyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf der Erde sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Malzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thür ihres

Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen lachten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Concert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Cactusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Oel. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran“ oder Bajocco oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders Kinder und Mädchen, welche so bitten, ich will

nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria." Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule zu Ana=Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia", und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilicum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausirer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie Kinder; und hier wünscht man sich die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Annarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln.

Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wol beschließen könnte. Das lehren auch die Invaliden, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in ihrem Quartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen Napoleonischer Zeit, andere datiren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lastthiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stabe sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Procession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Loos, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft umherzugehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist,

nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und auf den Vesuv bezaubernd schön ist.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abend geben sie ihr Concert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Guitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Guitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harmlosen Eiland sogar das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwol sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Marienmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet; man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie todt sind. Man trug das Kind ohne Ceremonie in die Gewölbe der Kirche, wo hier noch alle Todten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Cristiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgend einer schönen Stelle über dem Meer.

So also ist das Volk in Capri, und weil der enge Raum alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Oeffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnißlosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchentagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Reisenden, welche im Gasthause Don Michele's einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen

mit der Weinlaube, bald einen Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Es gibt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wolig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wol kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wol bin ich hier zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen Ana-Capri's plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Ueberrest der alten Stadt, die Kirche San Costanzo. Sie war die Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn Capri war seit dem 10. Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi, und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stuhl nicht mehr besetzt, sondern die Kirche Capri's unter Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen

großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben worden ist. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht.

Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das Wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen in Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der Erste, welcher die Insel durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahre 1777, dann folgten ihm Hadrawa, und im Anfange dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche Alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Ort die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capri's und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zer-

störter Inschrift als Schwelle an Hausthüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgend ein antiker Ueberrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiberius hart am Meer. Hadrawa ließ sie im Jahre 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Capitäl, welches heute im Museum Neapels steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das britische Museum zu bringen wußte. Heut ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbcirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht war. Eine zerbrochene Säule von orientalischem Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Castell Capri's, ein kleines Fort mit crenelirten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittel-

alterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahre 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Fußböden, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bilde des Germanicus und andere Figuren von Marmor und Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahre 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das Meer Siciliens, in den blauen Golf von Neapel, und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capri's. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein schmaler Strand auf der südlichen Seite, in wüste Klippen eingebogen, deren schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capri's. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika

beisammen liegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist Alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Hölen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß das Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Die eine ist wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus" des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstim-

mige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Accorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne.

Es waren auf den Faraglioni, wie ich wol weiß, auch Möven zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen gethan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen, oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammen stehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen, und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina in Capri liegen ohne solche Träumereien? Die Wildheit dieser Uferscenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Hölen schlürfend Welle auf Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunkeln Caps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sterngleich und wie Meteore in den Wellen bald

verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins und dort am Cap wieder eins um das andere.

Man sieht die Fischer auf den weißen Kieseln des Sandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Oede hat ihre stille Geschäftigkeit etwas Seltsames. Sie scheinen geheimnißvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Local, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier stundenlang wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten Grotten dieser an Hölenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höle wol richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für

die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingange sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Cap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wol befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Berges Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not gerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf dieser Inselscholle schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capri's. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelen-

ruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernröhre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thüre aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sicilien, ob und welche „segelbeschwingte" Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme Iliums melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n) — und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost

beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstral wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstral über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstral auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Aeschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues", sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine sieben Sachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merk-

würdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem Aeschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Oelbäumen grünt. Auf seinem Rande steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein jetzt verlaßnes Kloster. Es nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arcaden, geschnörkelten Glockenstüle und Terrassen, und die Reihe gewölbter Dächer heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrunde des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capri's, welches ein gothisches mit roten Ziegeln gedecktes Dach hat. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich an dem großen, von Arcaden umschlossenen Raum. Die Zellen nun gar, die kleineren Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrint.

Die Certosa wurde im Jahre 1363 von einem edeln Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet. Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig that dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er ein Gotteshaus nach dem Plan jener herrlichen Certosa San Mar-

tino, welche auf dem Vomero Neapels steht. Mit der Zeit wurde dies Kloster reich, die besten Aecker Capri's fielen ihm zu. Aber die Parthenopeische Republik hob dasselbe und noch zwei andere Klöster in Capri auf, und ihre Güter fielen an den Fiscus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capri's das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capri's war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowe's und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazareth aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hierher, jenes schändliche Lusthaus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Indeß was jene Trümmer bedeuten weiß man nicht, und selbst von den großen Mauerresten, die über der Tragara bis Tuoro grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, kennt man die ehemalige Bestimmung nicht. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Ueberrest in der hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus Kalkstein, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite nebeneinander gereihte Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Die Meinung Rasario's Mangone, diese

Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tibers hinaufführte, mag wol richtig sein. Die Straße teilte sich dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa auf San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Ueber den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Ueber sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das blaue Meer. Daß auf dem Gipfel San Michele einer der schönsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die Lage dieses Ortes. Man sieht schon am Fuß des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf der Fläche stehen Gärten und Vignenhäuser auf holem Boden, der unter den Füßen klingt und anzeigt, daß unten Gewölbe liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, und von ihm hat der Berg den Namen. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am Berge und zieht durch seine originelle Architektur den Blick auf sich.

Man grub auch auf San Michele Manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassirt und mit Oelbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, sodaß man

vom Berge auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berg auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf, und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Caps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Hier führt eine schroffe Stiege hinab, wo mitten im Ufer eine tiefe, schöne Grotte sich aufthut, die rätselhafte Matromania. Sie hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand erweitert; schon am Eingange sieht man römisches Gemäuer, und im Innern hängt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen über-

einander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe.

Der Name Matromania, den die Grotte führt und das Volk in bewußtloser Ironie zu Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Dies Heiligtum war dem Mithras geweiht; denn man fand in der Grotte eins jener zahllosen Reliefs, welche das Mithrasopfer darstellen. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, knieend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Zu dem mystischen Sonnendienst war diese Grotte Capri's wol geeignet; sie schaut gen Osten, und wer aus ihrer Tiefe Helios aufsteigen sieht und das Purpurglühen der Berge und des Meeres betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

In dieser Höle machte man einen geheimnißvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,

Den nicht Moira's Gebot fortraffte, die Herrscher-
gewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer
ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches
der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Aeltern vernichtet die
Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig
der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des er-
leuchtenden Tages.
Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein
Bruder,
Aeltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr
Armen!

Von welcher schrecklichen That spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Loos ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höle den Mund aufthun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben.

Die Ueberlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiberius, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Ueberlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit Suetons als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt, wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe.“ Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thüre das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er den Fremden das Gräßliche gleichsam auf dem Präsentirteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro Capri's zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Rings umher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro zu Alexandria, mit den Türmen in Ravenna und Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuhler des nachtdurchschweifenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahre 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Leuchtturm Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejans aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer

der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Ueberlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capri's sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben, Gallerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäle, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern zeigen Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen gut erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den vollkommen erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaiserſitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius Alles, was auf der Insel vorging, er sah auch die Schiffe, welche von

Hellas, von Asien und Afrika, in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Schön aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Cap der Minerva und betrachtete dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirge, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva, der Sirenen, und des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines römischen Kaisers belebt.

Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren des Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vaticanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herculanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner caprischen Periode angehören. Im Vatican steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden ist, aufgestellt in der Gallerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen.

Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia

zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden, von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an classischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal gesehen hat; man erwartet das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner Züge, die einem Sardanapal so wol entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Capitol.

Tiberius war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine schon sklavisch gewordene Menschheit. An der Schlechtigkeit der Welt ging er selbst zu Grunde. Caligula wurde bei dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und nach Augustus trat eine Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn

auch der Genuß des Herrschens wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode des antiken Weltschmerzes finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers Augustus. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrands, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwor er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, classischen Despoten Herrscher der neuern Ge-

schichte, Abenteurer, die sich auf einen Tron hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine Freigelassenen verweisen, mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er thun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Staatsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie Helldunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturze des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie August's zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er erschöpfte jede Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig angelegt, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Das lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte.

Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Lachen der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die

Geister jener Hetären, welche einst hier den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Finsterniß.

In solchen Betrachtungen über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf diesen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmuzigen Franciscanereremiten, und fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weißem Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich Tibe-

rius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Das ist die Geschichte des Christentums!"

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten." Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Schriften der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Bücher in Capri bei sich gehabt habe. Indeß auch Lascivitäten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Copie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Aehnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glaubt, jenes Relief stelle eine nächtliche Scene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier tragen, sie paßt also nicht für Tiberius. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben mit sichtbarem Behagen am Nackten copirt; es gehört nämlich zu seinem Local, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde.

Zwei mal wurden diese durchsucht, doch jedesmal un=

vollständig, im Jahre 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Fußböden von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capri's vor den Altar gerettet hat, auch viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum in Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das nahe Vorgebirge der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Coulissen eines ungeheuern Theaters. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Castell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das stralende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Caps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen symbolischen

Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten hatte, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der geheimnißvolle Mensch auch Schlangenzauberer sei. Er erzählte mir, daß er Schlangen fange und zwar lebendige, zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie", sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, stille zu liegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel zum Apotheker." — „Wie aber könnt Ihr ihnen befehlen, stille zu liegen." Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sanct Paul, dann liegen sie gleich still." — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben", fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" — „Nein", sagte er, „ich habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sanct Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und daß alle Thiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von Allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem

Zünglein auf die allerliebste Weise. Sanct Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana=Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter=Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana=Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit diese Colonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana=Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstule sitzen, seidene Bänder weben und Lieder singen, wie Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der

Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht, und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospect in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauem Gestein überdeckt, noch einige hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Castells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde, und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange steht hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier gibt es viel Oelbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewol sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht

nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webstul sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilicum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilicum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen in Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und

sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webstuhl, und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen Campo Santo, voll von Cypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, eine Arbeit aus dem 17. Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch. Es gibt Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen.

Wenig tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Reste

von Altertümern hat die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten besitzt als Unter-Capri; denn der hohe Berg senkt sich lang hingestreckt nach Westen wie nach Norden in's Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und dem Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capri's, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun todt, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Pagano's, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höle sei der Aufenthalt böser Geister und viele Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie in der Grotte waren, und zumal, sagt er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und

mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgende Entdeckungsurkunde hineingeschrieben

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtbarer Aberglaube Jahrhunderte lang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wol, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber gelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höle im Umlauf sind. Ich rate aber Jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntniß der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen

lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hinein schwimmt."

Der treffliche Kopisch hat sich auf diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun Alle heimgegangen sind bis auf Eichendorff, und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen Weiheguß auf die Gräber jener todten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen, aus der Zeit derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines todten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der Niemand weiß, wie das

Kind dazu gekommen sei. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte auf Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr geseh'n“. Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß

hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Ja, ich glaube wol, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorglut glühten dann die Mädchenleiber wie stralende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsagbaren Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerglut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als funfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffecte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphorescirend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capri's durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern.

Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Hölenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, sammtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, sodaß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dunkel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu umfahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Hölenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Caps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich Furcht erregend hoch und steil; die gigantischen Felsen steigen senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel umspinnt. So

geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben, bizarr und wild zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostcap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Hölenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Haideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Oelzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die weinende Madonna dolorosa, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche Frescogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, gleich dem heiligen Antonius, den man auf

einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Klettern, doch nicht mephistophelisch wie der Tiberius-Eremit, sondern nur sanft wie Heilige und wie die indischen Götter, wenn sie die Erde der Sterblichen berühren.

Ueber seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capri's und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Hercules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzeinseln, Ischia, das Eiland Vivara, Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fluß Tiberius ermordet wurde, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco;

der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Cap Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sant Angelo, weiterhin die sirenusischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge Calabriens, der Ufersaum von Pästum und Cap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Cultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, weil ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im

Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wol, du schönes Eremiteneiland Capri.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.